Jeremias Gotthelfs

(Albert Bitzius)

gesammelte Schriften.

9,10

Neunter Band.

Berlin, 1856.

Verlag von Julius Springer.

38 = D1

P. o. gen. 500 ii
9.19

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

353
6

Erzählungen und Bilder

aus

dem Volksleben der Schweiz.

Dritter Band.

Der Besuch auf dem Lande.

(Die Erzählung erschien zuerst in den Elsässischen Neujahrsblättern: Jahrgang 1847.)

Es dämmerte auf Erden, am Himmel schwand ein Sternlein nach dem andern; zu sumsen und zu surren begann es in einem langen und schönen Gebäude wie in einem Bienenstocke, der stoßen will. Grüne Männer traten in den grauen, weiten Hof, der vor dem Gebäude lag und durch ein Gitter nach außen verschlossen war. Es war kein schläferiges, langsames Kommen, einer nach dem anderen, wo keiner begehrt der erste zu sein, jeder augenscheinlich die versäumte Minute für gewonnen zählt; es war ein rasches Rennen, wo jeder vor dem andern sein wollte; es wollten die grünen Männer auch nicht zum Exerciren gehen, es war der Morgen, wo eine in Garnison gestandene Scharfschützen-Kompagnie nach Hause ziehen konnte. Geschäftig schossen die Unteroffiziere herum, hatten aber nicht viel zu thun, denn diesmal stund jeder recht und hatte alles in Ordnung. Fourier und Feldwebel schwitzten freilich, was aber auch ganz natürlich ist, wenn alles auf ihnen liegt, was Andere beschicken sollten. Die Offiziere fanden sich ein nach und nach, selbst der Hauptmann kam diesmal beinahe zu rechter Zeit. Indessen war die Kompagnie bereits in Reihe.

Trompeter und Hornisten stunden an ihren Plätzen, hatten die Lippen genetzt und spitzten auf's Kommando. Als

flüchtig der Hauptmann das Seine gethan, zog er den Degen, kommandirte, und noch war das „Marsch" nicht ganz in der Luft, als das lustige Blasen ertönte, die Kompagnie lebendig ward, wie eine grüne Schlange aus dem Hofe, aus dem Gitter brach, in's Freie sich wand. Wie so munter die Trompeten schmettern, so lustig die Hörner blasen, die Füße so rasch sich heben, als ging's zum Tanze, wenn Schützen in's Weite ziehen, sei es zum blutigen Treffen, sei es zu fröhlichem Waffenspiel! Aber wie lustig müssen die Herzen schlagen, wenn zur friedlichen Heimkehr die Hörner blasen, zum fröhlichen Wiedersehen, wo Vater und Mutter in des Hauses Ecke stehen, den ganzen lieben langen Tag nach dem Sohne sich umsehen oder ein treues Weibchen emsig auf den Beinen ist, aufs beste alles beschickt, zum Empfang des Vaters die Kinder schmückt, Kind um Kind ausschickt, wie Noah Vogel um Vogel, zum Ausguck nach dem Vater? Oder ein lieb Schätzchen aus allen Fenstern sieht, verstohlen, wie es meint, daß es niemand merken sollte, und lauter das Herz ihm pocht, wenn draußen es klopft, und immer mächtiger die Thränen in die Augen schießen, wenn es nicht der Schütze ist, sondern ein Anderer, und endlich die Thränen zum Weinen werden, wie einzelne Tropfen meist in Regen übergehen, wenn der Abend kömmt, aber kein Schütze?

Wie rasch muß der Marsch nicht sein, wie hoch müssen nicht die Herzen schlagen, wenn vor der Seele der Heimziehenden solche Bilder schweben, immer heller, immer lockender und näher die Heimath kommt, sichtbar die Hügel werden, an deren Fuß ihr Dörfchen liegt, die Wälder sich zeigen, an deren Rand ihr Häuschen steht, und wenn endlich „Auseinander, Marsch" der Hauptmann kommandirt; sollte es da nicht sein, als ob die müden Beine zu raschen Flügeln würden?

Doch warum nun im grünen Zuge düstere Gesichter, unsichere Schritte, dumpfe Flüche, wildes Thun? Ja frostig,

schauerlich weht es durch manche Seele; es hat sich der Garnisonsrausch gesetzt, ein düsterer Nebel über schwarzem See. Der schwarze See ist das Gewissen, und wie über Seen Winde wehen, schauert es ebenfalls fröstelnd vom Gewissen her. Die Garnisonstage stehen auf gleich Todten aus den Gräbern, schwanken gespenstig vor der Seele, zeigen das Geld, welches man nicht mehr hat, auch Schulden, welche man gemacht, zeigen einen wüsten, dunkeln Keim, aus welchem, wie sie oft gehört, die Menschen wachsen sollen, welche ein Ende nehmen mit Schrecken. Dieser Keim kam ihnen in's Herz wie ein Splitter in die Hand, sie merkten es nicht, sehen es jetzt. Wo über des Gewissens schwarze Gewässer eisige Garnisonswinde wehten und namentlich zum ersten Male, da klangen die Hörner anders wie sonst, nicht wie ein fröhlich Rufen zum muntern Schwertertanz oder zu den Spielen der Liebe, sondern dumpfverhüllt wie Grabesgeläute, wie ein Rufen vor Gericht. Wem so die Hörner hornen, der kürzt den Schritt, kömmt vorwärts wie ein Schiff, welchem Wind und Wellen entgegenströmen, während Andere das Sehnen der Liebe vorwärts zieht, zu raschem Gange sie beflügelt. Denn Solche, welche nach Vater und Mutter verlangen, nach dem lieben Weibchen sich sehnen, die bewahrte Treue zum Schätzchen treibt, die keine Schulden quälen, die den treuen Menschen unvergiftet heimbringen, gibt es Gottlob immer noch. Daher marschirt es sich so ungleich an solchen Morgen, daher ist so schwer, eine Kompagnie zusammen zu halten. Während die Einen den Sturmschritt anschlagen, stolpern die Andern einher wie alte Karrgäule; indem die Einen jede Rast verschmähen, bleiben die Andern in jeder Kneipe sitzen.

Unter der ausziehenden Kompagnie repräsentirten ihrer zwei diese widerstrebenden Richtungen ganz absonderlich, und doch war keiner von ihnen in irgend einem der gedachten Fälle; es waren ein Unterlieutenant und ein Corporal.

Jakobli Esau hieß der erste, des großen Herrn Esau's Sohn; der andere ward Sämeli genannt, war Sime Sämelis, eines reichen Bauern, Einziggeborner, hieß bei Hause Sime Sämelis Sämeli. Herr Esau und Sime Sämeli waren nicht weit von einander aufgewachsen und wenn auch nicht befreundet, so doch wohl bekannt. — Aber während Sime Sämeli auf seinem Hofe blieb, war Herr Esau, welcher keinen Hof besaß, in die Stadt gezogen, glänzte dort durch seine Talente, hatte sich der jungen Aristokratie angereiht. So waren sie äußerlich auseinander gekommen, während sie übrigens auch innerlich durchaus verschieden waren. Sime Sämeli war eine feste Eiche: trotzig, steif, spröde, die im Sturme bricht, Esau eine Weide, welche das Sumpfland liebt, dann rasch aufschießt, doch nicht hoch, welcher aber Wind und Sturm nichts thun; denn bekanntlich geben Weiden nach und beugen sich links und rechts mit gleicher Leichtigkeit und gleich tief, eben je nachdem der Wind geht stärker oder schwächer. Indessen waren sie in etwelchem Verkehr geblieben, welcher an Leben gewann, als beider Söhne in der gleichen Kompagnie sich fanden, der eine als Lieutenant, der andere als Corporal. Wären jedoch nicht die Schnüre und Epauletten gewesen, so hätte man ihr Verhältniß eher umgekehrt geglaubt, denn offenbar hatte Jakobli, Herrn Esau's Sohn, viel mehr Respekt vor Sämeli, Sime Sämeli's Sohn, als derselbe vor ihm. Das hatte aber seinen natürlichen Grund. Sime Sämelis Sämeli hatte einen Hof zu erben und viel Geld im Sack, Jakob nichts als ein mager Pöstlein, freilich Hoffnungen auf den Kredit des Vaters, aber was sind Hoffnungen, wenn man kein Geld hat und der Vater nicht viel? Zu diesem natürlichen Grund zum Respekt kam ein noch viel natürlicherer.

Sime Sämelis Sämeli hatte zwei Schwestern, welche hübsch sein sollten, jedenfalls reich wurden, und diese hatte der Jakobli, der Lieutenant, im Auge und ästimirte einst-

weilen den Bruder um der Schwestern willen sehr. Eine gute Parthie, das Wort hat Klang, wird einstweilen nicht aus der Mode kommen und besonders bei denen nicht, welche magere Pöstlein haben, lockern Kredit, daneben kein Geld, aber grausam viel Wünsche und Bedürfnisse, Sehnsuchten von allen Sorten.

Nun war es Herrn Esau's Jakobli gelungen, eine Einladung von Sime Sämelis Sohn zu bekommen. Sie war Sime Sämelis Sämeli nur entronnen, er wußte, wie lieb seine Mutter solche Besuche hatte und wie grob sein Vater jedem Herrn und namentlich einem neuen einbrockte, wenn er einen vor den Mund kriegte. Jakobli, Esau's Sohn, war dagegen ganz glücklich, er hoffte fast zweifelsohne auf reiche Eroberung. Er strebte daher ungeheuer vorwärts, machte rasende Fortschritte, während sein Corporal, wenn nicht an jedem Zaunstecken, so doch in jeder Kneipe hängen blieb, daß Jakobli fast irre an ihm geworden, ihn für einen Finsterling und Jesuiten gehalten hätte. Indessen half alles Hindern und Hemmen nichts, endlich kam man doch an den Ort, wo die Kompagnie entlassen werden mußte, jeder heimwandern konnte.

Züsiwyl, in dessen Nähe Sime Sämelis Hof stand, war von dort noch eine Stunde entfernt, und der Corporal hatte durch den Müller sagen lassen, daß man ihm dorthin das Fuhrwerk sende. Aber es war kein Fuhrwerk da, was einige Mißstimmung in die Gemüther brachte, besonders bei Jakobli, dem Lieutenant, der seine schönsten Stiefelchen (er hatte nämlich zwei ganze Paare) d. h. die engsten angerissen hatte. Sämeli brummte etwas von Pflügen und wie das nicht zu versäumen sei. Persche! sagte Jakobli, accurat wie viele Gelehrte es machen, wenn ihnen was vordemonstrirt wird, an dem sie auch nicht das Düpflein begreifen.

Züsiwyl lag nicht romantisch, die Landschaft war nicht belebt, die Gebirge sah man nicht, die Bäche murmelten nicht,

plätscherten nicht; mißmuthig, fast wie schwermüthig, schlichen sie durch die Ebene, aber die Matten waren feucht, die Wälder schön, der Boden gut, der Landmann reich, der auf dem Boden saß. Es war eine wahre Seufzerstunde, welche der arme Lieutenant durchhumpelte, und als endlich Sämeli sagte: seht dort in den Bäumen das Haus, das ist das unsere! war es Jakobli wie einem Missethäter, dem die Spießruthen geschenkt werden. Der arme Jakobli wußte nicht, was man Angesichts des Ufers noch alles erleben kann. Das Haus war weder ein schönes noch ein neues. Das Strohdach lag wie eine altersgraue Nachthaube über demselben bis auf die Fenster herab. Neben demselben stand ein sogenannter Stock mit angebautem Schopf und bildete mit dem Hause eine Art von Hof, in welchem gar mancherlei lag oder stand, beides wie es sich eben schickte. Seitwärts stand der mächtige Düngerhaufe mitten im Wasser, fast wie ein umflossenes Schloß. Vom Wasser wußte man aber nicht, war es eine simple Jauchepfütze, war es ein Teich oder gar eine Art von Badeanstalt, ein Schlammbad oder eine Gelegenheit, wo der Bauer und die Bäurin sich im Schwimmen übten. Jakobli vergaß fast, was er eben unter der Presse hatte, seine armen Füße, hielt scharfen Ausguck, ob an keiner Ecke ein Mädchen stehe oder eine schöne Jungfrau beim Brunnen, um dem Ankömmling und dem Kameel, welches er mit sich führte, den Durst zu löschen.

Aber keine Rebekka war zu sehen. Wohl war durstiges eVih beim sprudelnden Brunnen, aber es bedurfte keiner freundlichen Mittlerin, sondern soff selbst nach Herzenslust und machte es sich sonst behaglich, während drinnen der Melker mit frischem Stroh reinliche Lager bettete. Plötzlich entstand, man wußte nicht wie und woher und ergründete es nie, eine schöne Bewegung unter dem saufenden Vieh, die Kälber schlugen hinten aus, die Kühe stießen und sprangen, die Wehre fiel, lustig brach der Haufe in's Freie, bockend die

Kälber, kühn hochauf Kopf und Schwanz die Kühe, rannten ohne Rücksichten durch's ungemähte Gras, in großer Noth standen die Bohnen, um den Kabis hätte kein vernünftiger Mensch mehr einen Kreuzer gegeben. Eine einzige Kuh blieb kaltblütig am Brunnen stehn, schaute mitleidig in die Bewegung hinein; sie mochte früher wohl auch mitgemacht, aber den Ausgang zu klar erfahren haben, um ferner mitzumachen.

Wehret, wehret, ward gerufen und plötzlich ward es lebendig um's Haus. Aus allen Löchern stürzte Mannschaft und Weibervolk. Zu stumpfen Besen griff das letztere und schrie so mörderlich als möglich, zu Stecken, Geißeln, Gabeln die Mannschaft und sandte grimmige Donnerwetter vor sich her, ehe sie sich stürzte in's Gemenge. Während die Einen sich verstellten, begannen die Andern ein wild verwegen Jagen. Unter der Küchenthüre stand die Bäurin, Frau Sime Sämelene, mit aufgehobenen Händen und kommandirte schrecklich die Völker: Peter, der Kabis, der Kabis, wehr, wehr; Hans, du Gstabi, spring, siehst den Kleb beim Mohn; Mensch, Marei, du faul Thier, rühr dich, siehst die Bohnen nicht, du Blindschleiche was du bist. Den Melker sollte man abschlagen wie einen Hund, aber wart der nur, was zu Schanden geht, wird ihm am Lohn abgezogen. Der arme Melker sollte an einem Ereigniß schuld sein, welches in der Reihe der Dinge und von wegen des entschiedenen Fortschritts zur Nothwendigkeit geworden war! Ein schlank schön Mädchen hatte, wie eine Henne zu den Küchlein, zu Blumenstöcken sich gestellt, ein anderes kleineres aber runderes hatte ein Kalb erhascht, nun zerrten sie an einander, zweifelhaft, wer dem Zuge des anderen werde folgen müssen. Zwei Mägde rannten mit aufgehobenen Besen schrecklich herum, doch eigentlich mehr unter den Knechten als unter den Kühen. Der Melker repräsentirte die Besonnenheit, er sprang nicht, sondern stand bloß vor das Dach hinaus, rief: Ho, ho, sä, sä, streckte die Hand aus, gefüllt mit Salz, und wenn nicht Mägde in blindem Eifer

dazwischen rannten, so kam hier eine Kuh, dort eine schnobernd und schnaubend heran, ob aus Liebe zum Melker, ob aus Liebe zum Salz, war sie sich kaum selbst bewußt, ließ sich aber, durch das Salz besänftigt, gelassen bei den Hörnern fassen und dem Stalle zuführen. Neben dem Stalle aber stand ein langer, hagerer Mann, eine weiße Kappe auf dem Kopfe, kurze Hosen an den Beinen, eine leichte Geißel in der Hand. Wie am Horn der Melker eine besänftigte Kuh brachte, maß ihr der Mann einige tüchtige Hiebe auf, Denkzettel für die Zukunft.

Die einen schossen zitternd und stolpernd in den Stall, verfraßen den Schmerz an der vollen Krippe, andere machten kehrt, rannten mit aufgehobenem Schweif einstweilen wieder in's Freie. Drinnen fluchte der Melker über die unzeitige Züchtigung, welche später im Stalle weit sicherer und nachdrücklicher anzubringen gewesen wäre; doch fluchte er bloß leise, denn der lange Geißelmann war Sime Sämeli selbst, und der verstand nicht Spaß, nicht Widerrede, weder von Kühen noch Knechten.

Sime Sämelis Sämi, des Vaters würdiger Sohn, hatte sich gleich anfangs kühn in's Getümmel gestürzt, Jakobli dagegen war verblüfft stehen geblieben. Glücklicherweise versperrte er damit einen Gang in's Freie, und wenn eine Kuh ihn anrannte, rief er mit aufgehobenen Armen: Tschu! Tschu! Indessen faßte er doch allgemach den Standpunkt der Dinge, begriff, was die Kühe wollten und nicht sollten, und als er einen großen Schwarzkleb gegen eine hinter dem Hause liegende Hanfpflanzung sich stürzen sah, stürzte er vor, begann mit dem Schwarzkleb einen Schnelllauf, wie mit dem armen Hektor der wilde Achill. Es glückte ihm, er gewann den Vorsprung, er rettete die Pflanzung. Als aber der Schwarzkleb sich überholt sah, wandte er sich rasch und rannte vor dem Hause durch, rannte auf die Blumenstöcke ein, welche das Mädchen hütete, riß einige nieder trotz des Mädchens

Geschrei. Als Jakobli, der hinter dem Schwarzkleb herrannte, den Schaden sah, schwenkte er links ab hinter den Gartenzaun, er fühlte, die Vorstellung durch den Schwarzkleb unter solchen Umständen möchte nicht zu großer Empfehlung gereichen. Aber der arme Jakobli! Gesehen war er worden, das Unglück mit den Blumentöpfen geschah vor Aller Augen, seine Heldenthat am Hanf hatte niemand gesehen, er war keiner, den Zufall und Glück begünstigen und heben. Als Scharfschütze kannte er etwas von gedeckt Marschiren, vom Standpunkt, von Visiren und Observiren. Als er hinter der Ladenwand marschirte, dann observirte, sah er im Baumgarten ein Mädchen stehen, offenbar die andere Tochter des Hauses. Das Mädchen hatte ein Kalb um den Hals gefaßt, es gestellt, aber ab Platz konnte es dasselbe nicht bringen, ja es war zweifelhaft, ob nicht das Kalb mit dem Mädchen dahin fahren werde. Hier gingen Jakobli die herrlichsten Aussichten auf, kühne Thaten konnte er thun, zwei Würfe mit einem Steine, ein Kalb meistern, ein Mädchen erobern. Er stürzte in's Feld gleich einem Helden vor Troja, er stürzte dem Kalb um den Hals, mit schönen Händen im Bunde wollte er siegen. Aber o weh! Züsi, so hieß das Mädchen, ließ los, warum wußte es wahrscheinlich selbsten nicht; das Kalb aber erschrack wie natürlich, that einen Satz, kriegte die Freiheit, feierte sie alsbald in lustigen Sprüngen mit munterm Blöken. Mit großen Augen sah Jakobli ihm nach; zornig sagte das Mädchen: Hast du es scheu gemacht, so fang es wieder. Jakobli schoß dem Kalbe nach, kriegte es endlich beim Schwanz, endlich beim Ohr, endlich konnte er es stellen, aber den Tschacko hatte er verloren, und was sie jetzt miteinander anfangen wollten, er und das Kalb, war zweifelhaft; einstweilen war Stillstand, beide verschnauften.

Rundum war es stille geworden, das sämmtliche Vieh war gebunden in den alten Stricken und von hinten hielt Sime Sämeli ein scharf Hochgericht. Die Andern stunden

unterm Dache und waren begierig zu sehen, was Jakobli und das Kalb mit einander beginnen wollten. Wir zweifeln, daß Jakobli und dem Kalbe positive Zwecke klar wurden; es ward vielmehr eine einfache, gegenseitige Negation fühlbar; stieß Jakobli hier herum, sprang das Kalb dort herum, riß Jakobli vorwärts, drängte das Kalb nach hinten, sprang es nach vornen, riß es Jakobli am Schwanz zurück, und höchlich ergötzten sich darob die Zuschauer und ihr hell Gelächter trug nicht zur Einigung der widerstrebenden Kräfte bei. Endlich hörte man eine Stimme, welche zu Sime Sämelis Sämeli sagte: Geh doch und hilf, ich mag das nicht mehr sehen. Endlich stieg der Corporal wieder nieder in's Feld, aber mit Bosheit. Halte recht, sagte der dem Freund, und hieb dann das Kalb, daß es vorwärts schoß wie eine Kanone, und mit dem Lieutenant am Halse hinauf nach dem Hause und mitten unter die Leute fuhr, fast wie die Gergesener unter die Schweine. Droben fuhr der Haufe mit Gixen und Gaggeln auseinander, die Bäurin lachte, daß ihr der ganze Vordertheil auf und nieder ging wie die Schlägel in einer Oelstampfe. So fand sich Jakobli unerwartet vorgestellt und eingeführt durch ein Kalb und konnte sich nicht fassen. Er vergaß den Gruß von daheim an Herrn Sime Sämeli und Frau Sime Sämelene, vergaß die Anrede an des Hauses schöne Töchter, drehte das Schnäuzchen nicht, rieb die Hände nicht, folgte wie ein Schaf der Bäurin, welche ihn hineinkommen hieß und vorangehend ihn in die Hinterstube führte. Jakobli war sehr undankbar; der lustige Kampf mit dem Kalbe und die rasche Einführung hatten ihm den unfreundlichen Empfang erspart, welcher ihm sonst zu Theil geworden und welchen der Corporal mit gutem Grunde erzorget hatte.

Wenn die Bäurin die übliche Gastfreundschaft auf einige Stunden nicht ungern übte, so haßte sie doch bitterlich längere Besuche, welche den Gang der Haushaltung störten, die Arbeit hinderten. Sitz ab, sagte die Bäurin, wirst müde sein

und noch weiter wollen? Da hatte endlich Jakobli Gelegenheit zu sagen, daß er Jakobli, Herrn Esau's Sohn sei, seine Grüße auszupacken und zu bemerken, daß er so frei gewesen sei, seines Freundes Einladung anzunehmen und ihn hierher zu begleiten, da er schon lange Verlangen gehabt, ihre geehrte Bekanntschaft zu machen. So, sagte Sime Sämelis Frau, so, aus der Stadt kommt ihr und seid einer von Esau's, so! Hätte euch nicht gekannt. Die Großmutter wohl, der habe ich viel abgekauft, sie war zuweilen da, als sie noch hausirte mit allerlei. Auch euern Vater habe ich gekannt, ehe er zu einem vornehmen Herrn gerathen ist. Er war viel hier, aber daß ich ihn gar gerne gesehen, kann ich nicht sagen. Es schien mir, sobald der herumlaufe, gebe es was Ungereimtes, an was sonst kein Mensch gedacht hätte. Ihr werdet also da bleiben wollen? He nun so dann, so sitzet ab und nehmt vorlieb, und ist's euch nicht gut genug, so stecket einen Stecken dazu.

Nach dieser Herzensergießung ging Frau Sime Sämelene ab und Jakobli wälzte schwere Gedanken in seinem Gemüthe. Daß er unwerth kam und sich lächerlich gemacht, begriff er, und viel hätte er gegeben, vielleicht sein Schnäuzchen selbst, wenn er daheim gewesen wäre. Doch bald kam die Frau wieder mit Brod und Wein, brummend über ihre Töchter, von denen eine nicht zu finden sei, die andere aber nichts thue als lachen und mit keiner Lieb zu bewegen gewesen sei hineinzukommen. Es werde wegem Kalb sein, meinte die Bäurin, es hätte sie selbst fast lächern wollen, wie sie beide dahergekommen seien, daß man gar nicht gewußt, wer von ihnen vier Beine habe und wer nur zwei. Jakobli hatte es soweit in der Diplomatik seines Vaters gebracht, daß er etwas vom Ablenken wußte, wenn was Unangenehmes zum Vorschein kam; er fragte daher, wo wohl sein Kamerad stecke, daß er nicht hineinkomme. Ja, sagte die Bäurin, wenn der heimkömmt, so geht der nicht in die Stube, sondern in den

Stall; es nimmt ihn nicht wunder, wie es in der Stube ist, aber wie es im Stall aussieht, das nimmt ihn wunder. Und wenn nicht alles gegangen wie er gedacht, so begehrt er auf, wie wenn schon alles sein wäre. Daneben habe ich das nicht ungern, so muß Einer sein, wenn er ein Bauer werden will. Auf denen, welchen alles gleichgültig ist und welche so mir nichts dir nichts, für nichts und wieder nichts in der Welt herumlaufen, halte ich nicht viel, ich muß es sagen. Ich denke eben daran, daß unser Schwein dreizehn Junge geworfen, welche er nicht gesehen, b'sunderbar schöne, mit Ohren gerade, wie die hoffährtigen Mädchen das Haar kämmen, was ihnen so schlecht steht, und mit schön gedrehten Schwänzchen, viel schöner als euer Schnauz gedreht ist. Die muß ich ihm zeigen, er wird große Freude daran haben; hat er die Runde gemacht, so wird er schon kommen. Trinkt unterdessen und habt nicht lange Weile.

Draußen fand sie ihren hoffnungsvollen Sohn, wo sie ihn suchte, zeigte ihm die Ferkel, freute sich, als er sie schön fand; dann sagte sie: Jetzt kannst dich hineinmachen zu deinem Maulaffen, welchen du mitgebracht. Ich hätte geglaubt, du seiest klüger und brächtest nicht solch Zeug mit, welches nichts taugt, als daß man die Zeit darob versäumet und zum Dank brav ausgeführt und verhöhnt wird. Für eine Nacht mag es angehen, aber mach, daß er morgen aus dem Wege kömmt, sonst räuchere ich ihn weg, daß er abfährt, als ob er fliegen könnte. Das mach nicht, Mutter, sagte der Sohn, sonst müßte ich es entgelten. B'freffe werden wir ihm wohl haben und verbrüllet in der Stadt möchte ich nicht werden. Daneben kam er mir dort kommod, sein Vater hat viel zur Sache zu sagen, und was es aus ihm giebt, kann man nicht wissen. Jetzt ist er freilich nicht viel anders als ein Maulaffe, daneben ziehn ihm schon viele Leute den Hut ab, und wie es geht, weiß man, es kommt nicht auf die Weisheit an, sondern darauf, wen unser Herrgott zum Narren will gerathen lassen.

Wem er das gebeizt hat, an dem läßt er die Leute den Narren freffen, bis er zum Narren wird, dann haben ihn die Leute wieder für das, was er ist. Das ist gestürmt, sagte Frau Sime Sämelene, beizt oder unbeizt, so halte ich die Leute für das, was ich will, und machst du nicht, daß er abweg kommt, so mache ich ihm Füße, darauf zähle, und jetzt mache dich hinein. Daneben wüßte ich nicht, warum du dich jemanden viel zu achten haben solltest; gibst du nicht einen Hudel ab, so hast du ungschmeichelt zu essen dein Lebtag.

Sime Sämelis Sohn machte sich der Hinterstube zu und polterte mörderlich mit seinen schweren und wohlbeschlagenen Stiefeln über die hölzernen Dielen. Er fand seinen Freund nicht in der besten Stimmung; derselbe wußte nicht, sollte er verlegen sein oder wirklich erzürnt, und machte dazu gar kein holdselig Angesicht. Sime Sämelis Sohn nahm aber davon nicht Notiz, sondern einfach ein Glas und sagte: G'sundheit. Das Gespräch war eben nicht belebt. Sämeli munterte zum Trinken auf, aber mit Gründen, welche eben nicht höflich waren. Trink doch, sagte er z. B., dein Handel mit dem Kalb soll dich durstig gemacht haben. Wunder hätte es mich genommen, wer von euch zuletzt Meister geworden wäre, wenn *nicht* fremde Intervention, wie man in der Stadt sagt, gekommen wäre. Jakobli war empfindlich und setzte begreiflich solche Gespräche nicht mit großer Lebhaftigkeit fort. Dazu ging die Bäurin ab und zu, fortwährend über die Mädchen schimpfend, die sturm an der Leber wären, zu nichts zu gebrauchen, und wenn das Lachen sie heute nicht versprenge, so geschehe es nie mehr. Jakobli wußte nicht was sagen dazu; moderne Bildung, d. h. Unverschämtheit genug, um solchen Anfällen würdig zu begegnen, hatte er nicht.

Endlich dröhnte draußen ein fester Schritt, die Thüre ging auf, es erschien des Hauses Majestät, Sime Sämeli, in eigener Person. Sime Sämeli war kein schöner Mann,

aber auf den ersten Blick sah man, daß er ein fester, stolzer Mann war, in seinen Adern rollte wahrhaft souveraines Blut. Was diese Souverainetät beeinträchtigte, haßte er von Herzensgrund, daher auch niemand gründlicher als Bettler und Regierung, beide, weil er ihnen eben was geben mußte. Sime Sämeli war von je in der Opposition gewesen, hatte für einen Patrioten gegolten, für liberal, und jetzt wird er wohl radikal geworden sein mit sittlichem Halt und entschiedener Gesinnung: d. h einen Mann, der Widerspruch weniger ertrug und über abweichende Meinung zorniger ward als Sime Sämeli, gab es wohl kaum im Schweizerland. Mit jeder Regierungsveränderung hoffte er in den vollen Besitz seiner Souverainetät zu gelangen, nichts zahlen zu müssen und alles thun zu können, was ihm wohlgefiel. Was auch eine Regierung thun mochte in seinem Sinne, sobald sie etwas von ihm forderte oder wollte, haßte er sie und begann sie zu verfolgen, und dessen hatte er kein Hehl, und wenn er einem Regierungsgliede so recht auspacken konnte, so war das sein größtes Labsal. Reichthum hielt er als das Höchste, aber Geizhals war er keiner. Er konnte mit großem Behagen für seinen Sohn, der einen Andern halb todt geschlagen hatte, hundert Thaler zahlen und dabei sagen: Wo die sind, sind noch mehr, und wenn ein ander Mal Einer dich wieder so anläuft, so prügle ihn noch viel mehr und wenn es das Doppelte kosten sollte. Er konnte den lüderlichsten Prozeß wagen, um etwas zu zwingen und mit der größten Kaltblütigkeit tausend Gulden eigene Kosten und tausend Gulden dem Gegner zahlen und sagen: Dießmal hätte er's verspielt, verflucht ungerecht zwar, aber es mache nichts. Das nächste Mal wolle er dafür sorgen, daß es anders gehe, er wisse jetzt, wo das Salben am meisten nütze.

Er und seine Anne lebten in holder Eintracht, er war stolz auf sie, sie auf ihn; wie sie beide lebe niemand zwischen Himmel und Erde, glaubten sie, nebenbei verachteten

sie jedermann, der nicht eben so viel Kühe und Pferde hatte als sie. Sie kümmerten sich um keines Menschen Gunst oder Ungunst, sie hatten niemanden nöthig, darum legten sie eine gränzenlose Rücksichtslosigkeit an den Tag, und ob sie jemanden wohl oder wehe thäten, war ihnen durchaus gleichgültig; die Worte, welche ihnen in den Mund kamen, sprachen sie aus, schliffen sie nicht, hobelten sie nicht, noch weniger schluckten sie dieselben hinunter.

Vor ihrem Sohne hatten sie eine Art von Respekt, er war ja ihr Abglanz, der Nachfolger in der Souverainetät; dabei hielten sie auch die Mädchen werth, gehörten sie ja auch zu ihnen, und wissen sollte es jedermann, wo sie daheim seien. Zu heirathen war einstweilen ihr Lebenszweck, dessen weder Eltern noch Kinder Hehl hatten, aber gut d. h. reich heirathen, das wollte man; für Zinse und Dienstenlöhne zu angsten und zu sorgen, seien sie nicht gewohnt, hieß es. Liebhaber hatten sich wohl schon gezeigt, aber der Mutter war keiner recht gewesen, solch Lumpenzeug kriegten sie in hundert Jahren noch, sagte sie. Die Mädchen schienen derselben Meinung zu sein, überhaupt hielten sie zu viel auf sich, um ängstlich auf Männer zu fahnden. Bei den ländlichen Festen ließen sie sich spärlich sehen, putzten sich nie auffallend heraus, thaten nie, als ob an selbem Tage zum Heirathen das beste Zeichen sei. Den Narren zu machen mit Kleidern und Thun schämten sie sich, sagten sie, es werde ohne dieß jedermann wissen, wo sie daheim seien und wer Sime Sämeli sei.

Züsi, die Jüngere, glich der Mutter innen und außen, galt für die hübschere, war draller und blühender und praktischer als Anne Bäbeli, die Schwester. Es sagte ganz offen, daß es reich heirathen wolle; so ein Schuldenbäuerlein sehe es nicht mit dem Rücken an, daneben wolle es sehen, daß es kein böser sei; über das Geld wolle es können, wann es wolle, und Butter- und Eiergeld solle ihm keiner nachzählen.

Solche Reden nahm Züseli niemand übel, sondern man sagte: wer's Glück habe, das zu bekommen, der sei glücklich. Anne Bäbeli war größer aber blasser, hatte ernstere Mienen und war schweigsamer als Züseli, galt daher für stolzer. Wenn es von Heirathen sprach, so sagte es immer: auf das Geld allein sehe es doch nicht, es müsse ihm Einer auch gefallen, daß es ihm sei: Der und kein Anderer. Dann lachte die Mutter, Frau Sime Sämelene, und sagte: Narr, was du bist, der und kein Anderer ja wolle! Ist doch ein Möff wie der andere, haben Alle die Nase mitten im Gesicht, aber nicht Alle sind reich, und wer reich ist, der hat nach allem Andern nichts zu fragen. Dann sagte Anne Bäbeli wohl: Aber Mutter, was hilft Geld, wenn man zum Mann einen Unflath hat? Dann sagte die Mutter: Mußt ja nicht meinen, daß du ihn fressen müßtest, wer Geld hat, kann was Anderes anschaffen. Daneben war Anne Bäbeli weder sentimental noch sogenannt gebildet, es las kaum alle Jahre den Kalender bis hinten aus, aber singen konnte es schön. Wenn es sang: Herz, mys Herz, warum so traurig, oder: Hah amene Ort es Blümeli gseh, oder: Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten, so ward Anne Bäbeli's Herz voll und schwer, seine Augen wurden dunkel, es wußte selbst nicht wie ihm ward.

Sime Sämeli fragte begreiflich Gästen auch nichts nach, sobald sie den Haustrapp störten. Unterstund sich ein Bettler bei einer Magd oder einem Tagelöhner stehen zu bleiben, so kriegte er Donnerwetter auf den Hals, wenn Sime Sämeli es sah. Ja, kam ihm der Pfarrer zur ungelegenen Zeit, so hieß er ihn weder in's Haus kommen noch sonst wo absitzen, sondern machte ihm bestmöglichst den Verstand, seinen Stab weiter zu setzen. Diesmal jedoch war es fast, als ob er Freude hätte an dem unerwarteten Gast. So war es auch. Es freute ihn einmal so recht vaterländisch auspacken zu können, was er von der Regierung halte, und zwar so, daß

es ihnen zu Ohren käme, wie hundsschlecht Sime Sämeli mit ihnen zufrieden sei. Sobald die üblichen Ceremonien, Gruß und Anstoßen, vorüber waren, brach das Wetter los mit der Frage: ob es jetzt für dieses Jahr genug der Narr gemacht sei, oder ob es noch irgendwo ein Lager oder eine Musterung absetze. Des Dings sei er satt. Seit man einen Milizinspektor habe, plage man die Leute zum Teufel. Geld koste es, daß Einem das Liegen weh thue, und für was, wisse er nicht. Nichtsnutzer kriege man allemal seine Leute wieder, und wo sie mit andern zusammen kämen, seien sie allemal die schlechtesten und müßten an Schwanz. Das ist eine Regierung, daß Gott erbarm. Hat man die Leute am nöthigsten, so steht ein Lumpenhund an der Thüre und brüllet: daß morgen um Acht die Auszüger vom siebenundsiebenzigsten Bataillon am Laushaag seien, alles wohl in der Ordnung!

Das werde Herrn Sime Sämeli nicht Ernst sein, sagte Jakobli, der Lieutenant. Sein Vater sage: Schulmeister und Soldaten seien die Hauptsache in der Welt, Schulmeister von wegen der Bildung und Soldaten von wegen der Sicherheit. Sein Vater halte auf beiden viel; er sage: ohne Bildung und ohne Sicherheit sei der Mensch gleich einem Vieh, und für beides solle der Staat sorgen, dafür eben sei man ein Republikaner und frei.

Er glaube es beim Hagel, sagte Sime Sämeli, sein Vater hätte viel auf der Sicherheit von Staatswegen, doch nicht wegem Geld, sondern wegem Leben. Wenn sie drinnen Geld hätten, welches ihnen gestohlen werden könnte, so würden sie mit den Schelmen anders verfahren und nicht die Bauern schinden, um die Diebe mit Taggeldern zu mästen von Staatswegen. Von wegen der Freiheit möge er nichts hören, es sei niemand frei als die Schulmeister; die könnten lehren was sie wollten, und daß Alle vor dem Gesetz gleich seien, sei eine Lüge: wer müsse Bodenzinse zahlen als der

arme Bauer, Herren an der Staatskrippe zahlten nicht einen faulen Heller. Und wer die Armen erhalten müßte? Er wüßte große Herren, die keinem Bettler einen Kreuzer gäben, geschweige sonst was für die Armen, das Land müsse sie erhalten, ja selbst die Diebe müsse man jetzt erhalten. Könne man die Finger nicht weit genug auseinander machen, um da durch zu sehen, oder nicht stark genug blinzen, sondern müsse einmal einen zur Seltenheit beim Schopf nehmen, so gränze man ihn in die Gemeinde ein und lasse ihn dieser zur Last und Qual. Zudem habe man Schelmen- und Bettlerfabriken in den neuen Wirthschaften, das Land müsse sie nicht bloß erhalten, sondern dem Staat noch Gebühren zahlen dafür, welche derselbe vermustere oder mit Straßen verblizge.

Straßen seien sehr nöthig, nach Soldaten und Schulmeistern das Nöthigste, sage sein Vater, sie seien die Adern des Landes, wandte Jakobli bescheiden ein.

Davon verstehe sein Vater nichts, sagte Sime Sämeli. Wider Straßen am rechten Ort habe er nichts, aber daß man allen Großräthen die Straßen über ihre Kirschbäume führe, damit sie die Leitern ersparen könnten, und alle Fingerbreit eine Heerstraße mache, selb sei über das Bohnenlied. Wenn das so fortgehe, so müsse ihm ein Gesetz gemacht sein, daß man die Erdäpfel für die armen Leute auf den Köpfen der Großräthe pflanzen dürfe.

Verzeiht, sagte Jakobli, mein Vater sagt, manchmal müsse man B sagen, wenn man bereits A gesagt und die Sache nicht gehörig untersucht gewesen, und manchmal erkenne man etwas, weil die Ingenieure gründlich rapportirt hätten, aber wie es sich hintendrein ergebe, wunderlich, sehr wunderlich, so daß man eigentlich nicht wisse, was sie im Auge gehabt, ob das Gestein oder das Metall.

Das wird nicht sein, sagte Sime Sämeli, für was hätte man sonst Rathsherrn? für solche Erkenntnisse wären Rathsbabeni lange gut genug.

Verzeiht, sagte Jakobli, an allen Orten könne man nicht sein, sagt mein Vater, und alles verstehen eben so wenig, dafür habe man Experte, und wenn die leider nicht zuverläßig seien, so könne man halt nichts dafür.

Schlechte Meister haben schlechte Knechte, und wer regieren will muß wissen, was und wie er befehlen soll, und gehts nicht gut, so nimmt man den Meister beim Kopf, wißt ihr's!

Verzeiht, sagte Jakobli, mein Vater meint, das sei unmöglich und daher nie so gewesen, und ginge es nicht gut, so sei das Land selbst schuld. Wer in einer hohen Stellung sei, könne weder alles wissen noch alles sehen. Darum sollten die Leute es anzeigen, wenn sie glaubten, es gehe etwas nicht recht, dann könnte man untersuchen lassen und Berichte einfordern. Das thue man aber nicht, sondern räsonnire nur hinterrücks. Wenn so angesehene Männer und liberale, wie Sie sind, kommen und sagen würden: Hochgeachtete Herren, so und so ist d'Sach, mit der größten Freude würde man entsprechen und eintreten.

Daß man doch ein Narr wäre, ihre Spione zu machen, sie haben so weit zu uns als wir zu ihnen, und daß man da vor ihnen auf die Knie fällt, dafür sind sie noch lange nicht gut genug, und zuletzt würden sie doch dem Lumpenpack, welches ihnen die Füße abläuft, mehr glauben als rechten Leuten. Sie sind bezahlt, es selbst zu wissen, und wunder nimmt es mich nicht, wie sie den Bauch z'weg strecken und auf die Zehen stehen, so sprach Sime Sämeli.

Das sei wahrhaftig nicht der Fall, sprach Jakobli, es seien doch wirklich Viele, welche sich alle Mühe gäben, alle Tage gemeiner zu werden. Wenigstens von seinem Vater könnte er es versichern, von Hochmuth wisse er nichts, und seine größte Freude sei, seine alten Bekannten zu sehen.

Es kann sein, sagte Sime Sämeli, so lange man bei ihm ist. Was er macht, wenn man fort ist, weiß ich nicht.

Daneben würßte ich apart nicht, warum er hochmüthig sein sollte; freilich sagt man, der Hochmuth sei der niederträchtigste Halunk, sintemalen er in den schlechtesten Hudel hineinschlüpfe.

Das war starker Tubak. Jakobli wurde wirklich roth und wollte eben fragen: das werde doch nicht auf seinen Vater gestichelt sein sollen, als Frau Sime Sämelene hinein kam als wie ein großes Schiff, wenn stark der Wind geht. Man sah, es brannte ihr im Kopf und zwar stark. Sie war schrecklich böse über ihre Töchter, welche nicht in die Hinterstube wollten. Kichernd war Züseli davon gelaufen. Anne Bäbeli hatte nicht viel gesagt, sondern sich in der Stille abseits gedrückt. Von der eigentlichen Ursache ihres Zornes sagte sie nichts, was Anderes mußte herhalten, wie es in solchen Fällen üblich sein soll bei den Weibern und laut vertraulichen Mittheilungen auch bei Staatsmännern, wie denn überhaupt nach den allerneuesten Naturforschungen eine höchst auffallende, geschlechtliche Aehnlichkeit zwischen Staatsmännern und Weibern sich herausbilden soll. Vorerst schoß sie Teller und Gläser herum, daß es ihnen fast übel ward. Dann schimpfte sie über den Melker, welcher einen Schaden angerichtet, es wisse kein Mensch wie groß, dann über den Mann, daß er den Melker nicht gleich fortgejagt, endlich über den Sohn, daß er im Militär sei, den Soldatenteufel im Leibe habe, und wenn er nicht in Garnison gewesen, so wäre das Alles nicht begegnet. Das hätte man davon, und wie viel Geld er verklopfet, das wüßten sie nicht und würden es wahrscheinlich nicht vernehmen!

Sime Sämeli und seine Frau verstunden einander sehr gut, hatten es nicht wie viele Eheleute, welche einander die Worte auflesen, um sie sich gegenseitig an den Kopf zu werfen. Wenn eins von ihnen in Eifer kam, so ließ das andere dessen Worte liegen, wohin sie fielen, half ihm manchmal sogar, benutzte zuweilen auch ein Wort, um den Zorn auf

einen andern Gegenstand zu leiten. Ja, ja, sagte Sime Sämeli, viel Geld kostet es. Doch das macht nichts, wenn man es hat, aber wenn man eine Arbeit vor hat und alle Hände voll zu thun, und es brüllet so ein Maulaffe Einem zur Thüre oder zum Fenster hinein: Morgen um Fünfe sollen die Auszüger am Laushaag stehen, mit gepacktem Habersack und Ober- und Untergewehr wohl geputzt; selb stellt Einem das Haar auf vor Zorn.

Nun zogen die beiden souverainen Eheleute an einem Seil und so stark los über Ordnung und Regierung, daß es selbst dem Sohn wohl stark vorkam, so daß er sagte: es mache so heiß da innen, er hülfe hinausgehen und ein Cigarrli rauchen. Jakobli war das sehr recht. Er hatte viel von dem heimeligen Abendsitzen vor den Häusern gehört, da hoffte er Gelegenheit zu finden, Bildung und Manieren zu zeigen, die Bekanntschaft gehörig einzuleiten. Aber kaum saßen sie mit ihren Cigarrlene zweg, so kam Frau Sime Sämelene und sagte: selb sei ihr nicht anständig, sie hülfe die Garbenknebel aus dem Maul thun. Sie hasse das Tubaken ohnehin wie die Pestilenz, daß man aber gar noch das Feuer so nackt und bloß unter einem Strohdache herum trage, selb leide sie nicht, so lange sie noch was zu sagen habe. Wenn sie witzig wären, so gingen sie zu Bette, hübscher als dort könnten sie heute wohl nirgends sein. Wo liegt er? fragte Sime Sämeli's Sohn. Wo wollte er liegen als bei dir. In deiner Allmend hätten ja drei Platz, nicht bloß zwei, antwortete Frau Sime Sämelene, welche der Meinung war, daß, was in einem Bette Platz hätte, man nicht in zwei thue; von wegen das Waschen kostete sie nicht Geld, aber Zeit.

Sime Sämelis Sohn hatte sein Bett im Stock, d. h. in dem kleinen Gebäude ohne Scheuerwerk, welches bei so viel bernerischen Bauernhäusern steht. Es hat eine eigene Bewandtniß mit dem Stock. Es wohnen nicht ungerne Söhne

und Töchter in demselben, nächtliche Ausgänge und nächtliche Besuche können dort von Knechten und Mägden, welche im Hause schlafen, nicht beaufsichtigt werden. Aber wird der Sohn zum Bauer, so zieht er aus dem Stock, siedelt sich in's Haus hinüber, um wachen zu können über das Haus. Der rechte Bauer hat, wie der Hase die Augen, die Ohren offen im Schlafe. Er hört des Hundes Gebell, hört, wenn die Pferde rumpeln im Stalle, hört, wenn es rumpelt in den Gaden, hört, wenn verdächtige Schritte schleichen um's Haus oder von einem Gaden in's andere Gaden. Hat der Bauer seine Jahre durchgewacht, ist Großvater geworden und über ihn ist gekommen mit der abnehmenden Kraft das Sehnen nach Ruhe, so zieht er aus dem Hause und siedelt wieder im Stocke sich an, nun aber nicht alleine, sondern mit seiner Alten, welche mit ihm Lieb und Leid getragen und mit ihm gehütet und gewacht, und manchmal hängt ein liebes Groß-kind sich an, welches den Schatz großelterlicher Liebe entdeckt und sich denselben anzueignen gewußt hat. Sie ziehen aber nicht hinüber, um ungestörter der Welt nachschleichen zu können, sondern um leise von der Welt sich zu lösen nach und nach, zu ruhen von den Mühen der Welt, sich vorzubereiten auf den letzten Umzug von hier in's kühle Grab, wo das Thor sich öffnet zum ewigen Licht. Ein solcher Stock ist also zuerst das Gehäuse, aus welchem man hinaus sich schleicht in die Welt, und in welches die Welt hineinschleicht mit ihrer Lust; es ist aber auch die letzte Herberge des müden Wanderers, in welcher Leib und Seele Abschied nehmen von einander, der Leib, um zu Grabe zu gehen und zu schlafen, die Seele aber, um die dunkeln Wege zu gehen, welche dem sterblichen Auge verborgen sind. Wohl dem Hause, dessen Stock eine heilige Stätte ist, von welcher weg muntere Kinder unbefleckt sich stürzen in den Strudel der Welt, zu welcher sie zurückkehren mit reinem Gewissen nach treu voll-brachtem Tagewerk, um in Glauben und Hoffnung zu harren

dem Rufe dessen, der die Gaben austheilt mit reicher Hand und wiederum die Empfänger ladet zur Rechnung über die empfangenen Gaben.

An des Stockes Bedeutung dachte indessen unser Jakobli nicht, sondern daran, daß er mit Sime Sämelis Sohn in einem Bette schlafen müsse, während ihm aller Zusammenhang mit den Schwestern abgeschnitten ward, und was frug er dem Bruder nach, wenn es ihm nicht um die Schwestern gewesen wäre? Er folgte schweigend seinem Corporal, stellte sich an's Fenster und verarbeitete innerlich einen großen Zorn. Da war er nun und was hatte er davon? Spott und Grobheit und die Aussicht, in schwerem Bette mit Sämeli zusammen eine höllenheiße Nacht zu verschwitzen. Vor ihm lag das Bauernhaus und kam ihm vor wie ein großer Misthaufen, auf welchem zwei Röslein blühen. Für sein Leben gerne hätte er gewußt, wo sie zu suchen und zu finden wären; vielleicht hätte er noch einen Ausfall gewagt, aber er mochte Sime Sämeli das Wort nicht gönnen, wie eine Beißzange klemmte ihm die Aergerniß die Lippen zusammen.

Derselbe nahm aber von Jakobli's tiefsinnigen Betrachtungen keine Notiz, kleidete sich rasch aus, warf sich in's Bett, streckte lang sich und sagte: G — u — t — e — den Rest verschlang bereits der Schlaf. Da nun niemand seiner sich achtete, von Pfeifen und Singen Sämeli gar keine Notiz nahm, so wußte Jakobli am Ende nichts Besseres, als ebenfalls in's Bett zu kriechen; er hoffte, da seinem Zorn am reiflichsten nachdenken zu können. Als er sich dazu so bequem als möglich zurechtgelegt hatte, da kommandirte ein Anderer. Wer draußen an der Thüre gehorcht hätte, hätte glauben müssen, da innen thäten zwei werdende Trompeter liegen, denen in den Schlaf hinein das Trompeten nachgekrochen sei, ohne jedoch zu honorigen Tönen kommen zu können. Wer aber am andern Morgen ungefähr um sieben Uhr in's Stübchen geguckt hätte, der hätte ein stummes Menschenkind ge-

sehen, sitzend im Bette, mit wunderlichem Haargehänge um's Haupt, einem schwarzen Strich unter der Nase, einem Schnauze ähnlich (ob einem, den Gott wachsen läßt, oder einem, wie sie jungen Lieutenants und ungefiedertem Federvieh die Friseure liefern, das Stück zu sieben Batzen, wäre nicht zu unterscheiden gewesen mit Sicherheit), die Augen reibend, das Maul aufsperrend mit gräulichen Geberden, bald wieder in die Kissen tauchend, bald auffahrend, endlich aus dem Bette sich windend, fast wie weiland ein Drache, ein fabelhaft Thier aus seiner Höhle. Als das Menschenkind endlich saß auf des Bettes Rand, rieb es die Augen wieder, gähnte schrecklich, dehnte die Glieder, streckte fast sich wieder nieder und that's doch nicht, sondern drehte sich rund um, ganz dumm; endlich schüttelte es die Mähnen mit langem Gähnen und stellte langsam sich auf die Füße, dehnte sich wieder, gähnte wieder, sah rundum kreuz dumm, merkte endlich im Stübchen ein Fenster. Am Fenster stund er lange, endlich schien ihm was einzufallen; er kam zum Bette zurück, schien was in demselben zu suchen, und als er nichts darin fand, machte er im Stübchen die Runde, sah hier und dort Kleider liegen, erkannte endlich seine Uniform, und als er sich noch einmal gedehnt und lange gegähnt, schien es ihm auch im Kopf zu dämmern (in's Stübchen schien die Sonne längst), das Bewußtsein zu erwachen und zu fassen, wo er sei. Er begriff aber nicht bloß dies, sondern auch, was in dieser Lage zu thun sei; er streckte langsam die Hand nach den Kleidern aus, zog langsam Stück um Stück an, und mit jedem Stück erwachte nicht bloß das Bewußtsein besser, sondern auch das Selbstbewußtsein, und als er das Beste am Leibe hatte, war er in einer Stimmung, Napoleon hatte sie vor der Schlacht bei Austerlitz nicht schöner. Indessen, der besonnene Held versäumt nichts, so that auch Jakobli, als zweiter Unter-Lieutenant ebenfalls ein Held, wenn auch erst ein angehender.

Er schritt an's Werk; er sah sich um, aber o Himmel,

er sah kein Waschbecken, er sah keinen Nachtsack, in welchem er sorgfältigst seinen Toilettenapparat mitgenommen, selben aber, da etwas zu tragen unter der Würde des eigentlichen Menschen ist, am Orte gelassen hatte, wo die Kompagnie auseinander gegangen war. Sime Sämeli hatte versprochen zu sorgen, daß derselbe nachkomme, und Jakobli vegessen nachzusehen, ob er da sei. Da stand nun Jakobli ungewaschen, ungekämmt, struppigter anzuschauen als ein ungestriegelt Roß, und machte eine Physiognomie, gegen welche die eines Ochsen am Berge geistreich könnte genannt werden. Wo war sein Nachtsack und wo war Sime Sämelis Sohn, der gestern mit ihm zu Bette gegangen, jetzt treulos nicht zu sehen war? Verrath und Bosheit sah er wieder rund um, er wußte nicht, daß Sime Sämelis Sohn beim Melken war, weil er wissen wollte, ob die Kühe an Milchertrag zu- oder abgenommen, und daß das große Waschbecken der Familie hinter dem Hause war, wo aus hölzerner Röhre ein reicher Wasserstrahl in den langen Brunnentrog lustig sprudelte. Hier war der Toilettentrog der ganzen Familie, und Frau Sime Sämelene hätte wunderliche Augen gemacht, wenn sie hätte Waschbecken zum Privatgebrauch liefern sollen. Wem so was eingefallen wäre, der hätte vernommen, daß, wo Großvater und Großmutter sich gewaschen, so ein Gabel- und Trampelthier sich auch waschen könne. Ansprüche konnte sie nicht leiden, die Frau Sime Sämelene!

Das Waschen hätte sich allfällig ersetzen lassen, aber das Kämmen und Frisiren ohne Kamm, wie ließ sich das thun? Ehedem waren die fünf Finger ein tüchtiges Surrogat des Kammes, aber jetzt bei den langen Haarbündeln, welche um's Haupt hängen, welche man so oft durch den Friseur muß glätten und schmieren lassen, wenn man einigermaßen einem civilisirten Geschöpf und nicht einem Zottelbär ähnlich sehen will, jetzt sind die fünf Finger untauglich geworden. Trostlos stand er da, zuchtlos zottelten ihm die Haare um's düstere

Haupt, die schönen Haare, auf die er sich so viel einbildete, in denen er eine bezwingende Kraft, dem Simson gleich, zu besitzen glaubte, unser zweiter Herr Unter-Lieutenant.

Rathlos stand er da, Neues fiel ihm nicht ein, genial war er nicht, schaffen konnte er nicht, nur nachahmen, prächtig seine Haare schniegeln mit Kamm und Pomade, wie er es abgeguckt; aber ohne Kamm und Pomade war er halt nichts, war er rein verloren. Endlich fiel ihm was ein, er riß das Fenster auf. Ach Himmel, gegenüber stand Anne Bäbeli und fütterte die Hühner. Wie von scharfer Kugel getroffen, fuhr der arme, ungewaschene, zottige Jakobli zurück, flüchtete sich in des Stübchens hintersten Winkel, um sich zu bergen vor den schönen Blicken aus Anne Bäbeli's tiefbraunen Augen. Wie curios doch die Leute sind; das Licht dieser Blicke, in welchem er gestern Abend für sein Leben gerne gestanden wäre, wie floh er es jetzt? Es weiß kein Mensch, ob er nicht noch dato in jenem Winkel stünde, wenn nicht eine grobe Stimme durch's Fenster gekommen wäre mit der Einladung, hinunter zum Frühstück zu kommen. Er rief bittend seinem Freunde, dem die Stimme gehörte, zu, heraufzukommen. Der meinte erst, Jakobli solle hinunterkommen, er könne ihm ja hier auch sagen, was er wolle, doch ließ er sich endlich erbitten und polterte die hölzerne Treppe auf.

Was der lachte, als er Jakobli's Noth und Anliegen vernahm. Deswegen sollte er sich nicht plagen, meinte er, und nur kommen, sonst erkalte das Frühstück. Im Vorbeigehen könne er sich beim Brunnen waschen, und mit dem Kämmen nehme man es bei ihnen nicht halb so spitz; wer Einen nicht ungekämmt ansehen möge, der könne wo anders hin luegen. Als Jakobli aber gar schrecklich gegen diese Zumuthung sich stemmte, rief Sämeli zum Fenster hinaus: Anne Bäbi, bring ein Kacheli mit Wasser und einen Lauser. Aber nein, rief Jakobli, was denkst, was machst! was wird deine Jungfer Schwester denken? Meinethalben was sie will, wenn sie

nur geschwind macht, daß wir bald zum Essen kommen, ich bin hungrig. Da kam von unten herauf eine milde Stimme: Komm und hol's. Bring's, rief Sämeli rauh hinunter. Es steht auf der Treppe, tönte es wieder. Das ist mir immer das dümmste Mensch unter der Sonne, brummte Sämeli.

Züsi hätte seine Galgenfreude daran gehabt, zu kommen und zu sehen, wie der Herr Lieutenant sich in einer Seelenangst in den Bettumhang eingewickelt. Anne Bäbeli hatte den Sinn, der ohne zu denken und zu abstrahiren jede Pein und jedes Weh fühlt, als ob es eigenes wäre. Deswegen kam Anne Bäbeli seinen Geschwistern so oft ganz kreuzdumm vor, weil sie solchen Sinn nicht hatten, darum auch nicht begriffen, und was man nicht begreift, das schreit man als dumm aus, und ganz besonders laut thut dies die junge Schule, wahrscheinlich weil sie äußerst weise ist, daneben dann freilich unendlich viel nicht begreift. Ein ähnlich Urtheil über sich hatte Jakobli sich zugezogen, seine Unbeholfenheit gegenüber dem Kalbe ließ ihn den guten Leuten dümmer als das Kalb selbst erscheinen, und sein **quasi** fein Wesen, welches sie nicht faßten, nahm ihnen dieses Vorurtheil nicht.

Als der Schreck einer persönlichen Erscheinung Anne Bäbeli's vorüber war, wickelte sich Jakobli aus dem Vorhang und begann zu waschen und zu kämmen, daß Sämeli ein um's ander Mal mahnen mußte, Jakobli solle doch absetzen; wenn man mit einem Roß so umgehen, es so striegeln wollte, er glaube nicht, daß dasselbe es aushielte und mit dem Leben davon käme. Indessen Jakobli traute seiner Natur, setzte nicht ab, bis das Düpflein auf dem i war, und als er den letzten Blick in den Spiegel that, erglänzte sein Gesicht in voller Selbstzufriedenheit: jetzt Courage, dann fehlt es nicht, sagte seine Seele zu sich selbsten.

Als sie endlich hinunter kamen, fanden sie Züsi unten, welches wahrscheinlich neugierig war, zu sehen, wie weit es

Jakobli mit Lauser und Wasser gebracht. Jakobli begann ein langes Complimentiren, so daß Frau Sime Sämelene sich genöthigt fand, zur Küche hinauszurufen: sie hätte genug gewartet, sie hülfe abbrechen und endlich zum Essen kommen. Sämeli leistete Jakobli allein Gesellschaft, die Andern hatten längst gegessen, wahrscheinlich auch Sämeli, denn die Mutter machte ihm das Compliment, er und ihr Blaß hätten es accurat gleich, wenn es für sie sei, so nähmen sie den ganzen Tag, und kein Mensch sehe es ihnen an, daß sie schon was gehabt.

Züst ging ab und zu, gab und nahm Gelegenheit mit Jakobli zu händeln, und Jakobli schwoll das Herz in Freude. Er hielt dafür, er sei eben daran, Eindruck zu machen. Weit ließ es aber Frau Sime Sämelene nicht kommen, sie pressirte den armen Jakobli, der streng am Eindruck arbeitete und darob das Essen vergaß, mörderlich, bis sie endlich abtragen konnte. So eine Hausfrau ist in einem Bauernwesen das Hauszeit, die Hausuhr, sie ordnet die Zeit durch die verschiedenen Mahlzeiten, muß dafür sorgen, daß in den Zwischenzeiten das Gehörige geschehe, damit zu rechter Zeit Menschen und Schweine das Ihrige kriegen. Eine rechte Bäurin, welche sich nicht helfen läßt, sondern alle Hände auf's Feld schickt, muß sich rühren und den Morgen gut zu Ehren ziehen, wenn sie zu rechter Zeit mit dem Mittagessen fertig sein will. Darum läßt sie sich am Morgen nicht gerne säumen, und wenn sie einmal auf jemanden gewartet hat, so mag der parlieren so interessant er will, eine geneigte Zuhörerin findet er nicht an ihr, sondern bloß eine Bäurin, welche auf alle mögliche Weise ihm ihre Ungeduld kund giebt und ihr Verlangen, abzuräumen und fertig zu machen.

Als endlich die Mutter zu ihrem Zwecke gekommen war, saßen die beiden Kriegskameraden um den leeren Tisch mit langen Gesichtern und schauten in einen langen langen Morgen hinaus, der aussah wie eine afrikanische Wüste. Wie in

einer solchen Wüste nicht Baum, nicht Haus zu sehen ist, nichts als öder Sand, so sahen sie in den Morgen hinein, sahen nicht Arbeit, kein Kaffeehaus, nicht einmal eine Speise-Wirthschaft, sahen nichts als unendliche Stunden, eine lange, lange Visite, und heimlich seufzte jeder: Ach wenn's doch nur schon Mittag wäre! Endlich dehnte sich Sämeli grausam, gähnte schrecklich, daß ein Krokodil vor ihm Reißaus genommen hätte und sagte: er hülfe hinausgehen!

Draußen trappete Sämeli, wie von ungefähr, dem Roßstall zu und Jakobli trappete ihm nach. Hier machte Sämeli auf. Der Anblick eines Pferdes wäre im Stande gewesen, den Tod ihm, wenn nicht zu verscheuchen, so doch zu verzögern, während Pferde auf Jakobli gar keinen Eindruck machten. Ach, der Arme sehnte sich nach ganz andern Eindrücken, wußte aber nicht, wie dazu kommen. Sämeli begann bei jedem Roßstande einen Lobgesang über das Roß, welches darin stand, welche wir nicht wiederholen wollen, obgleich viel Poesie in denselben war, und nicht bloß Poesie, sondern auch hohe Gesinnung und tiefe Politik. Er schimpfte nämlich gewaltig auf die Machthaber, weil eins ihrer Pferde, nach seiner Meinung das schönste, welches auf vier Beinen stehe, keinen Preis erhalten hatte. In seiner Begeisterung band er es los, führte es hinaus, stellte es unter das Dach und sagte: Ist das ein Staatsroß oder nicht? Es gäbe ein schönes Trainpferd, sagte Jakobli. Ja, beim — die wären froh über ein solches Trainpferd, wie man über einen gescheuten Mann froh wäre, wenn einmal ein socher in die Regierung käme! Aber hast du je ein schöneres gesehen? Es gefalle ihm auch, sagte Jakobli, es sei schön braun; aber es scheine ihm zu groß und dick, wenn man in einem Fuhrwerke sitze und namentlich in einem **Char à banc**, so sehe man nicht, was gegen Einem komme, und der Schweif sei zu lang und dick; wenn man weiße Hosen habe und darauf sitzen müsse, so werde man bei solchen Schwänzen ganz verspritzt, daß man sich gar nicht mehr zeigen

dürfe, er habe das schon mehr als einmal erfahren. Mit Schein verstehst du auch nicht viel, sagte Sämeli, und weißt nicht, was für ein Unterschied ist zwischen einem Staatsroß und einem Schindgaul, wie ihr sie in der Stadt habt. Aber sieh mal, so viel wirst du doch verstehen, haben sie ihm nicht vorgeworfen, es habe zu gerade Beine. Sie haben zwar geweltschet, aber die Tröpfe haben vergessen, daß noch andere Leute als sie weltsch können. Das wirst du wohl falsch verstanden haben, meinte Jakobli, so was Dummes haben sie sicher nicht gesagt, denn das begreift ja ein Kind, daß man nicht zu gerade Beine haben kann. Steckengrade ist am schönsten, wem sollten hundertjährige Schneiderbeine gefallen? Sämeli warf einen seltsamen Blick auf Jakobli. Schreiberbeine werden kaum viel schöner sein im Alter, sagte er. Aber sieh, wie es läuft. Der darf dem Erdboden trauen und stellt zu Boden, daß man eine Stunde weit glaubt, es erdbebne. Jakobli trat vor das Dach hinaus, um den Gang des Staatsrosses besser betrachten zu können, aber als Sämeli zurückkam, wußte er nichts zu sagen, nicht einmal was Dummes. Als er vor das Dach hinausgetreten war, da hatte er einen Eindruck gekriegt, er sah die Töchter ganz in der Nähe Erdäpfel hacken. Als einem jungen Mann von Bildung ging ihm begreiflich eine Brünette weit über einen Braunen. Der Anblick fesselte ihn so, daß er Sämeli, welcher das Staatsroß in den Stall führte, nicht nachging; ihm ahnte, welch köstliche Zeit er versäumen könnte, wenn aller Stoff, welcher noch im Stalle war, abgesponnen werden sollte, denn noch war von zwei Pferden nicht die Rede gewesen, von zwei Widdern, welche frei im Stall herumliefen, nicht, und hinten im Stalle war noch ein Verschlag, dessen Inhalt Jakobli noch nicht enträthselt hatte. Sollte das Mutterschwein mit seinen berühmten dreizehn Ferkeln darin sein, so war die Aussicht ziemlich sicher, daß vor Abend Sämeli seine Lobgesänge nicht zu Ende bringe.

Jakobli, der wie bekannt etwas von Diplomatie in Leib gekriegt hatte, hatte den Grundsatz, daß man immer ganz unverfänglich anfangen müsse und jedenfalls an einem Orte, der himmelweit von dem entfernt sei, zu dem man eigentlich gelangen möchte. Jakobli blieb also draußen stehen, stellte sich mit verschränkten Armen vor den prächtigen Brunnen und machte die geistreiche Bemerkung: wenn dieser Brunnen in Holland wäre, so wäre er unter Brüdern hunderttausend Gulden werth. Die Bemerkung interessirte Sämeli, er meinte, wenn Jakobli ihn nach Holland brauchen könnte, so könne er ihn für tausend Gulden haben und neunundneunzigtausend Gulden Profit machen, für hundert Gulden könnten sie einen noch viel schönern herbeileiten.

Während Sämeli noch den hunderttausend Gulden nachdachte, rückte Jakobli einen Schritt weiter, trat unter dem Dache hervor und fragte: Bekommt ihr Obst in diesem Jahre? Ich liebe das Obst gar sehr, besonders gekücheIt. Kannenbirenküchli sind ganz herrlich, besonders wenn man ein wenig Kirschenwasser in's Teigli rührt. Meine Mutter hat uns schon lange versprochen, Kannenbirenküchli zu machen, wenn einmal die Kannenbiren in einem billigen Preis seien, bis dahin hat es es aber noch nicht geben wollen. Habt ihr auch Kannenbirenbäume? Ja, dort sehe ich einen, antwortete er sich selbst und zeigte auf einen großen Baum, welcher zwischen ihm und dem Plätz stund, in welchem die Mädchen hackten. Ich muß doch sehen, ob Biren daran seien. Ein schöner Kannenbirenbaum, sagte Sime Sämelis Sohn, ein Grauechbaum ist es ja.

Jakobli nahm von dieser Bemerkung nicht Notiz, holte seine Cigarrenbüchse aus der Tasche und drehte sich mit kundschaftenden Augen dem **quasi** Kannenbirenbaum zu. Wenn du den Narren machen willst, so mach' ihn für dich, brummte Sämeli und drückte sich bei Seite, wahrscheinlich dem Stalle, wo die Ferkel waren, zu. Jakobli ging mit hochgehobenen

Beinen wie ein Storch, wenn er fröschen geht, seinem Ziele zu, suchte bedächtig Kannenbiren am Grauechbaum, dann machte er unvermerkt, wie Scharfschützen es lernen, eine Wendung, und ehe man es sich versah, stand er am Plätz, wo die Töchter hackten. Fleißig, ihr Töchter, fleißig, sagte er, wenn ich eine Haue hätte, ich wollte helfen. Die wäre zu bekommen, sagte Züsi, oder wenn es ihm Ernst sei, so könne er sie ablösen und gleich bei ihr anfangen und bot ihm seine Haue dar. Jakobli mußte sie ehrenhalb ergreifen; da er aber sein Lebtag kein solch Ding in der Hand gehabt hatte, that er begreiflich kreuzdumm, so daß Züsi fast verspritzen wollte, jedoch seine Haue wiedernehmen mußte, da Jakobli tapfer Erdäpfelstauden abhackte. Das war ein Glück für ihn, sonst hätte ihn Züsi gerne den ganzen Tag hacken lassen, um den ganzen Tag lachen zu können. Anne Bäbeli hatte zuerst auch mitgelacht, aber bald regte sich das Mitleid in seiner weichern Seele; es schob sich allgemach als Schild zwischen Züsi und Jakobli, begann dessen Ungeschicklichkeit zu entschuldigen.

Was man nie gemacht, dazu thue man anfänglich ungeschickt, dessen sei sich nicht zu wundern, er werde auch manches können, wo es viel Lachens geben würde, wenn sie es machen sollten, meinte Anne Bäbeli. Allweg kann er was, sagte Züsi, er kann den Herrn machen, und das ist allerdings eine Kunst, welche uns übel anstehen würde. Im Gegentheil, meinte Jakobli, es würde sich gerade niemand besser zu ihnen schicken als Jungfer Züseli; lauter Müssiggang sei nicht bei ihnen, sie führten ein sehr thätiges Leben und hätten viele Geschäfte.

Glaub's, sagte Züseli, Handschuh an- und abziehen, Schnäuzli drehen, Steckli suchen, Höseli bürsten, Stiefeli putzen, den Hemdekragen z'wegrupfen, die Stadt auf- und abwedelen, den Mädchen nachstreichen, den einen wegem Karessiren, den andern wegem Geld, Kutscher suchen, welche noch

auf Borg fahren auf's Land hinaus, jemanden zu suchen, den ihr zum Besten haben könnt. Jungfer Züseli, Jungfer Züseli, sagte Jakobli, ihr seid verzweifelt spitzig, so ist es doch nicht wie ihr sagt. Den ganzen Tag muß ich auf dem Bureau sein, manchmal des Abends noch für den Vater schreiben. Wahrhaftig, ich bin sehr angebunden, habe selten einen freien Tag. Selb sollte man nicht meinen, entgegnete Züseli.

Anne Bäbeli ward roth und sagte: daß die Herren was machen müßten, glaube es gerne, aber was ihr Weibervolk mache, welches nicht pflanze, für nichts Lebendiges zu sorgen hätte, das habe ihn's schon oft wunder genommen. Das geht verschieden, sagte Jakobli. So was ganz vornehm ist, die Aristokraten, die thun nichts als spazieren, Visiten machen, zuweilen ein wenig weltsch lesen, aber nicht dick, brodiren hie und da ein wenig an einem Nastuch, ziehen dabei aber nicht einmal die Handschuh aus, gehen nie in's Bett, stehen nie auf und wissen nie, was auf den Tisch kömmt. Sie werden immer nur tanzen und in die Komödie gehen, meinte Züseli. Nicht einmal, sagte Jakobli, tanzen thun sie nicht wegem Schwitzen, und in die Komödie gehen sie nicht wegem Kosten.

Herrgott, wie langweilig muß das sein, da möchte ich für mein Leben nicht in der Stadt sein, sagte Züseli. Ja, Jungfer Züseli, so geht es Gottlob nicht allenthalben und bei uns, welche wir noch nicht vornehm sind, ganz besonders nicht. Bei uns geht's, wie es recht ist; es wechselt das Nützliche mit dem Schönen, die Beschäftigung mit dem Vergnügen, wir halten das Weib nicht für eine Sklavin, aber auch nicht für eine Zierpuppe; das Weib soll das Leben zieren und es selbst genießen. Alle drei oder vier Wochen haben wir eine kleine Wäsche im Hause, welche Mutter und Schwester besorgen und glätten, was geglättet sein muß. In der Zwischenzeit nähen und stricken sie und die Mutter macht

dem Vater die Hosen; er sagt, er sei in keinen wöhler als in denen von der Mutter. An den Markttagen geht man auf den Markt, macht seine Einkäufe, Kraut, manchmal ein Salätchen, im Sommer bringt die Mutter zuweilen Kirschen heim, besonders wenn man das Pfund für einen Kreuzer kriegt. Nach dem Mittagessen geht man ein wenig aus, guckt in die Buden hinein, macht manchmal selbst Emplettes, manchmal bekömmt man Visiten, dabei kann man stricken, manchmal liest man, wir sind abonnirt in einem Lesladen, wo sie die schönsten Bücher haben, Romane und andere Geschichten. Am Abend geht man spazieren oder sitzt auf dem Länbchen hinterm Hause gegen das Höfchen, wo Einen die Sonne nicht plagt, oder geht z'Visite und hat Soiréen. In den kurzen Tagen essen wir um sechs Uhr zu Nacht und machen manchmal schöne Musik; die Mutter kann schöne Gellertlieder, die älteste Schwester macht auf dem Klavier, ich klarinette, der Vater hört zu oder schlägt an den Dreiangel, das sind gar vergnügte Abende. Ja, manchmal giebt es Bälle, alle Jahre fährt die ganze Familie in einem Chaischen auf's Land, und wenn der Vater Freibillets bekommt, so gehen wir in Conzerte oder gar in die Komödie. Was sind das für Billette? fragte Züsi. Wenn man in einer Stellung ist, wo man sich für die Leute verwenden, ihnen z'best reden kann, bekömmt man oft solche, und mit denen kann man hinein ohne zu zahlen. Die gefielen mir, sagte Züsi, deren möchte ich auch. Wäre ich der Vater, ich wäre Tag und Nacht in der Stellung, wo es sie giebt. Ja, fiel Anne Bäbeli ein, so ein Leben scheint mich ganz freundlich an, das ist doch ein anderes als arbeiten und immer nur arbeiten von einem Sylvester zum andern.

Das war endlich ein Ton, der in Jakobli's Ohren himmlisch klang. Er wisse nicht, sagte er, ob er es hoffen dürfe, aber eine große Freude und Ehre wäre es ihnen, wenn die Töchter sie einmal in der Stadt besuchen wollten. Sie soll-

ten versichert sein, es würde alles aufgeboten werden, um ihnen Freude zu machen, er sei versichert, es würden Alle dazu helfen. Es sei schon lange die Rede von einer Parthie auf die Bielerinsel gewesen, er sei überzeugt, wenn sie kämen, dieselbe würde alsbald arrangirt werden. Das wäre ihm! sagte Züseli. Es hätte schon lange davon gehört, wie es dort lustig zugehe, und gedacht, es möchte einmal dabei sein. Aber in's Schiff wolle es nicht, wie es gehört, daß die Meisten thäten, es wolle fahren oder zu Fuß laufen.

Da ward Anne Bäbeli roth und sagte: Aber weißt du denn nicht, daß bei einer Insel ringsum Wasser ist? Warum sollte ich das nicht wissen, so gut als du, sagte Züseli, aber weißt du nicht, daß man durch das Wasser laufen und fahren kann, so tief wird es doch wohl nicht sein, daß man nicht durch kömmt. Er möchte es nicht garantiren, sagte Jakobli, aber Angst sollten sie deßwegen nicht haben; wo er sei, da solle ihnen nichts begegnen, sie sollten sich nur auf ihn verlassen. Und wenn ein Kalb käme oder gar ein Stier? frug Züseli. Bist doch immer das Gleiche, sagte Anne Bäbeli. Vor dem Wasser fürchte ich mich ganz und gar nicht, es kömmt mir so weich und lieblich vor, daß es mich oft dünkt, ein schöneres Bett gäb es nicht, als so ein schönes, kühles, klares Wasser. Kind, was du bist, sagte Züsi, ein gut Federnbett hat doch eine ganz andere Nase, als so kaltes nasses Wasser, in welchem man ja ertrinken kann, wenn man zu tief hinein geräth. Da kam, wie aus den Lüften her, plötzlich eine Stimme über sie und die rief: Züsio, Züsio, hey cho!

Als die Mutter eine Zeit lang gehaushaftet hatte, begann es sie wunder zu nehmen, wo die beiden Bursche seien, da sie keinen Ton von ihnen hörte. Sie ging zum Brunnen, da war alles still; sie stand vor das Haus hinaus, da sah sie Jakobli bei den Mädchen stehen. Schade, daß der kein Jagdhund geworden, der kriegt, auf was er los geht, weither in

die Nase, sagte sie für sich selbst, Sämeli wird dem aber bald den Stand weiter geben. Eine gewisse mütterliche Unruhe ließ sie nicht leben in der Küche, sie stand wieder hinaus, sah, wie Jakobli mit der Haue focht, lachte herzlich und meinte: He nu, habt ihn nur recht zum Besten, es kommt ihm dann hoffentlich auch bald in die Nase, was Trumpf hier ist. Als sie zum dritten Mal hinaus kam, sah sie nicht mehr den Jakobli mit dem lächerlichen Katzenbuckel, sondern Jakobli mit verschränkten Armen bei den Mädchen stehen, diese auf ihre Hauen sich lehnen und vertraulich plaudern. Den Anblick ertrug sie nicht lange; die will ich auseinander geben und dem weiter zünden, sagte sie zu sich und rief: Züsi! Der Name klang lauter durch die Lüfte, und wenn was ging, war Züsi voran.

Züsi war ärgerlich, aber zu säumen war nicht, wenn die Mutter rief. Du kömmst mit, sagte es zur Schwester, während es mit dem Fuß die Erde von der Haue machte. Wüßte nicht warum, sie hat dich gerufen, antwortete Anne Bäbeli, und für was sie zwei daheim brauchen wollte, wüßte ich nicht. Sie hat aber doch beide gemeint, sagte Züseli, du weißt, die Mutter ruft immer so. Und ich komme nicht, sagte Anne Bäbeli, will mich die Mutter, wird sie schon noch einmal rufen. Wer schrecklich zornig ward, war Züsi, wem aber die Rede wohl that, das war Jakobli.

Jakobli's Herz hatte noch nicht gesprochen. Es hatte sich freilich Züsi zugeneigt, weil es ihm zuerst holder schien, aber da beide Schwestern accurat gleich reich waren, so neigte sein Herz sich ohne Anstrengung bei der schönen Gelegenheit auf die andere Seite und kriegte eine heftige Neigung für Anne Bäbeli. Das Blut schoß ihm armsdick an's Herz, tobte darin herum wie ein wilder Elephant im Pfahlwerk, in das er sich gefangen, einen starken Klamm fühlte er im Halse, ein Chaos brausender Elemente verarbeitete er in sich mit Allmachtskraft, der Athem war gepreßt, er seufzte lang, end-

lich sprach er: Jungfer Anne Bäbeli — es macht warm. O, sagte Anne Bäbeli, heute macht es nichts, der Wind geht. O, Jungfer Anne Bäbeli, sprach Jakobli weiter, es macht also zuweilen noch wärmer? dann müßt ihr doch nicht draußen arbeiten? Allweg, sagte Anne Bäbeli. Wer sich dessen gewöhnt hat, dem macht es nicht so viel, und wenn es Einen drückt, so denkt man, es müsse sein. Das glaube er nicht, sagte Jakobli, Töchter, wie sie, könnten es anders machen. Und als er das gesagt hatte, da seufzte er lange. Anne Bäbeli mied die Klippe und sagte: was Hausbrauch sei, sei Hausbrauch, und besser als die Andern zu haben, begehre es nicht. Aber in allen Häusern sei ein anderer Hausgebrauch, und der Mensch könne ändern, wenn es ihm beliebe, sagte Jakobli. Jungfer Anne Bäbeli, dünkt es euch nicht, es werde alle Augenblicke heißer und der Wind habe sich gelegt? Wie wäre es, wenn wir an den Schatten gingen? dort unter dem Kannenbirenbaum wäre es so schön und es ließe sich so heimelig schwatzen im schönen Grase. Anne Bäbeli wurde roth, und statt der Rede warf es einen seltsamen Blick auf den Jakobli, vermuthlich um zu sehen, ob er Spaß treiben wolle oder nicht bei Troste sei und verhürschert im Gehirn. Aber ehe es in's Reine gekommen, kam wieder eine Stimme durch die Luft: Anne Bäbi, söllist hey cho, enangerenah.

Anne Bäbeli packte alsobald auf, aber Jakobli machte ein dumm Gesicht, ungefähr so eins, wie ein Ochse machen wird, wenn er sich auf die Schienen einer Eisenbahn gelegt, auf ein ruhiges Schläfchen rechnend, und plötzlich sauft und schnaubt ein Zug daher. So ungern gab er den Schatten unter dem Grauechbaum auf, aber Anne Bäbeli war nicht zu halten. So erlaubt mir doch daß ich die Haue trage, sagte Jakobli galant, und als sie am Grauechbaum vorbei kamen, sagte er zärtlich: Wollen wir nicht von dem schönen Schatten profitiren und ein wenig darin absitzen, da könntet

ihr euch so schön erkühlen, denn es ist doch wahrhaftig nicht gesund, so erhitzt in's kalte Haus zu gehen? Wohl, da würde mir die Mutter das Erkühlen vertreiben, sagte Anne Bäbeli und wollte Jakobli die Haue wieder abnehmen, und Jakobli wollte sie nicht geben. Die liebe Haue, wie er sagte, mit welcher Jungfer Anne Bäbeli einen ganzen Morgen gearbeitet. Ach, wenn er doch selbst eine solche Haue wäre, seufzte er mit starken Geberden.

Das ist mir doch ein donnstig's Genarre! an einem heiligen Werktage schändet man die Zeit nicht mit solchen Faxen und Flausen! erscholl vom Hause her eine scharfe Stimme. Rasch wasche die Kartoffeln, dann geh in Garten und nimm Salat. Es war die Stimme der Mutter, welche durch Züsi's Bericht, wie Anne Bäbeli dem Maulaffen süße Augen mache, sehr stark in Harnisch gebracht worden war. Züsi hätte sich lieber eine Kröte in die Haare flechten lassen, als den Jakobli, der nichts hatte, der arm war, zum Manne genommen, aber die angenehme Unterhaltung und die süßen Augen des armen Burschen gönnte es der Schwester deswegen doch nicht.

Es hatte zum zweiten Ruf die Mutter begeistert, und als Anne Bäbeli neben ihr vorbei in's Haus geschossen war, sagte die Mutter mit großer Befriedigung: Wohl, die habe ich schön auseinander gegeben! Ach, die gute Frau Sime Sämelene wußte nicht, was so ein junger Eidgenosse für ein Ding ist und wie schwer loszukriegen von dem, an was er sich gesetzt, sei es nun ein Mädchen oder ein Bier- oder anderes Glas.

Verblüfft war Jakobli vor dem Hause stehen geblieben, und als er noch so da stund, kam Anne Bäbeli mit dem Erdäpfelkörbchen aus dem Hause und wollte zum Brunnen gehen. Da hängte sich Jakobli frisch an die Tochter des Landes, ließ nicht nach, bis er auch was vom Körbchen tragen konnte. Als dasselbe endlich im sogenannten Südeltrögli lag, griff

Jakobli rasch nach dem dabei stehenden Besen, fuhr mit demselben so kühn und gewaltig darauf los, daß das Wasser hoch aufspritzte, Anne Bäbeli und ihm über den Leib fuhr, daß er bestürzt den Besen fahren ließ und nach seinen armen Beinchen sah in den ehemals weißen, jetzt nassen Hosen. Anne Bäbeli hatte den Augenblick benutzt, des Besens sich bemächtigt, arbeitete tapfer in den Erdäpfeln, aber schon hatte auch Züsi das neue Zusammensein gesehen und es der Mutter berichtet und bemerkt: Mutter, das kömmt beim Hagel nicht gut! Das schoß der Mutter in's Haupt, mit harten Worten musterte sie Anne Bäbeli, die Erdäpfel zu bringen und ein ander Mal geschwinder zu machen. Anne Bäbeli machte keine Einwendung, trug im Bewußtsein seiner Unschuld gelassen die Vorwürfe und vorsichtig das Körbchen weit vom Leibe weg, damit es ihr nicht die Kleider netze, und betrübt blieb Jakobli am Brunnen stehen, in tiefe Betrachtung seiner nassen weißen Beinchen versenkt.

Drinnen setzte es eine mörderliche Kapitelten ab, und wenn Anne Bäbeli sich entschuldigen wollte, es vermöge sich dessen nicht, wenn er ihm nachlaufe, fortjagen könne es ihn doch nicht, so ließ das die Mutter nicht gelten, sondern meinte: Mein Lebtag lief mir nie ein solcher Heustüffel nach; es hätte es aber auch Einer probiren sollen! Und jetzt packe dich und hole Salat, so schloß sie. Anne Bäbeli war dessen froh, wollte zur Thüre aus und zwar zu der gleichen, zu welcher es in die Küche gekommen war. Ja wolle, ich wollte dir, da sieht man, wie du ihm immer unter der Nase durch willst. Marsch, Meitschi, zur andern aus, der braucht nicht zu wissen, daß du im Garten bist, und sehe ich euch heute noch einmal beisammen, so kriegst du deine Heiligen, zähle darauf!

Jakobli war in der Betrachtung seiner Umstände endlich zu dem Schlusse gekommen, daß die Sonne seinen Hosen wohl thäte. Da nun das Unglück hinterm Hause an der Schatt-

seite begegnet war, so trappete er sachte der Sonne zu vor das Haus; dort lag auch der Garten, dort stunden Anne Bäbeli's Blumenstöcke. Der Garten gehörte zu der mittlern Sorte, sowohl der Größe als dem Gebrauche nach, enthielt nicht bloß Kraut, nicht lauter Blumen, sondern beides zusammen. Die Blumenbeete waren mit Buchs eingefaßt, welcher das Scheeren nöthig hatte, die Wege waren eng und mit der häßlichen rothen Gerberlohe bedeckt; hie und dort erhoben sich hohe Sonnenblumen, Dahlien, Rosenstöcke, üppig und groß, daß man gar trefflich im Garten Versteckens hätte spielen können.

Nun war Jakobli schon eine Weile an der Sonne herumgestanden, ohne daß er im Garten was Anderes gesehen hätte als ganz gemeine Blumenstauden, welche ihn nicht im mindesten interessirten, als es ihm schien, hinter einer gewaltigen Sonnenblume rühre sich was Weißes. Er sah näher hin, sah Anne Bäbeli unter Salatköpfen kauern, wie eine Henne bei ihren Küchlein. Sein Herz schwoll auf wie ein Birenschnitz in heißer Butter; es werde doch sein sollen, dachte er, stürzte in den Salat hinein, neben Anne Bäbeli nieder und sagte: Denket doch, erst jetzt sah ich euch, nicht wahr, ich darf euch helfen? Und ehe er die Antwort hatte, stieß er die Hände in den Salat hinein und raufte unbarmherzig darin herum, wie vor alten Zeiten ein Schulmeister in Bubenköpfen. Anne Bäbeli wehrte ängstlich, sagte, es habe genug, erhob sich und ging. Da hing sich Jakobli wieder an, ergriff das Körbchen, zerrte daran herum, wollte es tragen, wollte rüsten helfen, dieweil er das wohl verstehe, da er ehedem zwischen der Schule der Mutter in der Küche habe helfen müssen. Da schossen plötzlich hinter der Sonnenblumenstaude zwei andere Hände hervor, rissen das Körbchen weg und eine zornige Stimme sagte: Gib, du sollest hinein! Es war Züsi, welches mit dem erbeuteten Körbchen wie ein Wirbelwind dem Brunnen zu sauste. Wenn mal ein Mädchen ein Verhältniß in die

Nase kriegt, welches ihm nicht anständig ist, dann kriegt es hundert Augen und zweihundert Ohren, und wo heimlich die Liebenden zusammenstehen, fährt es mit Sausen und Brausen zwischen sie.

Kaum hatte die Mutter Anne Bäbeli zu einer Thüre hinaus in den Garten gemustert, schoß Züsi zur anderen Thüre dem Brunnen zu. Es müsse doch sehen, was der Laffe jetzt für ein Gesicht mache, sagte es zu sich selbsten. Derselbe hatte aber bereits die Wendung nach der Sonne gemacht, trappete, ohne Züsi zu bemerken, dem Garten zu. Du Lumpenhund, sagte Züsi zornig, hast du es schon wieder in der Nase, wart aber, du Ketzer, und schoß in die Stube, von wo aus es den Garten übersehen konnte. Ob Jakobli's Herumtrappen verlor es fast die Geduld; als er endlich wie eine Spinne, welche eine Fliege entdeckt, zur Gartenthüre hinein schoß, schoß Züsi zur Stubenthüre aus in die Küche. Mutter, denk, sie sind schon wieder bei einander! rief es. Wo! rief die Mutter. Im Salat! rief Züsi, soll ich sie auseinander geben! Wenn ich von der Pfanne könnte, ich wollte, sagte die Mutter hochroth vor Feuer und Zorn. Geh, jag mir das Babi hinein, dem will ich die Läuse runter machen!

Jakobli stand wieder alleine; da er aber bedachte, wie es nicht gut sei, daß der Mensch alleine sei, trappete er dem Brunnen zu, wo Züsi den Salat rüstete, sagte dort seinen Spruch wieder her: Erlaubet, Jungfer Züseli, das kann ich perfekt. Ich mußte zwischen der Schule der Mutter in der Küche helfen, ich bin eine halbe Köchin. Es ist curios, aber es ist doch so, daß eine Schwester, wenn sie einen Knaben bei ihrer Schwester stehen sieht, außer sich geräth aus Angst oder sonst etwas und Himmel und Hölle zu Hülfe ruft, während sie den gleichen Knaben ganz kaltblütig neben sich duldet, von ferne nicht an Gefahr denkt. Es ist curios das! So schrie Züsi nicht nach der Mutter, sagte eben so wenig

Jakobli weg, aber es tribelirte und kujonirte ihn gräßlich. Was er abhieb mit seinem dicken Feuerstahlmesser, war nicht recht, und was er nicht abhieb, war noch viel weniger recht. Ganz curios ist's wieder, daß man selten zu rechter Zeit in's Klare kömmt, ob solche Kujonaden aus Liebe oder Bosheit kommen; denn Bosheit und Liebe können accurat gleich kujoniren, und manchmal weiß es das Mädchen selbst nicht recht, welcher Kobold es stachelt. Scharfschützen nehmen bekanntlich solche Neckereien zumeist als Liebeszeichen, und Jakobli machte keine Ausnahme. Das Händeln mit Züsi schien ihm gar so süß und Züsi brach es nicht ab, und beide waren darin so vertieft, daß sie hoch auffuhren, als über sie abermals eine Stimme kam und zwar mächtiger als nie. Ist ein Narr wie der andere, und willst du an dem Salat rüsten bis drei Tage nach dem jüngsten? Packe dich hinein, den ganzen Morgen hatte ich nichts zu thun als zu mustern, und dessen bin ich satt. Züsi, daß du es nur weißt, du bist um kein Haar besser als das andere! Verzeiht, Frau Sime Sämelene, sagte Jakobli halb ärgerlich, halb demüthig, es ist mir leid, wenn ihr böse seid; ich wollte Jungfer Züseli nur zeigen, wie wir den Salat rüsten, es sei eine sehr kommode Manier, sagt meine Mutter. Schmök, ja wolle, lehre den Salat rüsten! sagte Frau Sime Sämelene und hätte sicher noch mehr gesagt, wenn ihr Zorn nicht gar so dick gewesen wäre, daß er sich im Halse gesteckt hatte, und ging mit raschen Schritten dem vorausgejagten Mädchen nach.

Nun war Jakobli wieder alleine, er fühlte ein fatal Schwanken im Gemüthe. Das Benehmen der Töchter hatte ihn mit Hoffnung erfüllt; ein ungestört Stündlein unter vier Augen, dachte er, und er wäre glücklich. Aber wie das machen, da die Mutter umher schoß wie eine erzürnte Henne, welche Krähen und Elstern verjagen will. Zudem sank ihm überhaupt der Muth zusammen, es ward ihm öde im Magen, er war z'Visite und wiederum alleine und wußte nicht, was

anfangen. Vom Haus zum Garten trappen mochte er nicht, der Brunnen gewährte ihm ebenfalls unangenehme Rückerinnerungen, und es hatte das Ansehen, wenn er da bliebe, als lauere er auf die Mädchen, wie eine Katze vor dem Mauseloch auf die Mäuse. Sime Sämeli hatte er heute noch gar nicht gesehen, Sime Sämelis Sämeli zeigte sich nicht mehr; daß seine Lage eben nicht kurzweilig war, wird jeder begreifen, auch wenn er nicht im Weltschland gewesen ist.

Um von Brunnen und Garten wegzukommen, trappete er vom Hause weg, mied sorgfältig den Grauechbaum, zündete eine Cigarre an und schritt den Weg entlang, auf welchem Sämeli den Braunen hatte traben lassen. Da tönte von ferne her ein Mittagsglöcklein. Dieses Glöcklein ist eigentlich der berühmteste Volksredner und unterscheidet sich von den meisten Volksrednern dadurch, daß es seinen Ruf nicht bloß von Lichtmeß bis Fastnacht zu erhalten vermag, sondern seit Jahrhunderten gleich populär bleibt, so daß Tausenden, so bald sie seine Töne hören, das Herz aufgeht und es in die Nase steigt wie Zwiebelnduft, Mehlsuppe und sonst noch was. Jakobli kamen die Töne unendlich heimelig vor; er fühlte sich nicht mehr alleine auf dem Erdenrund, er wußte, hinter den Tönen her kam ein Mittagessen, der beste Tröster für viele tausend Scharfschützen- und andere Seelen. Er zog seine Uhr und kriegte neuen Trost, sie war sechs und eine halbe Minute hintendrein, er trieb sie der Zeit nach zu entschiedenem Fortschritt, steckte sie dann mit großer Befriedigung in die Tasche; er wußte, um sechs und eine halbe Minute kam er jetzt früher zum Essen als er gedacht. Er hatte die Zeit gelenkt, er hatte der Welt Wohl gefördert, sechs und eine halbe Minute früher, als er gedacht, konnte er essen! Kaum hatte die Glocke ausgetönt, kamen Leute vom Felde heim, neugierig ihn betrachtend. Stolz und ohne Gruß, die Cigarre staatsgemäß zwischen Zeig- und Mittelfinger, ging er an ihnen vorüber. Spöttisch, die

Hauen auf den Schultern, sahen sie ihm nach, und wer ihnen nachgegangen wäre, hätte gehört, mit welchen Witzen über das Cigarrenherrlein sie ihre Erdäpfel gesalzen hätten. So ein Ding mit der Cigarre zwischen den Fingern gilt Leuten mit Hauen auf den Achseln sehr oft für eine lustige Komödie, welche nicht bloß Stunden, sondern Tage lang währt. Solche Herrlein lassen sich von solchen Witzen begreiflich nichts träumen. Bald darauf trabte ein Roß heran, hinter demselben sah er den Zipfel einer weißen Kappe. Es war Sime Sämeli selbst, welcher Korn hatte röneln lassen, um, ohne des Müllers etwas zweideutige Vermittlung, zu Spreue und Kern zu kommen. Sime Sämeli hielt das Roß an, sagte guten Tag und frug wo aus. Als er vernommen, Jakobli spaziere so bloß an der Sonne, so hieß er ihn auffitzen, es sei Essenszeit und seine Alte halte nicht viel auf Warten. Indessen Sime Sämeli mußte doch warten; als er in die Hinterstube kam, in gewisser Beziehung der Salon der Bauernhäuser, war kaum noch der Tisch recht gedeckt, geschweige denn, daß das Essen darauf stand.

Als Sime Sämeli sich sehr mißfällig darüber äußerte, sagte seine Alte: wenn er daheim gewesen wäre, so würde er sich über die Zögerung nicht wundern, und lieb wäre es ihr, es würde, wenn fremde Leute im Hause seien, nicht Alles davon laufen und ihr nicht den Kummer alleine überlassen. Dessen sei sie einstweilen satt. Sime Sämeli lenkte ein und frug nach dem Sohne. Sie hätte genug zu thun gehabt, die Mädchen zu hüten, lautete die Antwort, zum Buben werde er sehen, habe sie gedacht. Als man von ihm sprach, kam derselbe eben daher und stellte den Vater zur Rede, warum dies noch nicht gemacht sei, warum jenes nicht, und wenn nicht dazu gethan werde, so komme man mit allem hintendrein und einen Schaden hätte man, wie groß wüßte man nicht. Der Vater begehrte auf, wie es Einem zuzumuthen sei, alles zu machen, wenn alle Augenblicke der

Bärentanz gepfiffen und die Leute an den Laushaag kommandirt würden. Er habe geglaubt, mit der alten Regierung bessere es, jetzt sei es zehnmal ärger und es sei gerade, als ob man drinnen meine, Bauernsöhne seien die Kegel, mit welchen die Herren kurzweilen könnten. Doch lag in seinem Aufbegehren nicht sowohl Zorn als eine gewisse Befriedigung, die väterliche Freude, daß während der Garnison in seinem Sohne der Bauer nicht gelitten. Der übrige Schaden kümmerte ihn wenig.

Endlich kam das Essen; diesmal versammelte sich um dasselbe die ganze Familie, aber schweigsam. Die Mädchen machten saure Gesichter, auf Frau Sime Sämelene's Stirne schwebte eine Donnerwolke, und wenn Sime Sämeli und sein Sohn hungerig waren, so griffen sie zu und ließen das Reden einstweilen sein. Das Essen war reich und gut, freilich mehr ihnen selbst als dem Gaste zu Ehren. Fleischsuppe eröffnete den Tanz, dann kam Fleisch, geräuchertes, gesalzenes, grünes, kam Kraut und gedörrtes Obst, Speck, kam Braten, Schinken sammt dem bekannten Salat; Erdäpfel sah man diesmal keine. Jakobli ward von der Frau Gastgeberin gewaltig zum Essen genöthigt. Nur nehmen sollte er, sagte sie, so viel er möge, sollte sich nicht eigelich machen. Es reue sie ja nicht, was einmal gekocht sei, müsse gegessen werden. Er solle doch essen so viel er möge. Sie wisse wohl, wo man jeden Bissen kaufen müsse, esse man oft nicht halb genug. Was sie kochten, müßten sie nicht kaufen, sondern hätten es selbst, und da esse ein Jedes, so lange es möge. Man wisse es nicht, wie gut man es habe, wenn man in Spycher und Keller und Garten das Nöthige holen könne und nicht für jedes Maul voll und für jede Lauferei die Hand im Sack haben müsse. Ja, wenn sie es so hätte, sagte sie, sie ließe sich die Kleider auch so enge machen, wie man sie in der Stadt hätte, das Mannsvolk müßte Hosenringgen haben und Fleisch würde man Jahr aus Jahr ein wenig sehen bei ihnen.

Ihr werdet aber auch pflanzen und Land haben, sagte sie zu Jakobli. Nein, sagte Jakobli, pflanzen thun wir nicht, es schickt sich nicht wohl. Was, nicht pflanzen? sagte Frau Sime Sämelene, aber doch einen Kraut- und einen Baumgarten habt ihr für das Nöthigste. Nein, sagte Jakobli, die Losamenter mit Gärten sind gar theuer. In der Stadt macht man es am besten, wenn man Losamenter Schattseite nimmt, die sind die wohlfeilsten, und allweg hat man doch ein Höfli oder ein Läubli, wo man die Sonne sieht, wenn sie scheint nämlich. Was, sagte Frau Sime Sämelene, ihr wohnt nur zur Miethe, ach du mein Gott! Ja, sagte Jakobli, das ist gegenwärtig die größte Mode, die Höchsten und die Gesandschaften wohnen alle nur zur Miethe. Der Vater sagt, man sei gar abhängig, wenn man ein Haus habe. Wenn was angerichtet werde, wo man lieber hundert Stunden weit davon wäre, so könnte so ein Haus Einen in große Verlegenheit bringen. Er glaube es, sagte Sime Sämeli, besonders wenn man alles darauf schuldig sei. Das sei ihr ein schöner Hudel- und Lumpenbrauch, sagte dagegen Frau Sime Sämelene. Es tödtete mich, wenn ich in einem Hause nicht Meister wäre, den Hauszins geben, alles kaufen müßte, vielleicht gar noch die Kartoffeln, oder esset ihr etwa keine deren?

Ja freilich essen wir deren, absonderlich der Vater, der ist immer der erste in der Schüssel, der letzte draus und gibt das gute Beispiel. Du mein Gott, sagte Frau Sime Sämelene, und kauft sie; da werdet ihr sie wohl auch zählen wie die Seeländer, ehe ihr sie in den Hafen thut. Aber ein Schwein mästen und metzgen werdet ihr doch, besonders wegem Abgang, oder esset ihr die gekauften Erdäpfel sammt der Rinde? Nein, sagte Jakobli, wir schlachten nicht, für eine eigentliche Sau haben wir nicht Platz, aber jetzt ist stark die Rede davon, eine anzuschaffen. Vornehme Herren haben englische Schweine kommen lassen, welche wenig fressen

und keinen Platz einnehmen. Nach einer solchen Sau gelüstet es die Mutter sehr. Aber wenn man schon kein Schwein hat, deswegen geht die Erdäpfelrinde nicht verloren, das ist eben das Kommode, daß so in einer Stadt nichts verloren geht. Es gibt Weiber, welche alles holen, auch das Waschwasser als Tränke für Schweine und zahlen gut dafür; es gibt ein recht artig Sackgeld für eine ledige Tochter.

Pfi Tüfel, wer möchte solch Sackgeld! sagte Frau Sime Sämelene, und das wird mir doch ein Geld sein! Wie viel Erdäpfel braucht ihr denn im Jahr? O viel, sagte Jakobli, wenigstens fünfzig Mäße und manchmal noch mehr, der Vater klagt immer, wie viel doch so eine Haushaltung koste. Fünfzig Mäß macht sieben Säcke, sagte Frau Sime Sämelene, an sieben Säcken hätte hier die schlechteste Bettlerhaushaltung nicht genug, so viel frißt eine Kuh alleine von Martistag bis Fastnacht. Verzeiht, sagte Jakobli, der Vater sagt immer, die Stadt nehme den Appetit, wenn er auf's Land komme, esse er immer noch einmal so viel als daheim, und die Mutter meint, nur dreimal essen sei sehr kommod, auf dem Lande esse man den ganzen Tag. Ich glaube es, der Vater möge d's Halb mehr auf dem Lande als daheim, wenn ihr nicht schlachtet und alles Fett und alle Kartoffeln kaufen müßt. Da wird es auch heißen, es sei besser eine Laus im Kraut als gar kein Fleisch, und staubicht werden die gerösteten Erdäpfel sein wie ein alter Mehlsack, daß es ganz dunkel wird um's Gesicht, wenn man daran haucht. Da könnten mich die armen Kinder dauern, die werden das ganze Jahr durch den Husten haben, sagte Frau Sime Sämelene. Nein, beim Schieß, so möchte ich nicht dabei sein! Milch werdet ihr auch nicht selbst haben, vermag man kein Schweinchen, so vermag man noch viel weniger ein Kuhli.

Natürlich, sagte Jakobli, kaufen wir die Milch, man bringt sie uns in's Haus, von der besten wo es gibt. Der Küher, bei welchem wir sie nehmen, ist gut bekannt mit dem

Vater und nimmt es für eine Ehre, sie uns geben zu können. Ihr werdet sie nehmen von einer Kuh oder zweien, wenn man fragen darf, sagte Frau Sime Sämelene? Wir nehmen sie nicht nach den Kühen, sondern anders. Sind wir Alle daheim und der Vater ist nicht eingeladen, so nehmen wir täglich für neun Kreuzer. Haben wir aber Visite, so läßt die Mutter Rahm holen vom besten, wo man fünf Batzen für die Maaß zahlen muß. Jetzt ist mir nicht mehr zu helfen, rief Frau Sime Sämelene, für neun Kreuzer Milch für eine ganze Haushaltung und einen ganzen Tag! Was dünkt euch Mädchen, das wäre ein Glück, so dabei zu sein? Was würde unsere rothe Sau sagen, wenn sie Ferkel hat und nur für neun Kreuzer Milch kriegte im Tag? Eine solche Haushaltung zu machen muß kurzweilig sein, da ist bald gegessen und bald abgewaschen, und hat man was gegessen, so kann man eine Weile warten, bis man wieder was kriegt, und braucht den Schneider kaum, die Kleider zu erweitern. Was meinst, Anne Bäbeli, wäre da nicht lustig Köchin zu sein, die Erdäpfel wären bald gewaschen und ob dem Salat würde man auch nicht viel Zeit versäumen?

Da ward Jakobli roth und sagte: Verzeiht, wir leben bei uns aber nicht von Milch und Kartoffeln, wie man auf dem Lande leben muß, das sind ganz nur so Nebenspeisen. In einer Stadt lebt man mehr von Fleisch und Gemüse, in die Metzg kann man alle Tage senden, und wenn kein grünes Gemüse mehr auf dem Markte ist, so läßt man Sauerkraut holen; für vier Kr. kriegt man eine ganze Schüssel voll, daß man dreimal daran zu wärmen hat. Am Sonntag läßt die Mutter Schweinefleisch holen, manchmal ein Dutzend kreuzerige Schinkenschnittchen, sie sind ganz vortrefflich, besonders von Oberländerschinken. Und was die Mutter kocht, kocht sie gut, daß gewöhnlich kein Stäubchen übrig bleibt. Es wird fein, sagte Frau Sime Sämelene und schoß spöttische Blicke rundum. So gut kann ich es nicht, mir bleibt immer was übrig.

Aber es ist sich nicht zu wundern; wenn man nur so kauft von der Hand in's Maul und den ganzen Tag die Hand im Sack haben muß, so glaube ich, es bleibe kein Stäubchen übrig, und Butter, Mehl und Eier werden auch angeschafft werden müssen? Eier, sagte Jakobli, brauchen wir nicht viel. Die Mutter sagt, es sei ein gar theuer Essen. Zuweilen läßt der Vater eins oder zwei weich sieden, wenn er glaubt, es komme ihm dazu, eine Rede zu halten, aber die Mutter wird allemal böse und meint, es trage die Kosten nicht ab. Mädchen, was meint ihr, da wäre ein lustig Kindbetten ohne Butter und Mehl; da würde wohl keine an der ersten Suppe ersticken, wenn es nämlich nicht eine wäre aus den sieben Säcken Erdäpfel, sagte Frau Sime Sämelene.

Verzeiht Frau Sime Sämelene, sagte Jakobli gereizt, ich habe bloß von den Eiern geredet, Butter und Mehl haben wir vollauf. Wir haben in der Küche ein Mehlfäßchen, dieses läßt die Mutter alle vierzehn Tage füllen und Butter holt man auch. Wir nehmen sie bei einer vertrauten Kellermagd, die macht sie selbst und ganz vortrefflich. Grasanken sagt man ihr, Sommer und Winter kommt sie nie aus damit. Spöttische Blitze fuhren rundum und Züsi platzte mit Tönen heraus, in welchen man sich gar nicht zurecht finden konnte. Ja, ja, sagte Frau Sime Sämelene, so wird's sein und mit dem Brod wird es auch so sein, das werdet ihr auch alles kaufen müssen, das würde mich am meisten drücken. Ich muß bekennen, ich glaubte, ich wäre der ärmste Hund, wenn ich nicht das Korn in die Mühle geben könnte, von welchem ich das Brod esse. Ach, mein Gott, wie wird es da schmale Bißchen geben. Nicht für ungut, Frau Sime Sämelene, sagte Jakobli, Brod haben wir vollauf, manchmal drei Tage lang das gleiche auf dem Tische, und wenn wir schon alles kaufen müssen, so ist doch immer noch für alles Geld dagewesen. Wenn die Jungfer Töchter mir einmal das Vergnügen schenken, uns zu besuchen, so sollen sie wahrhaftig nicht merken,

daß wir alles kaufen müssen und selbst entscheiden, ob wir nicht das beste Brod haben, welches man essen kann. Wir haben einen ganz ausgezeichneten Bäcker. Der Vater in seiner Stellung hat Gelegenheit gehabt, ihm Gefälligkeiten zu erweisen; das kann er nicht vergessen und thut uns immer mehr Mehl in unser Brod als andern Leuten.

Da lachte Frau Sime Sämelene laut auf und sagte: ja, ja, es sei glaublich, daß sie drei Tage an einem Brode hätten, wenn mehr Mehl darin sei als in anderer Leute Brod! Jakobli, verdutzt über das Lachen, sagte, es sei auf Ehre so, übrigens könnten dann die Töchter selbst entscheiden, wenn sie ihnen das Vergnügen schenkten, sie zu besuchen. Sie zweifle, sagte Frau Sime Sämelene, daß es sie gelüsten werde. Allem Anschein nach hätten sie Kosten genug, und mit neun Kreuzern für Milch kömmt ihr nicht aus, wenn die Mädchen dabei sind. Verzeiht, sagte Jakobli, ich glaube es gesagt zu haben, daß, wenn wir Besuch hätten, die Mutter Rahm holen ließe. Für fünf Batzen die Maß kriegt man vortrefflichen. Schweigt mir von fünfbatziger Nidle, damit kann man ja einen Hund vergiften! Es dünkt mich, ich hätte die geschabte Seife schon in der Nase, es dreht sich alles in mir um. Aber daß sie euch gut dünkt, dünkt mich nichts Anderes, wer zum Herren gerathen will, muß zuerst zum halben Hund werden und fressen können, was selbst ein rechter Hund nicht mag, Schnecken und Kröten und weiß der Teufel was alles. Mein Mann hat auch einmal beim Schultheißen gegessen und hat mir die Sachen erzählt, daß es mir seither allemal wunderlich wird, wenn ich einen Herrn sehen muß von weitem, geschweige denn in der Nähe.

Das war denn doch selbst für Jakobli wohl starker Schnupf. Wenn er das gewußt hätte, so hätte er sie sicherlich nicht plagen wollen, und je eher er gehe, desto besser werde es sein mit Schein, sagte er. Er werde doch nicht meinen, sagte Frau Sime Sämelene, daß das auf ihn ge-

stichelt sei, solche Narrenpossen werde er doch nicht im Kopf haben, daß sie ihn für einen Herren halte. Als sie noch daheim gewesen, hätte sie seine Großmutter genau gekannt, es sei ihr eine liebe Frau gewesen, manche Stunde weit herum habe sie alles gewußt, sie hätte ihr für manch schönen Batzen Schwefelholz abgekauft. Er müsse pressiren, sagte Jakobli, er möchte niemanden zur Last sein. Das solle er nicht denken, sagte Frau Sime Sämelene, sie müßten die Sachen nicht kaufen; sie würden sich schämen, wenn sie nicht vermöchten, ihn ein paar Tage zu erhalten, wie er sich wohl nicht gewöhnt sein werde. Wenigstens wolle sie ihm noch mit Rahm aufwarten, es nehme sie wunder, ob er einen Unterschied merke zwischen demselben und ihrem fünfbatzigen. Daneben wolle sie ihn nicht aufhalten, sie begreife, daß es ihm um's Verdienen sein werde. Wer nicht Vermögen habe, müsse mit der Zeit machen was er könne, wenn er gelebt haben wolle.

Um das sei es ihm nicht, sagte Jakobli und warf sich in die Brust, aber es sei morgen Sitzung. Versäumen wollten sie ihn nicht, sagte der Alte, obgleich es in einer Sitzung nicht viel gescheidter zugehen werde, sitze einer mehr oder weniger. Aber, wenn ihr meint, das Vaterland möge es nicht ertragen, so kann Sämi ein Stück mit euch fahren. Der Ammann zu Hagenbuch will zwei Ferkel, wie er mir heute gesagt, die kann Sämi gleich mitnehmen. Für fünfundvierzig Batzen das Stück habe ich sie ihm erlaubt, er soll sie dir gleich bezahlen. Er hat gar ein kurz Gedächtniß, wenn er was schuldig ist, der Ammann zu Hagenbuch.

Als die Sache abgemacht, die Abreise Jakobli's entschieden war, da klärte sich plötzlich der Himmel in der Hinterstube auf und total umgeschlagen hatte die Stimmung, fast wie sie beim Volke umzuschlagen pflegt von einem Tage zum andern. Nun war auf einmal Alles freundlich bis auf Anne Bäbeli, welches ein recht trübes Gesicht machte.

Frau Sime Sämelene preſſirte zum Eſſen, ſie hätten's und gönnten's, der junge Sämi mit Trinken; Züſi war das Glas wie in die Hand gewachſen zum Geſundheit machen, und Sime Sämeli ſagte: er laſſe den Eſau grüßen, und wenn er einmal vor's Thor käme, ſo ſolle er bei ihm einſprechen. Es ſei dann nicht, daß er keinen Unterſchied machen könne und meine, ein Schelm ſei wie der andere, er wiſſe wohl, Eſau ſei noch von den beſſern. Aber er ſolle ihm nur ſagen, wenn es nicht bald anders gehe, ſo pfeife man ihnen bald das letzte Gſätzlein, und wenn man drinnen frage, wer ſo etwas ſage, ſo ſolle er nur ſagen Sime Sämeli habe es geſagt, und wer es nicht glauben wolle, ſolle kommen und ihn fragen, und wer nicht fragen möge, werde es erfahren. Sämeli ſagte, das habe er drinnen hundertmal geſagt, und er müſſe ſagen, Jakobli's Vater hätte noch am meiſten auf ihn gehört, er glaube wirklich, wenn ſie drinnen keinen Kreuzer mehr werth ſeien, ſo würde Jakobli's Vater doch noch den beſten Theil davon ausmachen. Sag' es, wenn du fort willſt, ſo gehe ich und ſchirre ein.

Preſſiren wollte ich nicht ſo, ſagte Frau Sime Sämelene, du weißt, wie der Kohli läuft. Er muß doch erſt eſſen und trinken bis auch einmal recht genug. Ich könnte ihm den Schinken mitgeben, er gibt noch für manchen Sonntag kreuzrige Scheibchen, und ein Stück Käs, er wird auch ſelten ſein. Wenn ihr fahrt, ſo irrt's euch nicht, und wenn man Papier hätte, ſo könnte man ihn einmachen, dann würde es auch niemand ſehen. Es habe ein alt Säcklein, um welches es nicht ſchade ſei, ſagte Züſi und wollte es holen. Jakobli wehrte ſich gegen die Geſchenke mit Händen und Füßen, aber es half nichts, ſie hätten's und vermöchten's und hätten deswegen nichts deſto weniger, ſagten ſie.

Aber ſolche Reden fielen diesmal nur flach, die zwei Ferkel, mit welchen er fahren ſollte, lagen Jakobli ſchon auf der Seele, er meinte ſich bedenklich ſchämen zu müſſen. Er dachte,

wenn er mit zwei Ferkeln in einem Fuhrwerk durch die Stadt fahren wollte, die sämmtlichen Gassenjungen liefen ihm nach, und vor dem Café, wo er Stammgast war, vorbei zu fahren, dazu hätte man ihn nicht gebracht, wenn er nicht bloß eine, sondern beide Töchter hätte heirathen können. Der gute Jakobli dachte nicht daran, daß er diesen Morgen mit dem Cigarli zwischen den beiden Fingern hundertmal mehr ausgelacht worden, als er diesen Nachmittag mit den beiden charmanten Schweinchen ausgelacht werden würde.

Die Begriffe der Welt über das Lächerliche, Anständige, Sittliche, ja sogar über das Vaterländische, welcher Begriff gegenwärtig mit eigener Malice gedroschen wird, als ob man ihn absichtlich zu leerem Stroh entgeistigen wollte, sind gar schrecklich verschieden. Wenn in einem Hause drei Stockwerke sind, in jedem Stockwerk eine andere Familie wohnt, so werden in den meisten Fällen in den drei Stockwerken die Begriffe aller Art durchaus verschieden sein, und in der Regel wird jede Familie ihre eigenen Kreise um sich ziehen, jede ihre eigenen Handwerksleute haben, absonderlich ihren eigenen Schneider; Schlosser und Kaminfeger mögen allfällig noch passiren von unten bis oben ohne absonderliche Anstrengungen. Ach Gott, wenn aber so ein Schneiderlein in allen Stockwerken bügelrecht sein will, von der rechten Religion, d. h. allenthalben von dem eben in Mode seienden Farbenstrich, Himmelsackerment, was das an Schweiß und Niederträchtigkeit kostet! Wie er unten loben muß, was er in der Mitte verwirft, in der Mitte himmelhoch preisen, was er zu oberst verflucht dem Teufel eben, und dann wieder alles ganz umgekehrt, wenn er wieder von oben nach unten geht! Ach Gott, man glaubt nicht, was es für Künste braucht, um grundsätzlich niederträchtig zu sein und absolut der Rechte, d. h. in jeden Schuh gut und Trumpf Sau (As) allenthalben. Die Jugend bekanntlich nimmt in ihrer schönen Zeit alles absolut, hat nur ein Ideal, nur eine Wahrheit, nur eine Geliebte; Amtsweibel,

Kammerdiener, Sekretair, Höfling und Volksmann (Nüancen im Fach der Speichelleckerei) muß man erst lernen, wo man auf die Höhe kommt, wo man das Nützliche dem Scheine vorzieht.

Der gute Jakobli stand noch nicht auf dieser Stufe, namentlich nicht in Beziehung auf das Lächerliche, und ängstigte sich daher in sehr thorrechtem Kummer und war nicht weit davon, diese Fuhre als eine eigentliche abgeredete Bosheit anzusehen. Da indessen nichts Boshaftes in den Gesichtern war, sondern große Freundlichkeit und selbst Frau Sime Sämelene große Freigebigkeit erzeigte, so dachte er, Bosheit könne das nicht sein, sondern bloß Mangel an Sinn für das Anständige. Er war indessen sehr befangen beim Abschiede, eben wegen der Ungewißheit, in welcher er schwebte. Er dankte für die Aufnahme, lud wiederum ein, sprach von Conzerten, Schreiben, Insel und Vater und Mutter, aber alles gar nicht logisch, und wenn sich ein Faden durch das Ganze zog, so war es weder ein schwarzer noch ein rother, sondern bloß der graue Faden der Verlegenheit. Die Antworten von Sime Sämeli und seiner Frau waren kurz: er solle glücklich heim kommen, Vater und Mutter grüßen, und sie sollten auch einmal kommen, an einem Sonntag, wo man beidseitig nichts versäume und sie sich nicht schämten auf's Land zu kommen. Züsi machte Jakobli schöne Scharwenzel, sparte jedoch die schönsten für Anne Bäbeli auf, aber Anne Bäbeli war nicht da und Sämeli rief oben vom Wägeli herab aus dem lieblichen Grunzen der Schweinchen heraus: Z'Donner, bist nicht bald fertig? Der Kohli steht nicht mehr.

Jakobli pressirte nicht auf den Ruf, guckte immer noch nach Anne Bäbeli aus. Aber Sime Sämeli meinte, da sei kein Warten mehr, und mit einem raschen Ruck unter den Arm half er Jakobli aus seiner Unschlüssigkeit, und wie er halb oben Fuß gefaßt, ließ Sämeli Kohli los, der wie ein Byswind in's Freie schoß, so daß Jakobli mit Tschakko und

Käsmesser genug zu thun hatte und alle nachträglichen Grüße und Complimente nach hinten, wie man sie macht, wenn man recht zärtlich gestimmt ist, fahren lassen mußte.

So fuhren in Saus und Braus die Jünglinge davon. Mit gewaltigem Brummen sah Sime Sämeli dem Jagen zu, und was er später seinem Sohne darüber sagte, wissen wir nicht. Was die Weiber machten nach der Abfahrt, geht uns nichts an, wir wissen bloß, daß der gute Jakobli unter ihnen zu einem Seidenplätze ward, aber zu einem zähen und festen, an welchem man alle Tage rupft und zupft und doch nie fertig wird damit. Zu was für einer Stellung er in Sime Sämeli's Hause kam, träumte Jakobli nicht, als er mit Sime Sämeli's Sohn und den beiden Ferkeln davon fuhr wie der Tod mit der schönen Eleonore, er kam nicht zum Denken. Sämeli erwartete gerühmt zu werden über sein Fahren, wobei dem armen Lieutenant alle seine Stadtbeinchen krachten, aber er mußte ihn daran mahnen, denn Jakobli konnte nichts, als sich grausam schämen von wegen den Ferkeln, welche so mörderlich schrieen, und von wegen dem Wägelchen, welches so schrecklich stieß und schlug. Was werden doch die Leute denken, sagte er bei sich selbst, wenn man es nur in der Stadt nicht vernimmt, wenn ich nur nicht dem Vater schade damit.

So dachte der gute Junge und wußte begreiflich nicht, daß keine Seele ihn bemerkte, daß man nur den jungen Sime Sämeli's Sämi sah und betrachtete, fast wie eine Art von Kronprinzen, welche bekanntlich, bei nicht ganz verdorbenen Anlagen, weit beliebter beim Volke sind, als ihr Herr Papa. So ist der auch wieder heim, hab recht Langeweile nach ihm gehabt. Der fährt noch immer wie ein Utüfel. Wohl, wenn das der Alte wüßte, er würde ihm was sagen. Aber es heißt, eben viel fürchte er ihn nicht mehr und mache, was ihm in Sinn kommt. Nun, er hat recht, würde es auch so machen, nicht mein Lebtag Bub sein wollen. Aber fahre er

wie er wolle, ein rechter Bauer wird er doch, nicht der Hundertste würde den Tag nach der Garnison mit Schweinen im Lande herumfahren, so sprach sich die Stimmung aus.

Von solchem Gesumme hatte begreiflich Jakobli keine Ahnung, er deutete die lächelnden Gesichter durchaus anders, und ihm wohlete es erst, als sie zu Hagenbuch bei des Ammann's Hause vorfuhren, er ab dem Wägeli war und so weit als möglich von den Ferkeln stand. Es war accurat, als ob er fürchtete, man könnte sie zusammenzählen. Alsbald kam ein rüstiges, festes Mädchen heraus, braun von Gesicht und Armen, aber übel stand es ihm nicht. Dieses half Sämeli die Schweinchen ab dem Wägeli nehmen und versorgen. Sämeli und es schienen nicht bloß recht gut bekannt mit einander, sondern ein bedeutend Wohlgefallen an einander zu finden. Sämeli regalirte das Mädchen mit einigen derben Späßen, das Mädchen machte nicht böse Augen dazu, sondern sagte bloß: Bist doch immer der Gleiche, den Uflath wäscht dir der Rhein nicht ab. Indessen vergaß Sämeli über der Liebe sein Geschäft keineswegs. Er frug dem Alten nach, erörterte, daß ein Ferkel drei Gulden koste und er das Geld gerne hätte. Das wird so sehr nicht pressiren. Komm im Heimfahren vorbei, der Vater kann es dir unterdessen rüsten, sagte das Mädchen. Allweg komme ich wieder vorbei, sagte Sämeli, muß die Bütte wieder nehmen, in welchem ich die Schweinchen gebracht. Aber das Geld sollte ich doch haben. Der Vater hat mir einen Conto mitgegeben, welchen ich bezahlen soll und hat dabei auf die sechs Gulden gerechnet. Man sollte meinen, wie rar das Geld bei euch sei, sagte das Mädchen spöttisch, ging jedoch, den Vater zu suchen. Das ich ein Narr wäre zu warten, wenn ich wiederkäme, so wäre der Alte entweder nicht daheim oder hätte mir das schlechteste Geld aus allen zweiundzwanzig Cantonen ausgelesen. Ich kenne den alten Schelm, aber ich will ihm listig genug sein, sagte Sämeli zu Jakobli. Das Mädchen kam bald wieder

und sagte: Binde das Roß an oder thue es in den Stall und kommt in die Stube. Selb wollen wir nicht machen, sagte Sämeli, aber hast du nichts zu trinken, ich bin grausam durstig und das Wasser ist mir zu dünn und zu naß und macht mir nicht wohl. Wein haben wir keinen mehr im Keller, aber wenn du Kirschwasser willst, so sollst haben, so viel du willst. So bring, sagte Sämeli. Das Mädchen ging. Jakobli meinte: Bist doch so grob und unhöflich, nicht einmal: „wenn du willst so gut sein," hast du gesagt. Das wär dumm, mehr an die Sache zu thun als nöthig ist. Mit dem d'r Narr machen beim Weibervolk kommt man nicht weiter, als daß man für einen Narren gehalten wird, und wie man sie gewöhnt, so hat man sie, so lautete Sämeli's Antwort.

Das Mädchen, Lisebethli mit Namen, brachte in der einen Hand eine große Flasche Kirschwasser mit einem Glase bedeckt, in der andern Hand ein gewaltiges halbes Brod, streckte Sämi das Brod dar und sagte: Nimm! Mag nicht, sagte Sämeli, streckte es Jakobli dar und sagte: Nimm du, es ist auch viel Mehl darin. Danke gar sehr, sagte Jakobli höflich, bin nicht hungerig. Was ist euch an dem Brode nicht recht, fragte das Mädchen zornig, daß ihr das Gespött damit treibt. Es ist sauber und gut, hab es selbst gemacht, es ist mehr als gut genug für solche wie ihr seid, die nicht wissen wo das Brod herkommt und längs Stück keins hätten, wenn sie es selbst verdienen müßten. Seh, nimm Brod, sagte Lisebethli zu Sämi. Ich mag nicht, hast es ja schon gehört, sagte Sämi. Hau ab und nimm, oder du bekömmst kein Kirschwasser, ich lasse mir mein Brod nicht verachten. Wollt ihr von dem einen nicht, so müßt ihr auch vom andern nicht haben, sagte Lisebethli. Das wäre lustig, sagte Sämi und wollte der Flasche sich bemächtigen. Aber Lisebethli war gewandt und stark. O hä Bürschli, so geschwind geht das nicht, und brichst die Flasche, so hole ich auf meine Arme

Theure (Seele) keine andere! Nimm Brod, wirst nicht zu vornehm geworden sein und gieb's dem Andern auch. Es macht mich niemand böser als zwei solche Maulaffen, wo, wenn sie eine Woche die Nase in die Stadt gehabt, nicht mehr wissen wollen, was Brauch und Recht ist, nichts mehr können als die Leute ausspotten und d'Sach verachten, sagte das Meitschi zornig.

So wird's sein müssen, wenn du thust wie eine Katze, sagte Sämi. O nein, es muß gar nicht sein, sagte Lisebethli, wenn es dich ekelt ob meinem Brod, so lasse es sein, ich möchte nicht schuld sein, wenn du in einen Grausen kämest. Gib, sagte Sämeli, hieb ein Schnittchen ab und reichte es Jakobli. Merci, sagte dieser, es wäre mir unmöglich. Was ist das für ein Halbweltsch, fragte Lisabethli, der nicht Brod will, hat der etwa sein Lebtag Lebkuchen gehabt? Verzeiht, Jungfer Lisebethli, sagte Jakobli. Bin keine Jungfer, sagte Lisebethli zornig, ein Meitschi, Tochter vom Hause bin ich und Lisebethli heiße ich. Willst oder willst nicht? Gar schön nahm nun Jakobli das Brod, das Mädchen schenkte ein, reichte Sämeli das Glas. Warum bringst mirs nicht? schnauzte Sämi. Mag nicht, sagte Lisebethli. Magst du oder magst du nicht, so bringst du es mir, sagte Sämi. Und wenn es dich dann ekelt wie ob dem Brod, entgegnete Lisebethli. Willst oder willst nicht, sagte Sämeli. Zwänggring, was du bist, sagte Lisebethli, aber nichts weniger als unfreundlich, so soll es dir gelten, netzte die Lippen und bot es Sämeli. Nimm, nimm, sagte dieser, keinen Schluck hast du genommen, thue nicht so dumm! Lisebethli setzte noch einmal an, schüttelte sich dann: Mag auf meine Arme nicht mehr, schenkte das Glas wieder voll, reichte es Sämi und sagte: Bring's dem Merci-Herr, wenn er noch mag, ohngeachtet ich daraus getrunken. Es gilt dir, sagte Sämeli zu Jakobli, that einen mächtigen Zug, welcher das halbe Glas leerte und reichte es Jakobli. O behüte, sagte dieser, das ist viel zu

viel und that recht zimpferlich. Nimm was du magst, es ist dann schon jemand da, welcher den Rest nimmt, sagte Sämeli.

Wo ist der daheim, fragte Lisebethli, daß er thut wie eine Stadtjumpfere? Sonst wenn sie die Montur am Leib haben, meinen sie, sie müßten thun wie Kälber und saufen wie Kühe. Das wird sollen gestochen sein, sagte Sime Sämeli's Sohn, den Rest im Glase austrinkend. Schenke ein. Aber wo bleibt der Alte? Das ist mir doch ein Pressiren, sagte Lisebethli, wenn du nicht warten magst, so packe dich. Meinethalben wäre es mir wohl genug hier, so lange du Kirschwasser hast; aber der da will in die Post, sagte Sämi. Da kam der Gewünschte mit rothem Gesichte und wackelndem Bauche, wie es einem Ammann wohl ansteht. Du pressirst, Bürschli, sagte der Alte, meinst ich sei morgen nicht mehr gut genug für neunzig Batzen? Wegen dem sei es nicht, sagte Sämeli, aber er müßte für den Vater was zahlen, und da habe derselbe ihm gesagt, er solle das Geld für die Ferkel dafür brauchen. Wird kein anderes mehr gehabt haben, der arme Teufel. Er ist immer der Gleiche, es ist gerade, als ob er Harz im Hosensack hätte. Werdet einander eben nicht nicht viel vorzuhalten haben, meinte Sämeli. Häb dar, sagte der Ammann. Sämeli schob bedächtig die Pfeife in die Tasche, um die Augen frei zu haben, und streckte seine mächtige Pfote hin. Der Ammann zahlte ihm mit einem verdächtigen Zucken um den Mund zehn schöne Batzen in die Pfote, griff dann in die Westentasche, legte zwei schöne Päcklein, deren eins vierzig Batzen enthalten sollte, daneben und sagte, so wird es recht sein, und die sind gut, habe sie erst heute selbst gemacht.

Man ist bald verschossen, sagte Sämeli, und wenn ich zu wenig hätte, so würde mir mein Alter sagen: für was hast du Augen und Finger? Ohne weitere Complimente grübelte Sämeli ein Päcklein auf und zählte laut: 1, 2,

3, das ist ein Rother, 4, 5, 6, du wirst den für einen Ganzen gezählt haben, es ist aber nur ein Halber; 7, 8, 9, wieder ein Rother, 10, 11, 12, 13, das Sechskreuzerstücklein nimmt niemand; 14, 15, 16, das sind nur Schillinge und nicht halbe Batzen; 20, 21, 22, 23, wieder ein Rother und noch einer; 26, 27, 28, diese Kreuzer nimmt kein Hund; 30, 31, 33, 34, was Teufels soll das für ein Stück sein, ein solches hab' ich noch nie gesehn; 36, 37, 38, und ein Halber. Sechs Kreuzer zu wenig und solch schlecht Geld noch. Du wirst schläferig gewesen sein noch, als du sie machtest? fügte Sämeli bei. Der Ammann verlor aber weder die Fassung, noch zeigte er Aerger, er hatte halt probirt. Ich werde verschossen sein, sagte er, das sind Päcklein vom Müller von Krüschlige, sie liegen neben denen, welche ich gemacht. Mit Schein ist er immer der gleiche Schelm. Nun, der kann sie wieder haben, dir will ich anderes holen.

Sämeli blinzte Jakobli an und sagte zu Lisebethli, welche dem Handel mit zugesehen hatte, mit selbstgefälligem Gefühle: Das Zählen macht durstig, hast noch einen Schluck! Lisebethli schenkte ein, sagte aber: Nimm dich in Acht und mache es nicht zu gut, es könnte einmal zu viel sein. Die Rede konnte verschieden gefaßt werden, wie Sämeli sie nahm, wissen wir nicht. Der Alte kam diesmal mit kleinem Silbergeld; häb dar, sagte er und begann wieder zu zählen. Halt, das ist nur ein Dreibätzler, sagte Säm. Wird ein Sechsbätzler sein, sagte der Alte und wollte fortfahren, aber Säm setzte nicht ab, bis der Dreibätzler konstatirt war. Hastiger zählte der Alte, ernsthafte Augen machte Lisebethli. Achtzig sagte endlich der Alte, oder ist dir wieder etwas nicht recht, da Säm die Stücke in der Hand mit dem Finger umrührte. Der Alte hatte wieder einen erblaßten Dreibätzler für einen Fünfbätzler eingeworfen und wußte es recht gut. Etwas mußte gehen, anders konnte er nicht. Als Sämeli immer rührte, sagte Lisebethli: Stecke das Geld einmal ein. Suppe gibt es doch keine daraus,

magst rühren wie du willst. Vater, du nimmst doch auch eins, kannst es ihnen dann bringen! Als der Alte den Dreibätzler als Fünfbätzler in Sämeli's Sack wandern sah, wurde er ganz hell auf, und auf eine Maaß oder zwei Kirschenwasser kam es ihm jetzt nicht an, hatte er doch wieder Einen überlistet. Sämi dagegen war übellaunig, gab schnöden Bescheid, trieb zum Aufbruch, und als Lisebethli sagte, er sollte ja nicht vergessen zu halten im Heimfahren, seine Bütte möge es ihm nicht hüten, sagte er, so werde sie meinethalb gestohlen. Ist sie aber am Samstag noch da, so gieb sie dem Fuhrmann, welcher beim Hause vorbeifährt, und sprengte davon, was der Kohli laufen mochte. Jakobli war redselig, Sämeli schweigsam. Jakobli begann zu reden vom Lisebethli, bedauerte, daß es so ein ungebildet Mädchen sei, sie hätte daneben schöne Anlagen und gefiele ihm gar nicht übel.

So, sagte Sämeli, gefiele dir die. Gieb dir aber nicht Mühe, die ist schon versorgt. Du wirst doch nicht selbst etwa Absichten haben? fragte Jakobli verdutzt. Du wirst doch nicht etwa etwas dawider haben? frug Sämeli spöttisch. Beklemmt sagte Jakobli: Daran hätte ich keinen Gedanken gehabt, daß du der den Hof macheſt. Du thateſt so unmanierlich mit der Tochter und warſt so rücksichtslos gegen dem Vater, daß ich mich für dich schämen mußte. Wäre nicht nöthig gewesen, sagte Sime Sämeli's Sohn. Ausgelacht wird mich niemand haben. Dümmere Leute als solche Stadtbesen wie du giebt es d's Land ab d's Land auf nicht. Ihr meint, ihr hättet die Weisheit alle gefressen und wißt nicht, daß jede Geige einen eigenen Ton hat und jede Kuh ihre Art, und daß ein Affe ein Affe bleibt und für einen solchen gehalten wird, thue er auch wie ein Kalb oder wie ein Schaaf. Geht das auf mich? fragte Jakobli. Was brauchst du mir zu sagen, ich sei unmanierlich? sagte Sime Sämeli's Sohn. Ich weiß besser als du, was feine Manier ist. Aber daß der alte Schelm mit dem Dreibätzler mich betrogen und daß ich es

angenommen, selb macht mich böse. Aber warte du nur, dem brocke ich es siebenfach ein, mache das Mädchen meinethalben Augen wie es will. Dann giebt er dir das Mädchen nicht, sagte Jakobli. Mit Vater und Mutter muß man sachte umgehen, wenn man die Tochter will. Das verstehst du wieder nicht. Meinst du, der alte Schelm gebe seine Tochter einem Löffel, der sich betrügen läßt oder aus lauter Höflichkeit das Babi macht. Und wenn er es wollte, so thäte ich es nicht. Sime Sämeli's Sämi hat nicht nöthig ein Meitschi zu erbetteln oder zu erheucheln, wenn er eine Frau will.

Das war starker Tubak, und ehe Jakobli ihn verarbeitet hatte, fuhr Sämeli beim Wirthshause vor, wo Jakobli die Post erwarten wollte. Dort wurde Sämeli vom Stallknecht, Stubenmagd und Wirth wie eine bekannte Notabilität empfangen, Jakobli aber gar nicht beachtet. Das ärgerte begreiflich Jakobli, er ließ es merken, daß er Herrn Esau's Sohn sei, damit gewann er nichts, als daß für eine Weile der Wirth das Gespräch über Korn und Roßhandel abbrach und gar lästerlich loszog über die bestehende Ordnung der Dinge und jeden Satz mit den Worten schloß: Und es ist mir ganz recht, wenn sie es vernehmen, es ist gut, wenn sie es einmal wissen, wie man auf dem Lande gesinnt ist und was man denkt. Sämeli pressirte fort, ob der Dreibätzler oder das Mädchen ihn fortzogen, wissen wir nicht; aber er fuhr nach kühlem Abschied von dannen, wie Einer, der eine schwere Last abgesetzt hat und leicht und unbeschwert von dannen fährt. Das mühte Jakobli sehr, und da weder Stubenmagd, Stallknecht oder Wirth sich um ihn kümmerten, er drei Stunden auf die Post warten mußte, so hatte er Zeit zum Meditiren.

Das war aber sehr trübselig und er ward ganz klein im Gemüthe. Gestern zog er aus von hier mit kühnen Erwartungen, er hoffte mit Cäsar sagen zu können: **veni, vidi, vici,** und vierundzwanzig Stunden später rückte er wieder hier ein, total klein gemacht, fast wie ein gebadeter Hahn. Rundum

waren ihm die Federn niedergepreßt worden, der Kamm mit scharfer Lauge gebrüht, so ein gar Nichts war er gewesen vierundzwanzig Stunden lang, er, Herr Esau's Sohn, und hatte sich zu einem gar Nichts machen lassen ohne Gegenwehr, accurat wie ein Schaf, das auch nichts zu machen weiß, wenn man es zur Schlachtbank führt. Er, der doch was galt in seinem Kreise, in seinem Büreau und namentlich als Herr Esau's Söhnelein war urplötzlich vierundzwanzig Stunden lang nicht bloß ein Tropf geworden, gleichbedeutend mit einem Tropfen Wasser, sondern eine Art von Vogelscheuche, welche die Vögel gar nicht fürchten, sondern ihren Muthwillen damit treiben. So gleichsam einen schrecklichen Traum zu erleben vierundzwanzig Stunden lang, nach Verfluß derselben plötzlich zu erwachen und nun in Einsamkeit drei Stunden lang meditiren zu müssen über Sein und Nichtsein, ob es gewesen oder nicht gewesen, was man gerettet, was man verloren, was man gesagt und nicht gesagt, hätte sagen sollen und Einem leider nicht in Sinn gekommen, es ist fatal, es ist mehr als fatal, es ist gräßlich und namentlich für einen jungen Eidgenoß mit Selbstgefühl und Schnauz; es ist mehr als gräßlich, es ist eigentlich wirklich zum Sterben. Indessen können wir sämmtlichen Lesern und absonderlich den lieben Leserinnen die Versicherung geben, daß die Post den guten Jakobli noch lebendig fand, mitnahm, und daß derselbe sich mit jedem Zug gegen die Hauptstadt erholte, das Bewußtsein wieder fand, und daß, als er zu dem Thore einfuhr, er vollständig bei sich selbsten war und nach einigen Tagen vollständig der Alte wurde, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß es ihn nach einem Besuche auf dem Lande nicht mehr gelüstete. Er begriff, daß das Land etwas Anderes ist als die Hochschule, daß der Besuch desselben Vorstudien fordert.

Segen und Unsegen.

(Erschien zuerst in den Alpenrosen, Jahrgang 1850.)

Schön scheinet die Sonne zu allen Zeiten, aber schöner doch nie als im Spätherbste, wenn die Nebel gefallen sind, da wandelt sie gar so freundlich in ihrem goldenen Glanze durch den klaren blauen Himmel. Sie hat sichtbar Freude an dem kleinen Sternchen, das von ihrem Lächeln lebt und jetzt mit so freundlichen Mienen sie umgaukelt. Gar freundliche Blicke sendet sie nieder, färbt so bunt und schön die Wälder, läßt im dunkeln Laube die Wangen der Aepfel sich röthen, läßt den guten Kühen die Wiesen grün, hört ihrer Glocken freundlich Geläute, sieht dem muntern Treiben der hütenden Buben zu, wie sie Aepfel braten und Kartoffeln, und wenn sie scheiden will, läßt sie höher erglühen die Weidefeuer der Buben, Sternchen über's Land gesäet, wie Sterne gesäet sind am Firmamente. Doch andere Sterne sind die da oben, sie verglimmen nicht so schnell wie die da unten, welche Buben angeblasen, welche Menschen angemacht. Wenn dann noch gar Sonntag ist auf Erden, ein friedlich schöner Sabbath in der Sonne Schein, mit blanken Kühen auf den Weiden, geputzten Mädchen auf den Straßen, sonst aber so still und feierlich, da ist es dann wirklich, als sei man im Paradiese, als nahe man sich den Pforten, welche in den ewigen Sabbath führen, denn Schöneres giebt es eben kaum auf Erden, als ein stiller

friedlicher Herbstsonntag in der Sonne Glanz. Auf Erden wechseln Menschen und Moden, Regierungen und Könige, es kommt und geht, was die Erde berührt, auf immer das Eine, und Anderes kehrt wieder und immer wieder, so lange die Sonne geht am Himmel, so lange Gottes Hand die Erde hält. So kömmt wohl die Nacht auch über solch einen lieblichen Sonntag und die Nacht ist sein Grab, und aus seinem Grabe wird der Montag geboren, aber der gleiche Sonntag kehrt wieder in sieben Tagen vielleicht und oft in sieben Jahren und gar manchmal in siebenzig Jahren, der alte Sonntag in gleich lieblichem Gewande, mit der alten Wonne für das neue Geschlecht.

Es mögen mehr als fünfzig Jahre her sein, als ein solcher Sonntag das Land verklärte. In einem Pfarrhause lebte seit einigen Monaten einsam ein junger Pfarrer. Haus und Herz waren ihm so ziemlich leer, nicht im bösen Sinne, aber um so fataler ist es eben. Sein Mobiliar bestand größtentheils aus einigen Reliquien vom alten Pfarrer her, wackelichten Stühlen und dreibeinigen Tischen, besseres hätte sein Vermögen überstiegen; denn ob selbst die dreibeinigen Tische ganz bezahlt waren, möchten wir fast zweifeln. Es sei ein grusam Armer, aber dr freinst Schlabi, wo man finden wolle, hieß es in der Gemeinde. Daß sein Herz leer war, war nicht seine Schuld, an Liebe und Wünschen fehlt es nicht. Er hätte ganze Schiffsladungen von Mädchen einwandern lassen, wenn sie ihm nur jemand gebracht hätte, aber er finde keine, sagte er, und doch sei die Welt voll heirathslustiger Mädchen, sage man, aber er glaube es nicht. Er gehörte unter die Leute, welche ohne verwandtschaftliche Bande aufwachsen, mehr Bekanntschaft mit Büchern als mit Menschen haben, schüchtern und blöde sind, wandeln als ginge es auf lauter Eiern und als seien sie gläsern, könnten beim geringsten Putsch splittern. Solchen Leuten sieht man es nicht an, wie gerne sie eine Frau hätten, wie viel Liebe sie

im Herzen haben und wäre sie saumweise auszumessen oder centnerweise zuzuwägen. Das sind die stillen Wasser, welche so tief sind, d. h. so voll Liebe und Zärtlichkeit sind, daß wenn es einmal einem Mädchen dazu kömmt, diesen Gefühlen Bahn zu machen, es riskirt, im Strome derselben zu ersticken, zu ertrinken.

Dieser junge Pfarrer hatte am Morgen geprédigt und zwar schön. Die ganze Gemeinde sagte, dem würde es kein Mensch ansehen, wie schön er es könne. Er hatte nachher Chorgericht gehalten und beim Heimgehen aus der Kirche einer der Chorrichter ihm gesagt: Herr Pfarrer, kommt auch einmal zu uns, es ist lustig bei uns, man sieht weit über's Land. Der Pfarrer hatte es versprochen, das freundliche Wort hatte ihm wohl gethan, er lebte besser daran als an dem zähen Stück Rindfleisch, welches seine Magd nebst einer gewaltigen Schüssel voll Kabis ihm nachher aufstellte. Der gute Pfarrer stand auf, ehe er allen Kabis gegessen hatte. Wenn er nicht mehr esse, so hätte sie wenigstens noch viermal zu wärmen daran, sagte die alte Magd. Wenn sie daran gedacht, sie hätte noch ein wenig mehr genommen, dann hätten sie die ganze Woche daran gehabt und erst am nächsten Sonntag frisch kochen müssen. Wenn sie es nicht vergesse, wolle sie es für die nächste Woche so reisen, ein Mues dazu machen, welches auch die ganze Woche darhielte. Zeit und Holz könne man auf diese Art sparen, man glaube es nicht. Wir können nicht sagen, daß diese Aussichten beitrugen, den jungen Mann heiter zu stimmen, mit bedenklichem Gesichte und schweren Seufzern schritt er vor dem Hause auf und ab, und alle Augenblicke erlosch ihm die Pfeife.

Draußen war es so wunderlieblich, so duftig und ahnungsreich, in bunter Farbenpracht stunden die Bäume da zu ihres Schöpfers Lob und Ehre, viel schöner als die schönsten Grenadiere an der Sonntagsparade. Auf den Aesten der Birnbäume, unter denselben im Grase hielten Eichhörnchen

ihre muntern Tänze; auf der Weide gingen stattlich die Kühe, Böcklein und Lämmlein sprangen, und lustige Buben jauchzten laut und weit, als wären sie große Majestäten und ertheilten ihre Befehle über's Land. Alles war lustig, und einsam wandelte unser junger Pastor vor seinem Hause auf und ab, recht trüb im Gemüthe. Sein Tagewerk war vollendet, in dieser Jahreszeit waren keine Kinderlehren, arbeiten sollte er nicht, es ist auch für den Pfarrer der Sabbath da, mit den Lämmern konnte er nicht springen, kein Eichhörnchen kam mit ihm zu spielen, kein Mensch mit ihm zu reden, nicht einmal ein Kind kam bei ihm vorbei; sie waren alle in den grünen Matten bei den schönen Weidfeuern, brieten Aepfel, Birnen und wessen sie sonst habhaft werden konnten. Da ward es ihm doch gar zu öde im Gemüthe, und bis Abend war es eine Ewigkeit. Da kam es ihn an, er möchte auch hinaus, möchte an die Sonne, möchte hell werden im Gemüthe und mit irgend wem ein traulich Wort reden, mit Menschen oder Gott. Er sah an die Uhr, er sah auf seine Schuhe, er sah, so weit er konnte, was Himmel und Erde vorhätten, er sah nach allen Windgegenden, wo wohl die Straßen am trockensten seien, am geradesten liefen, wo man am wenigsten naß werde oder sich verirren könnte und ob ein Regenschirm nöthig sei oder nicht. Das Wetter war beständig, schön, aber der Pfarrer dachte, man kann nie wissen, es sei schon mancher beim schönsten Wetter fortgegangen und naß heimgekommen und habe einen großen Pfnüsel davon getragen. Indessen wäre es doch fatal, wenn er einen Regenschirm nehmen würde, und der Stock thäte es auch. Die Leute könnten meinen, er verstünde sich nicht auf's Wetter, und wenn man's auch nicht verstehe, so müßte man es sie doch nie merken lassen. Der gute Pfarrer! Als ob die Leute nicht merken könnten, was man sie nicht merken lassen wolle. Die Leute haben feine Nasen, absonderlich auf die Pfarrer. Die Nasen sind nämlich nicht alle gleich und in Beziehung auf die Gegenstände

nicht gleich gut. So giebt es Hunde mit trefflichen Nasen auf Hasen, welche aber mit Füchsen nichts machen könnten. Unser Pfarrer war sehr stark im Werweisen, so stark, daß, wenn er endlich mit dem Werweisen im Reinen, die Zeit zur Ausführung längst vorüber war. Diesmal war er glücklicher. Es fiel ihm endlich der Chorrichter ein, der ihn heute eingeladen. Es wäre unverschämt, dachte er wohl, so gleichsam brühwarm der Einladung zu entsprechen. Indessen, wenn er beim Hause oder in der Nähe desselben vorbeispaziere und man ihn sehe, rufe man ihn vielleicht und nöthige ihn herein, wenigstens könnte er dort um den Weg fragen, wenn er ihn nicht weiter wisse, oder einen Regenschirm leihen, wenn das Wetter zweifelhaft werde.

Er rief seine Alte und frug, wo aus er müsse, um bei der Speckseite vorüber zu kommen, wo der Chorrichter wohne. Nicht daß er dort einen Besuch machen wolle, er möchte nur so vorläufig sehen, wo er wohne. Das ist mir anständig, wenn ihr mir vom Hause wegkömmt, sagte die Alte. Ich denke, nüchtern werdet ihr nicht heimkommen. Ist's nicht in der Speckseite, so ist es an einem andern Orte, wo die Leute gwundrig sein werden zu sehen, ob der Pfarrer ist wie ein anderer Mensch. Und thut dann nit dumm und nehmt es nicht an, wenn sie euch etwas anbieten. Die Leute würden es übel nehmen und meinen, ihr verachtet sie. Allweg denke ich, ich feure nicht für z'Nacht, es macht mich nichts täuber als z'koche, wenn es niemand essen will. Und endlich, wenn ihr noch was möchtet, wenn ihr heimkommt, he nun, so sind Aepfel da und Birnen, b'sunderbar schöne Grunbirnen, und wenn ihr noch was Warmes möchtet, he nun, so ist der Kabis noch immer da und wenn es sein muß, bald gewärmt. So ausgerüstet mit Weisungen und Aussichten ging endlich unser guter Herr ab. Aber schüchterner kann kein sechszehnjähriges Mädchen auf der Landstraße gehen, als der Pfarrer durch seine Gemeinde und umsichtiger und ängstlicher kaum

Einer, der mit der fixen Idee, gläsern zu sein, behaftet ist. Von dem schönen modernen Selbstbewußtsein war auch nicht eine Spur bei ihm.

Nach vielen Abenteuern und großen Gefahren, zwei Hunde hatten ihn angebollen und eine Kuh, welche er aber für einen Bullen gehalten, war auf ihn eingelaufen und hatte ihn über einen dicken Zaun weg angesehen, kam er endlich in die Nähe der Speckseite. Es war ein reicher Hof, ein stattlich Haus stand mitten drin, und vor demselben spazierte ein großer schwarzer Hund mit einem sogenannten Federnstiel; der Weg führte dicht am Hause vorbei. Da wackelte dem guten Pfarrer das Herz, er war drauf und dran zurückzukehren. Er fürchtete die Hunde schrecklich, hatte schon oft geträumt, er sei von einer solchen Bestie lebendig gefressen worden, hatte diese Operation sehr unanmuthig gefunden und schlotterte daher sehr, sobald er eine solche Bestie von weitem sah. Ach Gott, man denke sich, dicht vor ihm die Speckseite, aber vor der Speckseite ein schrecklicher Hund mit weitem Maul und großem Federnstiel!

Indessen, der Pastor war ein Mann, er dachte, fressen, ehe er schreien könne, werde die Bestie ihn nicht, und weil's Tag sei, kämen die Leute immer noch zeitig genug, ihm das Leben zu retten. Ein Loch in die Hosen könnte es wohl geben, zum Glück aber habe er die ältern an, wo nicht so viel mehr zu bedeuten hätten. Er rückte also vorwärts, aber mit Bedacht, und kein Kosackenoffizier kann den Nebel, in welchem er reitet, schärfer beachten, als der Pastor das Haus vor ihm in der hellen Sonne. Unglücklicherweise kam er gegen das Haus von hinten, wo bekanntlich keine Fenster sind; es rührte und regte sich nichts in und um das Haus, als der schwarze Hund mit dem schönen Federnstiel. Der stand auch still, als der Herr näher kam, und sah nach ihm, fast wie der quasi Stier über den Zaun. Als der Hund sah, daß er ein ganz ungewohnt Kleid an hatte, so schwarz wie keine andere Leute

es hatten, that er das Maul auf, fing ein heftig Bellen an und stellte sich sogar in der Straße auf. Er schien einen eigenen Zorn auf das Schwarze zu haben und war doch selbst so schwarz. Gerade das war des Pfarrers Glück. Der ungewohnte Zorn machte drinnen die Leute aufmerksam. Die Thüre ging auf, ein schlankes Mädchen trat heraus und rief: Schnauz, komm her, willst schweigen oder nicht? Und als er nicht schweigen wollte, nahm es ihn beim Halsband, zerrte ihn dem Hause zu, während der Herr näher trat, seinen Engel zu sehen und ihm gebührend zu danken. Da öffnete sich noch einmal die Thüre und heraus kam des Chorrichters selbsteigene Person und dankte, daß der Pfarrer so bald ihm die Freude mache, ihn zu besuchen.

Der Pfarrer war in Verlegenheit, er wollte sagen, er habe eigentlich nicht zu ihm kommen wollen, wie so ungefähr sich umsehen, wo er wohne, damit er es ein anderes Mal wisse. Aber er mußte immer auf den Hund sehen, der ihm ganz nahe bei den Beinen stand mit grimmigem Gesichte, und auf das Mädchen mit einem ganz andern Gesichte, ob das allfällig bei der Hand sei, wenn Schnauz nach seinen Beinen fahre. Bind den Schnauz an, Bethi, sagte der Chorrichter, der Herr Pfarrer ist, wie es scheint, nicht Liebhaber von Hunden; kommt herein, da thut er euch allweg nichts. Der Pfarrer, unter vielen Entschuldigungen, daß er eigentlich nicht wolle, und vielen Rückblicken nach Hund und Mädchen, ob das letztere nachkomme, der erstere gehörig angebunden werde, trat endlich ein.

Die Frau Chorrichterin war ausgegangen. Des Chorrichters Mutter, fast achtzig Jahre alt, war da und freute sich sehr, den neuen Pfarrer zu sehen, von dem sie gehört, er predige so schön. Sie werde ihn nicht mehr predigen hören, sagte sie, desto mehr freue es sie, wenn sie hier ein schön Wort von ihm höre. So ein Wort sei für ein altes Herz gar kostbar, es lebe manchen, manchen Tag wohl daran und

je länger je besser, je weniger der Leib irdische Speise begehre und vertragen möge. Das werde so geordnet sein den alten Leuten zu Lieb und Ehr, daß sie auch ein Wohlleben hätten so gut als die jungen. Das freute den Pfarrer begreiflich und besonders, daß man mit seinen Predigten so zufrieden sei; er hatte Respekt vor der alten Frau, aber aufrichtig zu sagen, schielte er immer nach der Thüre, vollständig befriedigte ihn dennoch die Großmutter nicht. Aber Bethi kam nicht hinein, es hatte draußen das Amt der Mutter zu verwalten. So schmerzlich das der Pfarrer empfand, so gereichte es ihm doch zum Vortheil, denn um so erbaulichere Gespräche führte er mit der Großmutter, um so besser kriegte er einen Stein in ihrem Brette. Nach und nach merkte er, warum Bethi nicht in die Stube kam. Es drang ein Duft in die Stube, ein viel besserer als von Kabis, er merkte endlich, daß er vom Küchlen kam. Er freute sich darauf, er dachte, wenn es ist, wie ich meine, so kann diesen Abend meine Alte Mühe und Kabis sparen. Plötzlich riß Bethi die Thüre auf, daß der Pfarrer zusammenschrack, in der Meinung, Schnauz habe sie eingespengt, und schrie hinein: Aetti, geschwind, Klaus ist schon wieder da, denk doch, was das für ein Leid und Elend ist. Schon wieder, sagte der Chorrichter. Ist die Kehr schon wieder an mir, das geht geschwind, wenn es was Gutes wäre, da könnte ich schon länger warten.

Der Chorrichter ging hinaus. Der Pfarrer sah fragend nach der Großmutter. Diese sagte: Es ist ein Umgänger schon wieder da, den wir Alle scheuen. Umgänger, sagte der Pfarrer, das wird nicht das Gleiche sein, was Umbieter? Es ist ein Armer, der bei den Bauern im Kehrum geht und unterhalten werden muß. Zwei, vier bis sechs Tage, je nachdem einer einen großen oder kleinen Hof hat. Es ist mir auch in alle Glieder gefahren, so lange der da ist, kann ich kaum ein Auge zuthun, antwortete die Großmutter. Aber warum? sagte der Pfarrer. Ich dächte doch, so einem Armen

könnte man die Ordnung machen, welche man haben will, und will er nicht, so wird man ihn wohl dazu halten können. Ja sonst wohl, aber mit dem ist's etwas Besonderes, erwiederte die Frau. Klaus war hier der Bauer und weit und breit der Vornehmste. Was ihr nicht sagt, entgegnete der Pfarrer, der Bauer hier und jetzt im Umgang? Wie war das möglich, hatte er Unglück oder was war schuld? Der Hochmuth, Herr Pfarrer, der Hochmuth, sagte die Großmutter. Mit dem Hochmuth hat er sich versündiget und sollte jetzt erfahren, was Gott ist und was der Mensch ist, und kann es doch noch nicht einsehen, der arme Tropf. Wenn es dem Herrn Pfarrer nicht Langeweile macht, einer alten Frau zuzuhören, so will ich es erzählen, wie es ihm ging. Der Herr Pfarrer kann es dann weiter sagen, es wäre gut, es thäte noch mancher ein Exempel daran nehmen.

Dieser Hof war lange Jahre in einer Familie. Diese Familie besaß großen Reichthum und war von Vater auf Sohn in hohem Ansehen weit umher. Klaus war einziges Kind, schön wie der junge Tag, daher ein Meisterlos, man kann sich's denken. Knechte und Mägde mußten ihn auf den Händen tragen, er war's, der schön und wüst Wetter machte im Hause, er war ein kleiner Herrgott; zu ihm beteten seine Eltern wohl nicht, aber er wird ihnen lieber gewesen sein, als Gott. Was er machte, war ihnen recht, so konnte Gott es ihnen nicht treffen. In der Schule war er der Kinder Plagegeist, des Schulmeisters Zwingherr und dem Pfarrer machte er es in der Unterweisung nicht viel besser. Mit besonderer Lasterhaftigkeit war er nicht behaftet, als mit dem Hochmuth. Er glaubte sich der Größte auf der Welt, gehorchte niemanden, verachtete Alle, er wußte gar nicht, daß es auf der Welt irgend anders gehen könnte, als gerade wie er wollte.

Er heirathete nicht früh. Man fand lange im ganzen Lande kein Mädchen, welches reich und vornehm genug war. Endlich wurde doch eines aufgetrieben, welches sich ganz gut

zu ihm schickte, wie das eine Auge zum andern Auge. Es war hochmüthig und meisterlos wie er, wußte nicht was Arbeit war, konnte Werktag und Sonntag kaum von einander unterscheiden. Da gab es ein großes Wesen im Lande, als Klaus Hochzeit hielt, es ging fürstlich zu. Drei Tage dauerte die Hochzeit, über hundert Rosse waren dabei, von Wunder sprachen die Leute, wie viel gegessen und getrunken worden und was es gekostet. Wie es üblich war, brachten die Tage nachher die Hochzeitgäste die Hochzeitgeschenke oder sandten sie durch Kinder und Knechte, Hausrath und andere schöne Sachen von allen Arten, daß zwei mit Abnehmen genug zu thun hatten. Wer das Geschenk brachte, sagte dazu: Meister und Meisterfrau oder Vater und Mutter ließen den Gruß verrichten und schickten da eine Kleinigkeit aus Freundschaft, nur um den guten Willen zu zeigen, und ließen Gottes Glück und Segen wünschen, das sei das Beste. Darauf sagte Klaus in seinem Hochmuthe gewöhnlich die frechen Worte: Habe das nicht nöthig, wüßte nicht, was es brauchen, habe sonst Sachen genug, kann es machen ohne Glück und Segen. Ob diesen Worten graute Allen, welche sie hörten. Sie fingen an sich zu fürchten, machten, daß sie fortkamen, und Viele rührten von Speise und Trank, welche ihnen angeboten wurden, nichts an. Wenn sie es dann daheim berichteten, so schauderte es Alle ob diesem Uebermuth, und Viele sagten, wenn sie nur nicht am Hochzeit gewesen, sie wollten viel geben.

Am meisten stund ein Knechtlein aus, welches viel dabei sein und dem Meister abnehmen helfen mußte. Wenn es des Meisters Antwort hörte, ward ihm alle Mal, als zittere die Erde, als müßte sich der Himmel aufthun, ein Blitz hinunterfahren und sie erschlagen oder der Boden sich aufthun und sie verschlingen. Er b'segnete sich brav und rief die drei höchsten Namen an, aber Zittern und Schlottern konnte er doch nicht vertreiben. Da nahm er endlich das

Herz in beide Hände, denn der Meister war ein stolzer Mann, und die Knechte besannen sich dreimal, ehe sie einmal mit ihm sprachen oder ihm gar widerredeten, und sagte: Meister, d'r Tusig Gottswille, v'rnütiget Gottes Glück und Segen nicht so, ich darf nicht mehr warten, man weiß ja nicht, was es geben könnte. Da sagte der Meister, so geh und sieh, wie weit du kömmst mit Gottes Glück und Segen, aber unter mein Dach komm mir nicht wieder!

Klaus ward ein großer Mann und meinte, wenn er rede, solle Alles zittern, wie es geschieht, wenn unser Herrgott donnert. Er regierte in der Gemeinde, daß lange niemand gegen ihn den Mund aufthun durfte, und wenn er im Wirthshause saß, gingen die Meisten gerne drei Schritte um ihn herum und saßen an einem andern Tische ab. Doch wie es ist mit den Menschen, Schmeichler gibt es an allen Orten, Leute, welche am liebsten vom Schmarotzen leben. Diese saßen an seinem Tische ab, rühmten ihn dann, als ob er, Gott verzeih mir meine Sünde, unser Herrgott wäre und sie seine heiligen Engel. Saubere Engel das, welche erst den Hals voll logen und lobten und dafür den Hals voll Speise und Trank bekamen. Denn wenn Klaus für arme Leute meist nichts hatte als grobe Worte und verblümt und unverblümt zu verstehen gab, wenn die armen Leute es nicht besser haben wollten, als es ihnen zukäme, so brauchten sie nicht zu betteln, sie fänden Fressens genug an allen Wegen und Hägen, so hatte er dagegen Säcke voll Neuthaler für Alle, welche es ihm treffen konnten und ihn zu rühmen vermochten, daß die Wände krachten, daß es fast die Stube versprengte. Mit solchen Schmeichlern lag er oft ganze Nächte im Wirthshause, und wenn sie ihn an einem Markttage in Bern oder Burgdorf so recht zwischen sich kriegen konnten, so wußte kein Mensch, wann er heimkam. Es war ihm nicht um den Wein, sondern um's Schmeicheln, und wenn er sich betrank, so war es anfangs nur so gleichsam im

Vergeß und um die Freude zu wässern, welche er hatte im Gemüthe, wenn man ihn so recht gräuelich erhob, daß es ganz keine Art mehr hatte.

Je mehr er draußen alles zwingen wollte, desto weniger regierte er daheim, desto weniger sah er zu seiner Sache. Er brüllte wohl zuweilen die ganze Speckseite voll und weit umher alle Höfe, daß man hätte meinen sollen, es sei dort ein Obergeneral, wie keiner sonst sei in der ganzen Welt. Aber das that er nur so z'stößenweis, wenn er zornig war, er wußte gewöhnlich nicht warum, und abtragen that es auch nichts. Man sah es aber auch dem Hofe bald an. Er mag mehr ertragen, als viele andern Höfe, aber wenn es einem Menschen an Nahrung und Pflege fehlt, sieht man es ihm bald von weitem an, geschweige dann einem Hofe. Wo man zum Hofe nicht sieht, sieht man auch nicht zum Vieh, da geht, wenn man durch Liederlichkeit das Unglück in die Ställe pflanzt, noch viel mehr drauf in kürzerer Zeit, besonders wenn man auch mit kostbarem Vieh Hochmuth treibt. Die kostbarsten Rosse, die schönsten Kühe gingen in den Boden, weiß Gott wie viel, wie mancher Knecht deswegen fortgejagt wurde. Den Fehler suchte Klaus nie am rechten Orte, und des Geldes achtete er sich wenig, er that nur deshalb wüst, weil das ihm geschah, weil er das leiden mußte, ohne was dran machen zu können. Seine Frau war auch nicht anders. Sie war wohl etwas mehr daheim als Klaus, doch wo irgendwo eine Gelegenheit war, Staat zu machen, war sie dabei, und wenn sie schon daheim war, kümmerte sie sich um das Hauswesen gerade so viel als Klaus, wenn er nicht daheim war. Sie hatte ihre Weiber und deren das Haus voll, welche ihr alles zutrugen, was sie zu vernehmen und zu erlügen vermochten, und dann wieder aus dem Hause trugen, was ihr Herz gelüstete, nachdem sie gegessen und getrunken hatten, so viel als in die Haut mochte. Was Spatzen in einem Waizenfeld vermögen oder auf einem Kirschbaume,

das weiß man, aber was so eine Schaar Weiber in einem Hause, wo sie aus und eingehen, verrichten, selb wissen nicht alle Leute.

Um die Haushaltung kümmerte sie sich also nicht, rührte mit keiner Hand was an, turnirte schrecklich aus mit jeder Magd, welche ihr nicht eben genug trat, verstund aber eine dieses, dann konnte sie machen was sie wollte, und hätte sie gestohlen wie eine Rattmaus, es war alles recht. Da sah man, daß der Bauer den Hof gut oder schlecht macht, und daß es viel ärger ist, wenn das Weib in der Küche fehlt, als wenn man das Hagelwetter über den Acker hat. Die Speckseite ermagerte und nicht manches Jahr ging's, so ernährte sie bei dem großen Verbrauch die Haushaltung nicht mehr, man hatte nicht mehr Sachen genug, nicht mehr Korn genug für Brod, es mußte z'Mühle gekauft werden, es mußten Rinder zum Schlachten gekauft werden und noch andere Sachen. Aber da war noch Geld genug, Kummer wegen Mangel brauchten sie nicht zu haben, und minderte das Geld, so kamen Zinse, und reichten die Zinse nicht, zog man die Kapitalien ein oder brauchte eingegangene auf, und wie diese minderten, achtete man nicht, denn Klaus schrieb nicht auf, dazu hatte er nicht Zeit. Was trage das ab? fragte er. Was man hätte, das wüßte man, und was man nicht mehr hätte, das brauche man auch nicht mehr zu wissen. Wo Geld und Sachen genug seien, hätte man solchem wenig nachzufragen.

Aber auch die Zeit kam, wo Geld und Sachen minderten und Klaus solchem nachfrug. Klaus hatte in seinem Hochmuthe im Namen der Gemeinde zu prozediren angefangen, bald hatte er an diesen Prozessen nicht genug, er fing eigene an mit jedem, der nicht nachsagen wollte, was er vorsagte. Er hürschete seine und der Gemeinde Angelegenheiten, sein und der Gemeinde Geld untereinander, wie man Mehl und Milch durcheinander rührt, wenn man einen Brei durch-

einander rührt. Da muß Einer mehr können, als Brod essen, wenn er dieses wieder auseinander bringen will. Etwas ward gewonnen, viel verloren, es gingen Eide, es gab Feindschaften, die Haare waren den Leuten zusammengeknüpft weit umher. Es schien kein Mensch mehr des andern Freund, es war ein Graus dabei zu sein. Man glaubt gar nicht, was ein einziger Mann verrichten kann, wenn er z'Bösem gerathet. Und hat einmal der Teufel einen Menschen bei einem Häärlein, so steht er nicht ab, bis er ihn ganz hat vom Kopf bis zu den Füßen. So ging es Klaus, er wurde alle Tage schlechter, er trieb alle Laster, was er sich Alles auf das Gewissen lud, weiß Gott. Manches kam ihm aus, manches nicht, ob alle Eide falsch waren, welche er schwur, ist noch nicht an der Sonne. Was das Schrecklichste war, ist das, daß Klaus manchen Hausvater nach sich zog, daß er mit ihm schlecht wurde, mit ihm zu Grunde ging und andere sonst um ihre Sache kamen. Klaus rechnete nicht, Klaus brauchte nur, zwischen seinem Gelde und anderem Gelde machte er keinen Unterschied, er nahm, wo er fand, er fragte nicht, ist's Geld von der Gemeinde, ist's Wittwen- oder Waisengeld. Viele Leute schüttelten die Köpfe, sagten, so könne es doch nicht immer gehen, ob denn niemand da sei, der reden dürfe. Aber es war niemand da, nicht einmal der Herr Pfarrer; einen großen Mann, wie Klaus war, anzugreifen, will was heißen, es dürfen das heutzutage noch Größere nicht. Es ist ein Elend in der Welt, daß Frechheit und Uebermuth Schilde sind, hinter denen die wüstesten Leute sicher sind. Es waren wohl mindere Leute, die klagten, und Wittwen und Waisen weinten, aber es half ihnen niemand, es hörte sie niemand, es stieß niemand gerne seine Arme in diesen wüsten Teig.

Endlich mußte es doch sein, Klaus von allen Seiten um Geld bedrängt, veräußerte und verfälschte Titel, man mußte untersuchen, wie ungerne man es auch that. Als man

einmal angefangen hatte, konnte man nicht mehr zudecken, und jetzt kam alles auf den Klaus dar, er war niemanden lieb und seine ärgsten Schmeichler tribelirten ihn jetzt am meisten. Hätte er nicht Hilfe gehabt, wo man nicht sagen darf, weil man zu ihm Sorge tragen mußte, um nicht selbst in die Dinte zu gerathen, er wäre damals an oberkeitliche Kost gekommen, wie man allgemein sagte. Ach, Herr Pfarrer, es ist für die Untergebenen die schrecklichste Sache, wenn Obere und Regenten nicht sauber sind, denn dann haben die schlechten Leute ihre gute Zeit und die braven Leute müssen es entgelten, denn da gewinnen die Schlechten von allen Seiten, und überall heißt es: schweigst du mir, so schweig ich dir. Wittwen und Waisen mußten es entgelten und doch heißt es, daß verflucht sei, wer das Recht von Wittwen und Waisen beuge.

Aber über Klaus kamen seine Gläubiger, und für seine Schulden einstehen wollte niemand, das hätte Geld gekostet; Gunst kostet nichts, Gunst geht auf Landeskosten. Jetzt schwanden Klaus Geld und Sachen. Gülten hatte er keine mehr, Vorräthe hatte er keine, seine Frau hatte dafür gesorget, daß keine da waren, sie hatte keine aufgehäuft und die, welche sie gefunden, hatte sie längst verplämpert. Jetzt mußte er um Geld aus und lange wollte ihm niemand geben, niemand mochte mit dem Manne zu thun haben. Endlich fand er Geld, aber seine Frau mußte mit dem Weibergut den Nachgang erklären, der Hof wurde verpfändet und er konnte die Noth stellen, einen großen Theil der dringlichsten Gläubiger befriedigen. Jetzt erfuhr er es aber, was für ein Unterschied es ist zwischen Zins ziehen und Zins geben und dazu ohne Gottes Glück und Segen. Sie brachten es beide nicht zum Beten und Arbeiten, sie dachten wahrscheinlich nie an's Zinsen, sie blieben die Gleichen, sie wollten die vornehmen Leute bleiben und zeigten den alten Hochmuth, und doch sah man, namentlich ihm, überall die Armuth an in den ver-

wetzten Kleidern, in denen er so mager stack wie ein Zannstecken in einer Kapuzinerkutte. Etwas mehr mußten sie zu Hause bleiben, da lebten sie in beständigem Streit. Sie hielten sich beide alles Schlechte vor, jedes dem andern seine eigenen Laster, jedes sollte schuld am Unglück sein, jedes zählte auf, was es ererbt, das andere ihm verthan, jedes muthete dem andern das Arbeiten zu, jedes forderte vom andern, daß es den Anfang mache. Kriegten sie ein Stück Geld in die Hand, machten sie es wie die Hühner, denen man Brod gibt, das Huhn, welches ein gut Stück in Schnabel bekommt, läuft mit demselben bei Seite, um es insgeheim zu verzehren, die andern alle ihm nach, um es ihm abzujagen. Das ist bei den Hühnern bedauerlich, denn sie ersticken oft fast an den großen Bissen, welche sie hinunterwürgen müssen in aller Eile, geschweige denn bei Menschen. Nach wenig Jahren war er wieder am alten Ort; betrieben von allen Seiten, ohne Geld, ohne Sachen, ohne Gottes Glück und Segen, so ist der Mensch doch wirklich mehr als arm. Er bot allem auf, sich zu retten, alle Liste, alle Ränke, aber wie gute Hunde hinter einem lahmen Hasen waren die Gläubiger hinter ihm, endlich mußte er sich ergeben und den Geltstag anrufen. Der Hof wurde versteigert und sehr wenig blieb als Rest des großen Weibergutes. Sie zogen zur Miethe in ein kleines Städtlein, da war von Knecht und Magd nicht die Rede mehr; er sollte holzen, sie kochen, sie sollte gartnen, er Erdäpfel setzen, sollten pflanzen und Geld verdienen; sie waren arm, aber sie waren noch vornehm, arbeiten konnten und mochten sie nicht, sie trotzten Gott, sie ergaben sich ihm nicht. Man erzählt viel Schlechtes von ihnen, ich will es nicht wiederholen. Gottes Hand legte sich schwer genug auf sie, statt Geld und Sachen genug, statt Gottes Glück und Segen hatten sie bald gar nichts mehr als Gottes Hand schwer auf ihren Häuptern. All ihr Eigenthum war verthan, verdienen konnten sie nichts, im Glück hatten sie alle ihre

Verwandten mit Verachtung von sich gestoßen, im Unglück hatten sie auch jetzt keine, verhungern wollten sie nicht, sie wollten leben und so wenig schlecht als möglich. Klaus forderte das Nöthige von der Gemeinde und zwar mit Wüstthun und Brüllen. Für den Schaden, den er der Gemeinde angethan, hatte er keinen Sinn, er gab im Gegentheil die Gemeinde schuld an all seinem Unglück. Ob der Sorge für sie habe er den eigenen Haushalt vernachläßigt, Tag und Nacht sei er ihrem Wohl obgelegen und statt ihm zu danken, habe man ihn verdächtigt, mit ihm procedirt. Alles habe er machen müssen und am Ende nichts davon gehabt, als die Verantwortung und das Gutmachen. Alle Andern hätten sich drausgemacht, ihn stecken lassen. Jetzt in der Armuth denke man nicht, was er gethan, hätte am liebsten ihn todt. Aber nur Geduld, ehe er sterbe, kehre er noch den Kübel um, daß es stinke im ganzen Lande. Da half man ihm mit Hauszins, Land, Holz und allerlei, denn mit Wüstthun hat schon mancher viel gezwängt, und doch half es nicht, sie hatten immer nichts.

Unterdessen waren Jüngere nachgewachsen und in den Gemeinderath gekommen, die fürchteten sich vor Klaus nicht, sie ärgerten sich bloß ab ihm und erkannten ihn und sein Weib in Umgang. Der reiche Klaus mußte also in der Gemeinde, welche er regiert hatte, als Bettler gehn von Haus zu Haus, in einem Hause einen Tag, in andern vier oder fünf bleiben, konnte hier in einem Bette schlafen, dort im Stalle, konnte bald am Tische essen, bald auf der Ofenbank. Das war den Leuten fast so zuwider als Klaus und seinem Weibe, die fast alle Scham verloren hatten. Aber sie sagten, es werde nicht so lange dauern, und dann könnten die Kinder ein Exempel daran nehmen, wie weit man es mit Stolz und Uebermuth bringe. Aber die Leute machten eine falsche Rechnung, denn Gott ist der Herr des Lebens und des Todes, er läßt geboren werden die Menschenkinder und ruft sie wie-

der. Zehn Jahre gingen sie um von Haus zu Haus, eine Strafe Gottes für die ganze Gemeinde, denn wenn jeder Hausvater in der Gemeinde zu rechter Zeit den Mund aufgethan und der Wahrheit Zeugniß gegeben hätte, so weit wäre es nicht gekommen. Es erschracken alle Leute, wenn sie gegen das Haus kamen, diese beiden, die in Grimm und Zorn brannten ohne Unterlaß, mit nichts zufrieden waren, mit allen Leuten zankten oder unter sich, sich gegenseitig ihre Sünden vorwarfen und die Gemeinde verfluchten. Besonders ist in dieses Haus der Schrecken eingekehrt, seit das schreckliche Paar in Umgang kam. Man kann es sich denken, wie es in ihnen kochen mußte, wenn sie als Umgänger über diese Schwelle kamen, in das Haus, wo sie als die Reichsten und Vornehmsten weit umher Hof gehalten. Sie verachteten, verhöhnten alles, verfluchten Alle und drohten so, daß man in beständiger Angst leben mußte, sie richteten ein Unglück an; man konnte nicht sattsam sie bewachen, und daran hatten sie ihre teuflische Freude. Weil es ein großes Gut ist, bleiben sie fünf Tage hier, und während dieser Zeit wird wenig geschlafen in diesem Hause, und jemand wacht beständig. Man wollte ihnen die frechen Worte mit Ernst und Liebe abgewöhnen, aber man vermochte es nicht, und was half das Abgewöhnen der Worte, wenn ihr böser Sinn geblieben, sie wären nur gefährlicher geworden. Man suchte sie zu versöhnen, aber es half alles nichts, sie blieben die Gleichen, sie blieben im Umgang, weil sie niemand verdingen wollte, weil man ihnen eine eigene Haushaltung und eine Magd hätte halten müssen.

Vor vier Jahren konnte die Frau endlich sterben, er aber geht noch um und kann nicht sterben, und das ist gerade seine Freude, er sagt es fort und fort, es wäre den Leuten ein viel zu groß Gefallen, wenn er sterben würde; so lange man ihn so gerne sterben sehe, so lange könne er leben, und ehe er sterbe, müsse noch das und

das geschehen, das und jenes wolle er noch sehen, und darunter gehört namentlich, das dieses Haus abbrenne, die ganze Familie zu Grunde gehe. Im Elend ist er so alt geworden, und es ist fast, als ob wahr werden müsse, was er sagt, darum erschrickt man je länger je mehr, wenn er kömmt. Er spricht weniger, aber um so böser lauten die wenigen Worte, welche er sagt. Da begreift ihr es, Herr Pfarrer, daß unser Kind so erschrack, als sie den Alten kommen sah, und daß mein Sohn noch nicht wieder da ist. Es ist alles fort, und da muß jemand in seiner Nähe sein, es ist dem Alten nicht zu trauen. Warum ich wollte angehalten haben, Herr Pfarrer, ist, daß ihr für ihn betet. Vielleicht erbarmet sich Gott seiner noch und thut ihm das Herz auf zu rechter Zeit, daß sich ihm seiner Zeit auch der Himmel aufthun könne.

Ja, Mutter, sagte der Pfarrer, geschehen soll das und recht von Herzen, es heißt nicht umsonst, daß bei Gott möglich ist, woran die Menschen nichts machen können. Aber eins möchte ich fragen, wenn es erlaubt wäre. Das Knechtlein, welches er gehen hieß, daß es nicht mehr unter sein Dach komme, mußte das wirklich gehen und wo kam es hin?

Nicht weit, Herr Pfarrer, sagte die Alte, das wohnt jetzt hier, das ist mein Sohn. Was, rief der Pfarrer, der Chorrichter, der Bauer hier? Der ist's, sagte die Alte, ja der ist's. Aber wie ist das möglich, rief der Pfarrer.

Herr Pfarrer, bei Gott sei alles möglich, habt ihr gesagt, und so ist's auch, wer die Augen offen hat, sieht das zum Verwundern noch alle Tage. Mein Bub mußte noch selben Tages fort, und ich sah ihn kommen mit schwerem Herzen, denn ich war blutarm, hatte seine Hülfe übel nöthig. Mir war erst Angst, er habe wegen etwas Schlechtem fort müssen. Als ich aber den Grund hörte, da hatte ich auch den Trost. Kind, sagte ich, habe nicht Kummer, das soll dir nicht zum Unglück ein, traue auf Gott und mache, daß du immer sein Glück

und seinen Segen hast, so wird er dir anderes auch dazu geben. So ging es. Er hatte eine gesegnete Hand, was er unternahm, gelang ihm. Er war allen Leuten lieb, und Alle halfen ihm, hatten Freude, daß er zweg kam. Ungsinnet erbte er einen kleinen Hof von einem Vetter, der jung und ledig starb. Darauf heirathete er einen Ausbund von Meitschi, welches seines Gleichen nicht hatte an Fleiß und Tugend, und Geld hatte es ebenfalls. Es ward mir recht angst dabei. Ich sagte ihm oft: Johannes, es geht dir viel zu gut, nimm dich in Acht und bet brav, daß Gottes Glück und Segen bei dir bleibt, sonst was helfen dir Geld und Sachen? Darauf wurde hier der Hof feil, Haus und Land sahen nicht aus wie jetzt, aber es war doch ein berühmter Hof, und wenn wieder ein rechter Bauer darauf war, wußte man wohl, was er wieder werden konnte. Alle Leute strengten den Sohn an, er solle ihn kaufen, er schicke sich gar für niemanden besser als für ihn; das Dach sei dann sein eigen, wenn er wieder darunter komme, und daran könne man sehen, wie in Gottes Hand der Wandel der Dinge sei. Er trug Bedenken und ich noch mehr, ich fürchtete, das sei Gott versucht. Aber man setzte bei ihm nicht ab, versprach ihm zu helfen im Nothfall, bot ihn nicht ab, und an der Geltstagsteigerung ward ihm der Hof zugeschlagen. Es ward mir fast schwarz vor den Augen, als ich es vernahm. Sohn, Sohn, sagte ich, d'r tusig Gotteswille nimm ein Exempel, meide den Hochmuth und habe um so mehr Fleiß mit Beten und Arbeiten, denn daß du jetzt da bist, das hat Gott gethan und nicht du. Mutter, hat er gesagt, du hast recht, aber du weißt, wie vergeßlich der Mensch ist. Darum mußt du zu mir kommen und mir das alle Tage sagen und mich mahnen an meine Schuldigkeit und mir sagen, wann ich fehle und es mich ankömmt, daß ich es nicht einmal weiß. Mutter, du mußt kommen und mein Engel sein, hat er zu mir gesagt. Das machte mich z'briegge, ich konnte fast nicht aufhören, bin sonst nicht der Art. Gottlob, dachte ich, verderbt ist noch

nichts, er redete sonst nicht so zur Mutter. Und die Sohnsfrau kam auch und sagte: Mutter, ihr müßt kommen, es freute mich sonst alles nichts, Johannes kann nicht genug sagen, wie er euch alles zu verdanken hat und die beste Unterweisung von euch erhalten, wie ihr ihn hättet beten lehren, auf Gott vertrauen und Leib und Seele reinigen, und wie, wenn der Teufel bei ihm gedöppelet, er immer erst gedacht, was würde die Mutter sagen, und dann erst, so und so steht es geschrieben, darum weiche von mir Satan. So, Mutter, sagt Johannes alle Tage, darum müßt ihr kommen, ich möchte das auch lernen von euch und unsere Kinder sollen es lernen, ihr sollt der rechte Schatz in unserm Hause sein. Seht, Mutter, es ist dann nicht, daß ich nicht fühle, wie nöthig ihr uns seid. Ich fühle gar wohl, wie mir das Herz klopfet und wie es mir in Kopf steigt, wenn ich denke, ich sei die Speckseitenbäurin, und wenn mir jemand so sagt, so dünkt es mich, ich wachse einen halben Schuh und der böse Hausgeist, der da hauset seit vielen, vielen Jahren, komme über mich und suche zu fahren in meine Seele. Diesen Geist müssen wir bannen, aber ihr wißt, Mutter, wenn das Haus leer ist, so kömmt er wieder mit andern Geistern, und es wird noch siebenmal ärger. Darum soll unser Haus nicht leer sein, ihr sollt kommen und der gute Geist sein, daß der Böse keinen Platz mehr hat.

Seht, Herr Pfarrer, so haben sie zu mir gesprochen, das waren Mutterfreuden, wo mein Herz fast zu klein war dafür. Ich zog also zu ihnen, ich schämte mich fast, ich durfte anfangs nicht vor dem Hause sitzen, ich dachte, die Leute würden, wenn sie mich da sitzen sehen, meinen, es sei ein Bettlerfraueli und warte auf das Almosen. Aber, Herr Pfarrer, so ist der Mensch, daß ich mich später des Teufels nicht genug erwehren konnte, damit ich nicht stolz werde. Wenn ich sah wie der Segen kam als wie vom Dach herab, Kisten und Kasten sich füllten, die Schulden schwanden und Johannes

wuchs an Ehre und Ansehen bei den Menschen und hoffentlich auch an Gnade bei Gott, war's mir immer, als gebe mir jemand den Gedanken ein: Siehe, daran bist du schuld, dir hat man alles zu verdanken, du hast es selbst verdient, daß du gut hast in deinen alten Tagen. Wenn andere Weiber thäten wie du, sie könnten es jetzt auch haben wie du, statt mit dem Säcklein zu laufen dem heiligen Almosen nach. So und noch andere wüste Sachen mehr wollten mir immer wiederkommen, ich konnte mich ihrer nur erwehren, wenn ich recht betete und an Klaus und seine Frau dachte und wohin der Hochmuth sie gebracht, und wie er auch klein angefangen haben werde, ehe er groß geworden sei.

Unterdessen war Bethi ab- und zugegangen, deckte den Tisch, nahm das Schönste an Tellern und Tassen aus dem Buffert und brachte nach und nach das Essen, wo natürlich die Kaffeekanne nicht fehlte. Der Herr müsse vorlieb nehmen, sagte es, er hätte es übel getroffen, die Mutter sei nicht daheim und ihm gehe es nicht von der Hand, darum sei es auch so lange gegangen. Der Pfarrer dankte schön, entschuldigte sich, daß Bethi seinethalb so Mühe gehabt, und immer gab ihm ein Kobold ein zu sagen, es möge sein wie es wolle, so werde es besser sein, als der Kabis, mit welchem ihm seine Magd aufwarten wolle, wenn er sonst nirgends wo etwas zu essen bekommen. Man wartete auf den Chorrichter, der endlich auch kam und sich entschuldigte, wie er habe warten müssen, bis ein Knecht heim gekommen, weil er Klaus nicht gerne aus den Augen gelassen.

Der junge Pfarrer fühlte sich eigenthümlich bewegt, es strömten ihm Empfindungen zu, wie der sie hat, der an einem von Gott geweihten Orte sich befindet, wie der Christ sie hat da, wo Gott Großes gethan, wie sie strömen müssen durch jeden, der in Jerusalem den Fuß setzt, der Golgatha sieht. Ueber den Grad wollen wir nicht streiten, sondern damit bloß die Gattung dieser Empfindungen bezeichnen. Dazu war

er lange nicht so freundlich bei Tische gesessen, bei so guten und appetitlichen Sachen, und Bethi in ihrer natürlichen Anmuth und Jungfräulichkeit war auch eine ganz andere Wirthin als seine alte Marei mit ihren rußigen Anflügen und mittelalterlichen Furchen. Es ging ihm das Herz auf in dieser heimeligen Luft, er erzählte vom wunderbaren Walten Gottes, und wie im Vertrauen und in der Demuth der Segen sei und im Hochmuth und Selbstvertrauen der Fluch, und nicht mit gemachten Worten that er das, welche waren wie abgegriffene Münzen, sondern herzlich und in Beispielen, daß es Allen war, als gingen sie zusammen im Paradiese und hörten die Stimme Gottes. Und dazu aß der Pfarrer so munter und treuherzig, daß es zur Erbauung wirklich viel beitrug, absonderlich bei Bethi.

Bethi vergaß den Mund offen bei des Pfarrers Worten, für seinen Teller, seine Tasse hatte es desto schärfere Augen, und je mehr derselbe aß, desto erbaulicher und schöner dünkten ihn's dessen Worte. Für den zu kochen, müßte es eine Freude sein, dachte es, wie dem hätte es es noch niemanden treffen können. Das sei kein Meisterlosiger, dachte es, bei dem hätte es eine Frau nicht bös.

Da ging die Thüre auf und Klaus trat hinein. Man denke sich den Schrecken, wie versteinert saßen Alle da, und Aller Augen hafteten auf der gräulichen Gestalt, die gebeugt an langem Stabe langsam in die Stube kam. Klaus war ehemals groß und schwer gewesen, jetzt war er eine mächtige Ruine in der Bettlerkutte, ein drei Wochen alter grauer Bart stach ihm im Gesicht herum, die Augen waren roth und der Ausdruck grimmig. So, sagte er, da geht es lustig zu, will auch dabei sein, das ist kurzweiliger als draußen Hunger zu haben. Habe gehört, der neue Pfarrer sei da, dem pressire es mit Schein, der Bauern Hammen zu versuchen. Er möchte ihn auch sehen, es nehme ihn wunder, ob sie einmal einen rechten hätten oder ob sie alle gleich nichts werth seien.

Dem Chorrichter ward übel zu Muth, seinen Gast ließ er nicht gerne beleidigen, aber eben so ungerne vergriff er sich an Klaus. Man hütete sich vor seinem Zorn mit der größten Vorsicht, man fürchtete sich, von ihm verflucht zu werden. Solche Flüche haben immer was Grauenhaftes, kommen sie von wem sie wollen. So lange man ihnen den Kragen füllen kann, fuhr Klaus fort, sollte man glauben, wie gut sie es meinen, aber sind einmal die Hammen gefressen, dann kann man sie erfahren, hab's erfahren. Nun wollte er losbrechen mit seinen Geschichten, wie man ihn aus Muthwillen, Haß und Bosheit in's Unglück gebracht. Auf das Einreden der Großmutter hörte er nicht, sondern that wüst mit Flüchen und zornigen Reden. Da stand der junge Pfarrer auf und sagte zu ihm: Hört, alter Mann, ihr dauert mich, so hoch in Jahren, so nahe dem Grabe solltet ihr nur noch beten, und jetzt flucht ihr so gräulich, was soll aus eurer armen Seele werden, soll sie aus dem zeitlichen Elend in's ewige Elend? Hört, alter Mann, flucht nicht mehr, beten wollen wir miteinander.

Und der Pfarrer begann zu beten, daß Gott einem alten Manne, der am Grabe stehe, die Seele öffne, damit er erkenne sein Elend und dessen Ursachen, damit er bereue seine Sündenlast, daß er vergebe das Wenige, was Andere an ihm gethan, und beten könne um Gnade und Vergebung des Großen und Vielen, was er an Gott und Menschen gesündigt, daß es Tag werden möge in seiner Seele, daß er das Heil erblicke, daß es Frieden geben möge in seinem Herzen, damit er hoffen dürfe, nach dem Tode zur Ruhe und in's Reich des ewigen Friedens zu kommen, daß er nicht mit Fluchen, sondern mit Segnen sterbe, daß Gott das bald thun möge, denn vor der Thüre sei vielleicht die Stunde, in welcher er des armen alten Mannes Seele vor sich rufe.

So betete der Pfarrer innig bewegt. Die Geschichte hatte ihn ergriffen, das Benehmen des Alten noch mehr, der

tüchtige Geist, der in ihm ruhte trotz der blöden Hülle und der Unsicherheit im täglichen Leben, war erwacht. Die Macht des Gebetes fühlte der Alte, trotz anfänglichem Widerstreben beugte er sein störrisch Gemüth, er blieb stille, und als der Pfarrer geendet hatte, ging er stille hinaus.

Gar innig dankte man dem Pfarrer für seine That und bewunderte seine Macht über den bösen Geist. Die Großmutter sagte, sie hätte heute Morgen nicht geglaubt, daß ihr heute noch eine solche Erquickung und Stärkung würde, und Bethi's Augen hingen glänzend am jungen Pfarrer, und wenn er den Mund aufthat, war sie voll heiligen Respektes. Als er eben aufbrechen wollte, die Großmutter ihn bat, doch recht bald wieder zu kommen, und zu Johannes sagte: du gehst doch mit dem Herrn und bis zum Hause, der Nebel kommt und das Verirren ist so leicht, kam die Mutter heim, eine stattliche Frau mit rührigem Wesen und sinnigem Gesichte. Wie nun Alle der Mutter erzählen wollten, was geschehen war und was der Pfarrer gethan! Der Pfarrer wußte nicht mehr, war er es selbst oder war er es nicht, wußte nicht, stund er auf dem Kopfe oder auf den Füßen. Nachdem er sein Wiederkommen feierlich verheißen, Allen die Hand gegeben, Bethi zuletzt aber am längsten, ging er heim und, obgleich vom Chorrichter begleitet, weit um den Schnauz herum, der losgelassen wieder sein Wächteramt versah. Auf dem Heimwege war noch viel von Klaus die Rede. Der Chorrichter ergänzte der Mutter Bericht und sagte, er habe noch nach ihm gesehen, ehe er fortgegangen. Er sei merkwürdig still gewesen und habe ihm nicht geantwortet, er wisse nicht einmal, habe er ihn gehört oder nicht. Den Pfarrer nahm es billig wunder, ob nachhaltig etwas Besseres oder Anderes an ihm zu verspüren sei. Johannes versprach ihm Bericht und ging dann heim, als der Pfarrer glücklich an seinem Hause gelandet hatte. Guten Abend, Herr Pfarrer, sagte die alte Marei, soll ich Kabis wärmen oder habt ihr was gehabt?

Mag nit Kabis, Marei, sagte der Pfarrer, bin nicht mehr hungerig. So, so, haben sie euch aufgewartet bei Chorrichters, nun denen thut's sauft, die vermögen's, sind daneben brave Leute und d'Sach ihnen z'gönnen. He nun so dann, so will ich den Kabis in Keller stellen bis morgen. Es ist zwar nicht mehr so gefährlich mit dem Sauern, es ist nicht mehr so heiß. Ich denke, so eine Woche lang könne man die Sache schon behalten.

Selbe Nacht war dem guten Pfarrer gar wunderlich, er wußte nie recht, wache oder schlafe er. Aber wachend oder schlafend war es ihm, als sei er im Paradiese. Bald tanzte er mit der Eva, welche aber Bethi vollkommen glich, im Grase, bald betete er mit dem Adam und der Adam hatte einen grauen Bart wie der alte Klaus, bald flog er mit der Großmutter durch den Himmel, dann kam der schwarze Schnauz, bellte sie an, daß sie das Fliegen vergaßen. Und der Schnauz war eigentlich nur der Chorrichter, der mit ihnen spazieren fliegen wollte; plötzlich zog ihn eine Hand beim Bein und er hörte eine Stimme: Herr Pfarrer, soll ich den Kabis wärmen? Kurz der Herr Pfarrer verlebte eine wunderbare Nacht, wie sie zuweilen kommen, wenn man Unerwartetes erlebt und vor Schlafengehen es nicht ordentlich verarbeiten kann.

Am Morgen, als die Sonne ihm in's Bett schien und er wirklich glauben mußte, er wache, war ihm noch gar dämmerig im Kopfe, aber gar nicht übel. Er dachte, es sei ihm curios, aber er wollte, es wäre ihm immer so. Als seine alte Marei ihm den Kaffee brachte, hatte er gute Lust, sie in Arm zu nehmen und mit ihr zu tanzen, so spaßig war ihm zu Gemüthe. Dann ward ihm wiederum sehr ernst, wenn er an den Klaus dachte und sein Gebet über denselben. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch und begann zu studiren. Er wußte, was er den nächsten Sonntag predigen wollte, er warf einzelne Gedanken auf's Papier, er blätterte

nach einem Texte, dann fuhr er plötzlich auf und sah nach der Hausthüre, er glaubte, es habe geklopft und draußen stehe ein Bewohner der Speckseite, vielleicht gar die — Großmutter, mit welcher er durch den Himmel spazieren geflogen. Ein andermal legte er die Feder sinnend hin, blies die Wolken aus seiner Pfeife sanft und leise von sich weg und dachte, wie es wäre, wenn er in der Speckseite den Mittagstisch nehmen würde. Daraus entstunden drei richtige Urtheile: erstens hätte Marei desto länger an seinem Kabis; zweitens hätte er nach diesem mäßigen Spaziergange mehr Appetit zum Essen, und drittens würde durch den Heimweg die Verdauung gefördert, es wäre also das probateste Mittel gegen den Unterleib. Mit Schnauz, dem einzigen Hinderniß, glaubte er so bekannt werden zu können, daß er ihn passiren ließe, und besonders freue er sich, sagte er sich, mit der Großmutter näher bekannt zu werden und von ihr mehr zu lernen, als von manchem Professor der praktischen Theologie. Wenn aber junge Herren für Großmütter glühen, sitzt zu deren Füßen meist eine hübsche Enkelin.

Der Tag verstrich, es kam niemand, aber am Abend klopfte es, aber es war nur der Chorrichter. Es freut mich, sagte der Pfarrer, aber es müht mich, daß ihr selbst kommt, hättet ihr mir nicht jemanden schicken können; ihr hättet doch wohl jemanden gehabt, der das hätte verrichten können? Er hatte auf der Zunge, den Jemand näher zu bezeichnen, wahrscheinlich war es die Großmutter, doch unterließ er es. Herr Pfarrer, sagte der Chorrichter, es ist curios mit Klaus, er ißt und trinkt, was man ihm giebt, aber er spricht nichts, er sitzt da und thut, als ob er sich keiner Sache besonders achte, während er sonst überall herumfuhr, nichts und niemand vor ihm sicher war. Es ist allweg etwas mit ihm vorgegangen und die Mutter meint, wenn ihr die Mühe nehmen wolltet, morgen oder übermorgen hinauszukommen, könntet ihr vielleicht etwas von Klaus vernehmen, etwas an

Bayerische Staatsbibliothek München

seiner Seele machen. Das wäre eine große Gnade Gottes, wenn der arme Klaus in dem Hause, wo er all sein Geld und Sachen verloren, zu Gottes Glück und Segen für seine Seele käme.

Der Pfarrer fand Klaus anscheinend gesund, aber still. Er konnte reden, denn einzelne Worte brachte man von ihm heraus, aber mehr nicht, und diese Worte waren ganz verständig. Er hörte dem Pfarrer aufmerksam zu, und wenn derselbe mit ihm betete, so faltete er die Hände, doch so, als sollte es niemand merken. Als der Pfarrer fort war, setzte sich die Großmutter zu Klaus und wollte mit ihm reden. Sie frug ihn allerlei aus ihren jungen Jahren, aber er gab ihr keine Antwort. Da wollte sie geistlich mit ihm reden, er aber nahm einen langen Stab und ging weit von ihr weg. Der Pfarrer kam alle Tage und Klaus öffnete ihm die Ohren, faltete, daß es niemand sehen sollte, die Hände, aber das Herz öffnete er ihm nicht. Da sah man auch, daß er, wenn der Pfarrer länger nicht kam, ungeduldig wurde und viel nach dem Weg hinsah, woher er kommen mußte.

Als die Tage bald um waren, daß Klaus um ein Haus weiter sollte, sagte der Pfarrer: Chorrichter, wie wäre es, wenn Klaus nicht weiter müßte, sondern ihr ihn behieltet einstweilen. Er ist so still, flucht nicht, plagt niemanden und was er ißt, ist so viel nicht zu rechnen, am besten kann ich hier wohl zu ihm kommen, und was aus diesem Zustand werden soll, weiß Gott. Herr Pfarrer, sagte der Chorrichter, wir haben schon mit einander gesprochen und es ausgemacht, daß er einstweilen bei uns bleiben soll. Es wäre ja gottlos, ihn weiter zu schicken, wo doch Gott es zeigt, daß es mit Klaus anders werden soll. Er soll bei uns bleiben, damit wenn's Gottes Wille ist derselbe nicht im Laufen sterben muß, sondern ruhen kann und im Frieden scheiden, wenn Gott es will. Das ist brav, sagte der Pfarrer, das wird Gott euch lohnen. Wie er will, sagte der Chorrichter, Gotteslohn

darf man nicht verschmähen, aber den Weltlohn begehr ich nicht.

Von wegen dem Klaus war ein großes Gerede in der ganzen Gemeinde. Kein Mensch, hieß es, sehe das dem Pfarrer an, was er für ein mächtig Wort habe, hätte man sich doch bald an ihm versündigt und für einen Züttel ihn gehalten. Von selber Zeit an war er in großem Respekt und man nahm ganz anders vor ihm den Hut ab als früher. An einem Morgen spazierte er vor dem Hause, dachte daran, was er diesen Nachmittag wieder mit Klaus beten wolle, und nahm sich vor, wie mit einem Hammer an dessen Herz zu schlagen, daß es aufspringen müsse und er sehen könne, was darin sich rege und bewege.

Wie er so tief daran dachte, rief es hinter ihm: Herr Pfarrer, Herr Pfarrer, daß es dem Pfarrer durch alle Glieder fuhr, als hätte ihn ein elektrischer Schlag getroffen oder ein Zitteral. Als er sich umdrehte, stand Bethi vor ihm ganz athemlos und ziegelroth von raschem Laufe. Großmutter sendet mich, läßt guten Tag wünschen und bitten, schnell zu kommen, Klaus hat gesagt, man solle es thun. Der Pfarrer war höflich, sagte zu Bethi: Komm herein und warte, ich komme mit dir, sobald ich Schuhe an den Füßen habe. Aber Bethi sagte: Verzeiht, ich muß alsbald fort, die Großmutter hat es befohlen, wir sind alleine daheim. Lebt wohl unterdessen, und husch fort war das Bethi wieder. Das mühte den Pfarrer sehr und hinderte ihn ordentlich, an den Klaus zu denken. Er dachte, was er doch dem Mädchen zuwider gethan, daß es so vor ihm laufe, überhaupt so wortkarg gegen ihn sei und sich nicht mehr vor ihm sehen lasse, als es müsse. Er thue doch alles Mögliche, was er von Höflichkeit wisse. Es sei ein Unglück, wenn man sich an Gesellschaft nicht gewöhnt, da könne man hundertmal fehlen, ehe man es einmal merke. Es sei ihm so leid, daß er es gerade hier nicht getroffen, das Bethi sei so ein lieb Kind,

Bayerische Staatsbibliothek München

wie er noch keins gefunden, es könnte doch wohl etwas artiger mit ihm sein. So dachte der Pfarrer und hörte nicht, wie Marei hinter ihm her rief: ob er zu Mittag wieder heim komme oder nicht? Nun, wenn er nicht antworten möge, könne er seinethalben den Kabis kalt essen, brummte Marei. Sobald der Pfarrer die Speckseite sah, sah er auch die Großmutter vor derselben stehen, neben ihr Bethi, offenbar ihn erwartend. Sobald man ihn sah, verschwand Bethi im Hause, die Großmutter aber kam ihm langsam einige Schritte entgegen. Verzeiht, Herr Pfarrer, daß ich euch so früh plage, aber es ist mir himmelangst. Das Meitschi und ich sind allein daheim, Johannes, die Frau und Magd sind früh fort zum Reiben, die Knechte in den Wald, und als das Meitschi dem Alten das Frühstück bringen wollte, weil er lange nicht kam, sagte er: Mag nicht essen, der Pfarrer soll kommen. Ich schicke das Meitschi alsbald und gehe zu Klaus, will mit ihm reden, aber kein Wort hätte er mir geantwortet, aber es schnellt ihn gar seltsam, und er hat die Hände zusammen und er brümmelet mit den Lippen, als ob er bete. Ich glaube der Tod ist da, so ganz ung'sinnet.

Als der Pfarrer zu Klaus kam, war er noch so, wie die Großmutter gesagt hatte, er saß auf seinem Bette mit gefalteten Händen. Der Pfarrer fragte ihn, wie es ihm gehe, ob ihm was fehle, er was begehre? Beten, Pfarrer, sagte Klaus mit dumpfer Stimme. Da betete der Pfarrer vom Wandel auf Erden und der Flüchtigkeit der Zeit, von der Sündhaftigkeit der Menschen und der Gnade Gottes, und wie Alle Sünder seien, aber die Gnade Gottes mächtig und groß genug für Alle, welche die rechte Reue hätten und das rechte Verlangen nach der Vergebung, die Liebe, welche allen Schuldnern vergiebt, ein Herz von der Welt gelöst und versöhnt mit Gottes Walten und seiner Gerechtigkeit. Er betete vom armen Klaus besonders, wie Gott ihm doch vergeben solle, er habe eine schwere Buße so lange getragen, und

Bayerische Staatsbibliothek München

wenn seine Reue nur kurz sei, so sei sie doch tief, sie sei wie des Schächers am Kreuz, er sehe ein, daß er in seiner Pein gewesen um seiner Sünden willen, jetzt verlange er nach des Vaters Reich. Es solle ihm Gott die Gnade widerfahren lassen, daß er hier, wo er geboren worden, sein Haupt zur Ruhe legen dürfe als ein müder Pilgrim, der aus weiter Fremde heimgekehrt hier das Ziel seiner Reise gefunden. Das solle Gott ihm thun um dessentwillen, der am Kreuze zum Schächer gesagt: Heute sollst du mit mir im Paradiese sein.

Da hob Klaus die Hände auf, warf einen großen Blick auf den Pfarrer, athmete tief auf, ließ den Kopf sinken und war todt. Das ist von Gott, sagte die Großmutter und trocknete die Augen, und Bethi trocknete sie auch, aber draußen, wo sie gehorcht. So war doch an Klaus Todtenbette gebetet und geweint worden, das hätte noch vor wenig Wochen niemand geglaubt, und geweint und gebetet wird noch an gar manchem Todtenbette ganz anderer Leute nicht.

Wir haben Ursache, Gott zu danken und zu loben, sagte die Großmutter, daß er den Armen zu sich genommen. Aber ich bin in Verlegenheit, wir sind alleine daheim, ich bin unbehülflich, Bethi sollte die Haushaltung besorgen, noch zum Vieh sehen, es mag geben was es will, wissen wir uns nicht zu helfen, und jemand sollte auch bei dem Todten bleiben oder wenigstens nicht weit von ihm. Wenn der Herr Pfarrer bei uns bleiben würde, bis der Sohn heim kömmt, er würde uns einen großen Dienst leisten und zum Troste sein. Ich will nicht sagen, daß ich mich fürchte, aber es ist mir doch lieb, wenn jemand da ist. Es geht vielleicht bis über Mittag, aber dann nehmt ihr bei uns vorlieb. Gar gerne, sagte der Pfarrer, wolle er da bleiben. Es wäre ihm auch so, wenn er alleine bleiben müßte. Seinetwegen solle sich aber Bethi nicht Mühe machen, er möchte ihm nicht lästig fallen als das tägliche Brod, daß es erschrecken müßte, wenn es ihn von

weitem sehe. O Herr Pfarrer, sagte Bethi, wenn ihr wüßtet, wie das mir keine Mühe ist und wie gern ich's thue. Aber fort war es wieder, ehe der Pfarrer weiter zu Worten kam.

Eine große Verwunderung ergriff den Chorrichter und seine Frau, als sie nach Hause kamen, und dann weit umher Alle, welche von diesem unerwarteten Tode hörten. Wie es üblich ist, kamen Viele, den Todten zu sehen, und Alle wunderten sich über sein Gesicht. Auf demselben war Ruhe und Frieden, wie während seinem Leben nie dort gesehen worden. Man konnte wirklich glauben, als die Seele aus dem Leibe geschieden, sei sie mit Gott und Menschen versöhnt gewesen und habe als Zeugniß diese Zeichen zurückgelassen. Das ergriff die Menschen, und es ward beschlossen, daß Alle, bei welchen er im Umgang gewesen, ihm das Geleite geben sollten zur letzten Ruhestätte, als Zeugniß, daß auch sie ihm vergeben, mit ihm zufrieden seien und wünschten, daß auch er mit Allen zufrieden sei und vergeben hätte, was man ihm im Unwillen gesagt und gethan.

So geschah es auch, und der arme Klaus erhielt ein großes Leichengeleite, fast als ob er noch der reiche Klaus gewesen wäre, und wenn es nicht so groß war, so war jedenfalls der rechte Sinn am Grabe mächtiger jetzt, als er gewesen wäre vor Jahren am Grabe des reichen Klaus. Der Pfarrer mehrte diesen Sinn durch sein schönes Wort in der Kirche, wo er über Gottes Glück und Segen und über Gottes Geist und Gnade sprach. Man vergaß es dort lange nicht, wie nöthig man das hätte für Leib und Seele, im Leben und im Sterben, für Zeit und Ewigkeit.

Seit der Zeit war der Pfarrer auf der Speckseite wie daheim. Er hatte die Worte Bethis: o Herr Pfarrer, wenn ihr wüßtet, wie gerne ich es thue, nicht vergessen, sie hatten ihm so weich und schön geklungen, wie er noch keine Worte gehört. Er frug noch mehr als einmal Aehnliches, und wie

ein Wort das andere gibt, frug er auch: Bethi, ist es dir nicht zuwider, wann du mich kommen siehst? Gäll, Bethi, du siehst mich lieber gehen als kommen. Und wie Bethi immer weicher und schöner sagte: O, Herr Pfarrer, wie könnt ihr so von mir denken, wenn ihr wüßtet — wie es die Großmutter erfreut, wenn ihr kommt, ihr würdet sicher nicht so reden.

So ging es mit Fragen, bis der Pfarrer einmal fragte: O Bethi, wenn du wüßtest wie lieb du mir bist, wenn ich nur wüßte, ob ich dir lieb wäre? O Herr Pfarrer, antwortete Bethi, wie könnt ihr doch fragen? So ging Fragen und Antworten immer weiter, bis Bethi zu der Antwort kam: Ach Herr Pfarrer, vexiret nicht. Später sagte der Pfarrer: Aber denk, ich bin arm, habe noch Schulden vom Studiren her, und du bist ein reiches Mädchen, was wird der Vater sagen? Später sagte der Vater: Herr Pfarrer, an Gottes Gnad und Segen ist alles gelegen. Arme werden reich und Reiche arm, und ärmer als ihr war ich, und vergessen hab ich's nicht. Und hätte ich es vergessen, die letzten Wochen und euere Worte hätten daran mich gemahnt. Eine Fügung Gottes hat uns zusammengeführt, ich freue mich derselben und danke Gott dafür.

Die größte Freude hatte die Großmutter. Sie meinte, Gottes Wege seien wunderbar und seine Rathschäge unerforschlich. Welchen Segen und welche Gnade der alte Klaus am Ende in diesem Hause noch finden und zugleich auch in dasselbe bringen werde, daran hätte kein Menschenkind gedacht und keins es geglaubt, wenn man es ihm vorausgesagt. Darum liebe Kinder, sagte sie und legte ihre Hände auf Bethis und des Pfarrers Häupter, vergeßt es nie: an Gottes Segen ist Alles gelegen, und wo Geld und Sachen genug sind, aber seine Gnade nicht, da steht das Haus auf Sand und alle Habe ist wie Sand, wenn der Wind darein bläst. Bleibt demüthig vor Gott und Menschen, dann haben Gott

euch lieb und Menschen, und euer Beispiel ist eine Predigt für's ganze Land von Gottes Gnad und Güte und wie denen, die ihn lieben, alle Dinge zur Seligkeit dienen müssen.

So sprach die Großmutter, und Gott schenkte ihr die Freude, zu sehen noch durch manches Jahr, wie ihr Segen in Erfüllung ging.

Ein deutscher Flüchtling.

Die Erzählung erschien zuerst in Nieritz' Volkskalender, Jahrgang 1851.

Conrad Haselmeyer ist ein ehrlicher Bürger und sein Weib Susanna eine noch ehrlichere Bürgersfrau. Beide beten und arbeiten, verdienen ihr täglich Brod im Schweiße ihres Angesichts. Frau Susanna, die einem kleinen Krame vorsteht, ist weit in der Runde bekannt als die ehrlichste Christenseele, die je mit Ellen, Maaß und Gewicht umgegangen. Das Städtchen, in welchem die Haselmeyer zu Hause sind, ist so um die Mitte Deutschlands herum, und wenn es auch nur ein klein Nest ist, hängt doch der Haselmeyer mit großer Liebe daran und hat einen Stolz auf sein Bürgerrecht, von welchem sich so ein Weltbürger in einer großen Stadt keinen Begriff macht. Diesen Stolz verlachen wir nicht, er ist rührend und, wie seltsam er sich geberdet, sein Kern ist schön. Es ist die Liebe des Kindes zur Mutter, es ist die Wurzel der alten Bürgertreue, der bürgerlichen Ehrenfestigkeit, welche es für eine der größten Sünden hielt, Namen und Ehre seiner Stadt zu verletzen. Der Haselmeyer sah so hoch auf den Bauer herab, als der Edelmann auf den Bürger, und das war dumm. Der Ausdruck, der deutschen Handwerksburschen in der Schweiz zu so vielen Prügeln verhalf: „du dummer Bauer," den hörte man nicht selten aus des Haselmeyers Munde. Dabei war er doch gut Freund mit vielen

Bauern, deren Lebensweise er größtentheils theilte, denn er besaß einige Grundstücke, einen Viehstand und legte selbst Hand an. Seine Frau war gar vieler Bauernweiber Freundin, mästete die besten Gänse, zog das beste Gemüse und beklagte sich oft bitterlich über ihren Haselmeyer, der ihr nichts darauf hielt, sondern fest im Glauben blieb, unser Herrgott hätte Kraut und Gras nicht für ehrliche Bürgersleute erschaffen, sondern für das unvernünftige Vieh.

Haselmeyer war ein geachteter Bürger, er wäre längst in den Stadtrath gekommen, wenn der regierende Bürgermeister und er nicht erklärte Feinde gewesen wären. Der Bürgermeister war Apotheker, Haselmeyer hatte einen Kram, beide waren also Concurrenten und pfuschten sich gegenseitig in's Handwerk. Der Apotheker verkaufte nicht bloß Ricinusöl, Latwergen, Pillen und Hofmannstropfen, sondern Lampenöl, Branntwein, Zucker und Kaffee, Schwefelholz, Zündhölzchen und Schuhnägel, lauter Artikel, welche der Haselmeyer auch hielt. Der Bürgermeister war ein stolzer, harter Mann, wen er haßte, verfolgte er auch. In der Theorie beim Biere war er äußerst liberal, dem entschiedensten Fortschritt ergeben. Er war entschieden der Meinung, man brauchte weder Fürsten noch Minister, mit einfachen Bürgermeistern führe man am einfachsten und das Land wäre am wohlsten dabei. Der Haselmeyer dagegen war loyal, liebte das Hergebrachte und die alte Zucht. Er haßte bloß Zölle und Mauthen, war übrigens der Meinung, wenn die großen Herren wüßten, wie die kleinen Herren es trieben, sie würden ihnen das Handwerk schön legen, und alles ginge besser.

Er hatte sechs Kinder und zwölfe wären ihm nicht zuviel gewesen. So lange man Arbeit und Essen hätte, solle man nicht über die Menge der Kinder klagen, sie seien eine Gabe Gottes und wohlgerathene Kinder der höchste Segen, meinte er. Was an ihm, that der Haselmeyer, schaffte Essen und Arbeit, hielt gute Zucht und sorgte für ihr Fortkommen nach

Verstand und Vermögen. Unter diesen Kindern war eines minder stark in den Gliedern, aber feiner im Kopf als die andern. Friedrich hieß er, Fritzle sagte man ihm. Er war der Mutter Schooßkind, hing an ihrer Schürze, wenn sie Rosinen und Mandeln verkaufte, den Zucker, besonders den rothen, liebte er ebenfalls. Zuerst gab der Vater nicht viel auf ihn. Das Püppchen sei hier auf der Welt accurat, was Butter an der Sonne, sagte er. Solche Reden gefielen der Frau Haselmeyerin gar nicht. Haselmeyer, das verstehst du nicht, sagte sie. Wenn Fritzle nicht wird was Joseph unter seinen Brüdern, so will ich nicht mehr Madame Haselmeyerin heißen. Sie hatte Recht, der Haselmeyer änderte seine Ansicht. Fritzle ward ein Licht in der Schule, ein famoser Kerl, sagte der Haselmeyer, der soll mir was werden, was Anderes als ich. Der soll mir einmal des Bürgermeisters rothen Schnabel blau machen. Es setzte sich bei dem Haselmeyer der Vorsatz fest, sein Fritzle müsse Apotheker studiren, und was einmal in seinem Kopfe war, das war drinnen. Er hatte es wie viele Väter, erstlich kam es ihm allgemach, als sei sein Fritzle bereits schon das, was er aus ihm machen wollte, und zweitens redete er von Fritzle, als ob der gar keine Ohren hätte: was der Fritzle für ein Hauptkerl sei, wie in allen vier Welttheilen über keinen solchen die Sonne scheine. Aber Fritzle hatte für Lob und Ruhm ausgezeichnete Ohren, wie überhaupt alle Jungen, übrigens auch Erwachsene, und nichts wuchert üppiger als solche Ruhmrednerei in alten und jungen Köpfen. Fritzle träumte sicherlich ungefähr wie Joseph, aber er erzählte seine Träume nicht, denn er fürchtete Schläge und vor solchen hatte er großen Respekt. Er war einer von den unglücklichen Jungen, welche überall gehätschelt werden, weil sie zahm sind von Natur, wenig Ungemach verursachen, daher Ausbünder aller Tugenden scheinen.

Der Haselmeyer hatte Verbindungen in einer größern Stadt, woher er seine Waaren bezog, denn vom Bürger-

meister hätte er nicht um einen Kreuzer gekauft, wofür er an jedem andern Orte einen Batzen hätte zahlen müssen. Viele Jahre durch hatte der Haselmeyer einem dortigen Geschäftsfreund von seinem Fritzle und seinen Projekten erzählt; der Geschäftsfreund hatte mit staunendem Gesichte zugehört und allemal versprochen, sich des Fritzle anzunehmen, als ob er sein eigen Kind wäre, und der Haselmeyer hatte diesem ganz ehrlich geglaubt. Der gute Kleinbürger wußte nicht, wie klein das Herz eines Großstädters ist, und wie so einem, je mehr er die Geschäfte liebt, um so weniger an den Menschen gelegen ist. Der Haselmeyer ward dann nicht müde, daheim zu erzählen, wie gut er dem Fritzle gebettet, wie alle Leute begierig seien, den Fritzle zu sehen, und die große Stadt voll guter Freunde für Fritzle sei.

Apotheker ist an sich keine Kleinigkeit, nur bis man den Teufelsdreck in allen seinen Sorten gehörig studirt und durchgekostet hat, will es was sagen. Für einen Jungen aber, der sein Lebtag an der Mutter Schürze gehangen, den Zehnten von allen Mandeln, Rosinen und sonstigen guten Dingen, die durch der Mutter Hände gingen, bezogen, ist's keine Kleinigkeit, unter fremde Leute zu kommen. Und endlich Einer, der aus einem kleinen Neste in ein großes kommt, hat ja jedesmal viel auszustehen, besonders im ersten halben Jahre. Fritzle's Abschied war sehr schmerzlich und sehr naß und die erste Zeit in seiner Lehrzeit sehr sauer und herb. Der Prinzipal hatte ein größeres Geschäft und spielte eine ziemliche Rolle in Kaffeehäusern und öffentlichen Angelegenheiten, die Frau Prinzipalin glich auffallend einer Pfefferbüchse, stellte nebenbei gerne viel vor, aber nicht gerne viel auf, wie es übrigens noch viele Damen und andere Prinzipalinnen haben sollen. Das übrige Personal glich allem übrigen Personal in ähnlichen Geschäften. Friedrich, so hieß er jetzt, glaubte Unerhörtes zu erleben, es war jedoch nur das Gewöhnliche, was die Meisten durchmachen müssen. Er ward nun gehän-

selt statt gehätschelt, mußte sich fast die Arme abklopfen im Mörser, mußte Kräuter, Katzendreck, Taubenmist, Schwalbenfedern, Mäusekügelchen sortiren, in's Feuer blasen, Latwergen rühren, Pillen drehen, Gerüche verschlucken, die ihm das Innerste im Leibe umdrehten. Friedrich war steinunglücklich. Wenn nicht der Bürgermeister im Hintergrunde, des Vater Haselmeyers knochigte Faust im Vordergrunde gewesen wären, in den ersten Wochen wäre er davon gelaufen. Friedrich hatte wirklich ein gutes Herz. Daß ihn niemand lieb hatte hier, that ihm am meisten weh, und das konnte er lange nicht überwinden, wenn auch das andere sich bald gab. Nach und nach gewöhnt man sich an alles in der Welt, und mit einem Lehrburschen bessert es sich jedenfalls auffallend, sobald unter ihm ein neuer Lehrbursche eintritt, der nun statt seiner kujonirt wird und den er kujoniren helfen kann. Man glaubt gar nicht, wie diese neue Stellung den ältern Lehrburschen frisch macht und ihm das Gemüth erleichtert.

Es trat noch ein anderer Umstand ein, der dem Personal seine Existenz bedeutend angenehmer machte. Der Prinzipal kümmerte sich um seine Untergebenen immer weniger, er war ein sehr freisinniger Mann. Wenn seine Leute nur nicht zu tief in die Flasche sahen, nicht in die Kirche wollten, nicht lange Finger hatten, so sagten Prinzipal und Provisor wenig. Die Hauptaufsicht sollte der erste Gehülfe führen. Bei Tische sprach der Prinzipal wenig und bloß mit der Frau und dem ersten Provisor oder Gehülfen. Diese drei hatten einen politischen Glauben, waren Republikaner vom reinsten Wasser. Vom ersten Gehülfen pflanzte sich der Republikanismus nach unten fort und ward durch dasige Preßfrüchte genährt. Der zweite Gehülfe war aber noch viel freisinniger als sein Oberer, sein Republikanismus ging weit über jeden andern hinaus, war so gleichsam ein chemisches Product von allem Unsinn, welcher je in der Welt existirt hat. Er operirte stark nach unten, half ebenfalls mit Schriften nach, fand größern Anklang

und um so größern, je tiefer er kam, größern bei den Handlangern und Stößern als bei den Lehrbuben und dem Hausknecht. Wenn der Prinzipal darum gewußt hätte, der zweite Gehülfe hätte spazieren können, denn wenn nach seiner Meinung auch alle Fürsten herunter sollten, so meinte er deßwegen nicht, daß er nicht Prinzipal bleiben wolle. Friedrich war Republikaner von der Schule her. Der Lehrer hatte geschwärmt für die Republiken der Alten, und wenn er ihnen so begeistert erzählte, welch lustig Leben der Alcibiades geführt, und wie herrlich man bei Lucull gespeist, so war den Jungen das Wasser im Munde zusammen gelaufen, sie konnten die Beine nicht stille halten unter dem Tische, und wenn sie das Wort Republik hörten, stieg es ihnen in die Nase wie von Gebratenem und Gebackenem. Friedrich stellte sich so eine Republik vor wie das Schlaraffenland oder das tausendjährige Reich voll lauter Herrlichkeit, die dann niemand dem Volke wegfresse, weder Fürst noch Pfaff, weder Graf noch Soldat. Friedrich that wild, wenn er von diesem sprach, aber er meinte es nicht bös. Indessen kann man sich in eine Gedanken- und Vorstellungsweise hinein reden, daß man wirklich meint, es sei so und alles sei bitterer Ernst. So erzählt man sich z. B. einen ganzen Abend hindurch Gespenstergeschichten. Wenn man anfängt, weiß man, daß es keine Gespenster giebt, und jeder sagt, er habe nichts erfahren. Wenn man endlich aufhört mit Erzählen, sieht man die Welt voll Gespenster, schlottert innerlich und äußerlich, darf den Fuß nicht vor die Thüre setzen aus Furcht, auf eines zu treten und dann aufzuschwellen dicker als das Heidelberger Faß.

So schwatzten sich die guten Jungen die Zungen dick über des deutschen Volkes unerträgliche Fesseln, sein himmelschreiend Elend, daß sie wirklich darob weinten und die Haare ihnen zu Berge standen. Sah man aber genauer nach, so war den guten Burschen wirklich kein anderes Elend bekannt, als das, welches erstlich von der Frau Prin-

zipalin stammte, welche ihnen heillos zähes Fleisch, altbackenes Brod auftischte, und zweitens vom Herrn Prinzipal, der Arbeit forderte und ihre Freiheit beeinträchtigte, indem er nicht wollte, daß sie zu jeder ihnen beliebigen Stunde in den Straßen herumliefen.

Ja, es giebt vieles, kleines und großes Elend in der Welt, das ist nur zu wahr, ja, es giebt viele schlechte Menschen in der Welt, hoch vom Throne weg bis in die Spitäler hinunter, in Monarchien und Republiken, Menschen und Elend, über die jeder Menschenfreund und Christ blutige Thränen weinen möchte; aber diese guten Bursche kannten das wahre Elend nicht, kannten noch viel weniger die Wurzel alles wirklichen Elendes. Je weniger diese guten Bursche das wirkliche Elend kannten, sondern nur das gemachte und angemalte, desto leichter schien es ihnen, demselben radical abzuhelfen. Hörte man sie, so hätte man glauben sollen, dasselbe sei in wenig Wochen total weggeräumt und Deutschland zum leibhaftigen Schlaraffenland umgeschaffen. Man konnte sich nur wundern, warum die Deutschen so dumm gewesen, etwas so Leichtes nicht längst abzuthun. Wer von ferne nun Gedanken dieser Art merken ließ, dem machte man sehr mißtrauische Augen, stichelte auf Aristokraten und Jesuiten und setzte vielleicht hinzu: an solcher Verdummung seien die Pfaffen schuld, welche die Augen zugehalten und alle Thatkraft mit der Hoffnung auf das ewige Leben gleichsam verpetschirt gehabt. Alle Tagesphrasen und die obschwebenden Knallworte hatten die Leute trefflich los. Friedrich hatte ein geübtes Gedächtniß, und der Prinzipal, freisinnig und bemüht, ein naturwüchsiger Volksmann zu sein, erlaubte seinen Leuten zuweilen Zusammenkünfte und Versammlungen zu besuchen. Ja er zeigte sich zuweilen selbst in ihrer Begleitung, was immer einen ungeheuer günstigen Eindruck auf das Volk machte, aber nicht auf die Frau Prinzipalin.

Diese rechnete sich nicht zum Volke, war über die Jahre

des Schwärmens hinaus, war längst emancipirt, so weit sie es nöthig fand, hielt auf ihr Geld die Hauptstücke, nicht auf des Volkes Gunst; diese hudelte ihren Ehegemahl nicht schlecht aus, daß er seine eigenen Leute zum Nichtsthun und zum Hochmuth verleite. Er werde es erfahren, was das lohne, prophezeite sie ihm. Frau, das verstehst du nicht, auf die Höhe der Zeit kannst du dich nicht erheben, antwortete dann wohl der Eheherr. Bist immer der gleiche Strohkopf, Carl, antwortete die Frau. Was willst du mit dieser Höhe anfangen, wenn der Beutel leer ist und das Geschäft ruinirt.

Freilich erhob es das Bewußtsein der Jungen ungeheuer, wenn sie im Begleit des Prinzipals in einer Versammlung erschienen und die Redensarten von Gleichheit und Brüderlichkeit, von Gesinnungstüchtigkeit und Deutschlands Einheit in ihre Ohren donnerten. Sie stellten sich Deutschland vor als einen ungeheuern Tisch, bedeckt mit dem besten Essen und Trinken, und alle Deutschen dran herum zugreifend jeder nach Belieben, ohne daß eine schäbige Prinzipalin ihnen vorlegte. Wenn die Redner sie Brüder nannten, wenn sie zum Wohl des Vaterlandes die Hände aufheben, welterschütternde Beschlüsse konnten fassen helfen, da kamen sie sich groß vor, sehr groß. Aber noch viel größer kamen sie sich vor, wenn sie dachten, da oben könnten sie selbst auch wohl sprechen, sobald es ihnen beliebe. Was ihnen doch einstweilen noch nicht beliebte. Nach solchen Tagen wurde zuweilen der Stößer, der im großen Mörser sich abarbeiten mußte für zehn Groschen per Tag, schwierig. Er sei kein Hund, sagte er, und was ihm die Brüderlichkeit helfe, wenn er für zehn Groschen sich todt schaffen müßte, während der erste Gehülfe für einen Thaler so viel als nichts thäte und der Prinzipal gar nichts, als den Herrn spielen im Kaffeehaus. Ja sogar dem guten Friedrich begann es zu tagen, wenn er Abends hüten mußte, einen ganzen Sonntag kein Bein in's Freie setzen durfte,

während die Welt sich lustig machte und ihr halbes Haus im Theater saß und Opern schmauste. Das Theater repräsentirte ihm so gleichsam den Himmel, es ging ihm noch über die Freiheit. Er dachte an die Republikaner in Athen und Rom, denen das Theater, und zwar mit lauter Freibillets, auch Alles in Allem war, das Wichtigste in der Republik. Seine Besuche des Theaters waren die Lichtpunkte in seinem dunkeln Leben, gerade wie seiner Mutter Würste und geräucherte Gänsebrüste. Andere saßen alle Tage in diesem Sternenhimmel und er so selten! War das Gleichheit, war das Brüderlichkeit, war das nicht himmelschreiend? Inwendig machte er aus, das müsse anders werden. Wenn mal die Tyrannen im Grase lägen, müßten die Theater offen sein tagtäglich, unentgeltlich für jedermann, wie es in Rom und Athen gewesen, wie ihnen der Lehrer gesagt.

Gerade als der Ofen so recht geheizt war und die Ideen herumflogen, wie die Fledermäuse, und sich den Leuten in die Haare hingen, wie gejagte Fledermäuse es pflegen sollen, ward Friedrich von seinem Vater besucht. Der Haselmeyer kam eigentlich nicht des Sohnes wegen, sondern um Schulden zu bezahlen und Einkäufe zu machen. Mit Papier wollte er nichts zu thun haben und mit Geschäftsreisenden noch weniger. Die seien zumeist noch schlechter als das Papier, pflegte er zu sagen. Auf diesen Besuch, der so regelmäßig kam wie die Leipziger Messen, freute sich Friedrich immer sehr, des Vaters und der übrigen Annehmlichkeiten wegen. So lange der Vater da war, hatte er Urlaub vom Prinzipal, was wirklich von einem Apotheker viel sagen will und von der Freisinnigkeit von Friedrichs Prinzipal einen günstigen Begriff erwecken soll. Der Vater that sich viel auf den Sohn zu gut, der Sohn noch mehr auf den Vater, der so splendid sich machte, d. h. seine Schulden richtig bezahlte, allenthalben gerne gesehen war mit seinem Geldsacke und manchmal flott traktirte und traktirt ward.

Friedrich hatte sich noch nie auf die Ankunft des Vaters gefreut wie diesmal. Friedrich lebte in einer großen Stadt, aber doch in einer sehr abgeschlossenen Welt, d. h. in Gesellschaft von Gleichgesinnten, das Leben kannte er nicht. Er war der leichtgläubigste Tropf, er glaubte alles, was die Gleichgesinnten ihm sagten, die grimmigsten Geschichten, die perfidesten Verläumdungen. Friedrich nahm eine Uebereinstimmung des Volkes in Bausch und Bogen an, er war glücklich in diesem Glauben, und deßhalb zweifelte er auch keinen Augenblick an der Stellung seines Vaters. Das waren seine glücklichen Stunden, wenn er erzählte, was der Haselmeyer, sein Vater, für ein Kerl sei und was das für ein Gewicht in die Schale legen werde, wenn einmal der Haselmeyer, sein Vater, an der Spitze seiner Leute daher käme. Als endlich sein Vater kam, konnte er kaum eine ruhige Stunde erwarten, um demselben mitzutheilen, von welchem Standpunkte er alle die großen Errungenschaften betrachte. Was der Vater für glückliche Augen machen werde, wenn er höre, wie sein Friedrich mitten in der Pastete sei, dachte er.

Na was da der Haselmeyer wirklich für Augen machte, als seinem Fritzle das Maul aufging! Und nicht bloß die Augen, sondern alle Löcher im Gesichte sperrte er auf, aber nicht aus Bewunderung, sondern aus Schreck und Zorn. Der Haselmeyer wollte von all dem Neuen nichts, wollte von der Brüderlichkeit und vollends von den Republikanern nichts wissen. Der Bürgermeister war ein eingefleischter Republikaner, führte das Volk an und hatte es einmal an den Haselmeyer gehetzt, eigentlich hinter dessen Kram, unter dem Vorwande, es sei möglich, daß der Haselmeyer mit schlechter Waare das Volk vergifte. Der Regierungsbeamte hatte den Haselmeyer geschützt und dieser einen soliden Begriff bekommen über den Nutzen einer guten Obrigkeit. Es giebt zweierlei Sorten von Bürgern, so recht hundsföttische, die sich bei jedem Fußtritt unterthänigst für die Gnade bedanken, und

hagenbuchene, welche so recht zäh' und kampfbereit über ihren Bürgerrechten wachen, wie eine Henne über ihre Küchlein. Die letztere ist die rechte Sorte, die andere lebet jeder Macht, öffnet für einen Thaler jedes Thor der Stadt und trägt dienstbeflissen die Leiter herbei, wenn man den Fürsten hängen will. Von der hagenbuchenen Sorte war der Haselmeyer. Die moderne Welt nannte diese Bürger ehedem Spießbürger, jetzt Zöpfe. Die Welt kennt oft den Werth der Dinge nicht, benennt sie aber richtig. Der Spießbürger schützte mit seinem Spieße Weib und Kinder, die Mauern seiner Stadt, stund ein für seinen Eid, führte nicht gräuliche Redensarten im Munde und lief nicht wie ein Hase nicht bloß vor jedem Manne, sondern auch vor jedem Hunde. Es käme mancher Stadt wohl, sie hätte noch viel Spießbürger, aber von der rechten Sorte.

Der Haselmeyer wußte darum, daß es zweierlei Meinungen gebe unter dem Volke, aber daß sein Fritzle von des Bürgermeisters Meinung sei, das hatte er nicht erwartet, und ein Esel nach dem andern quoll hervor aus dem doppelt geöffneten Maule. Friedrich, der wie gesagt über die gedoppelte Meinung im Volke nicht orientirt war, war bei des Vaters Donnerschlägen ganz wie auf den Kopf gefallen. Aber bald stellte sich das Bewußtsein, auf der wahren Culturhöhe zu stehen, wieder ein. Bekanntlich schweigt ein Kind auf dieser Höhe gegenüber dem Vater nicht. Zudem liebte Friedrich seinen Vater und glaubte dem Vaterland einen großen Dienst zu erweisen, wenn er einen solchen Mann auf die rechte Seite bringe. Er hielt dieses für eine ganz leichte Sache. Es habe bisher nur an dem rechten Jemand gefehlt, der dem Vater das richtige Verständniß beigebracht, dachte er. Eben so leicht glaubte der Vater mit einigen Himmeldonnerwettern den ganzen Spuck seinem Fritzle aus dem Leibe zu treiben. Sie ließen nun ihre Redensarten gegeneinander los, klopften sie sich gegenseitig an die Köpfe, als wären es

Knittel, aber die Köpfe wurden härter, nicht weicher. Friedrichs Politik bestund aus ungefähr anderthalb Dutzend Zaubersprüchen, die er vollständig inne hatte und aussprechen konnte zu jeder beliebigen Stunde, aber mehr daran machen konnte er nicht. Einen dieser Zaubersprüche nach dem andern ließ er auf den Vater los und schaute ihnen mit großen Augen nach, wie ein Schütze der Kugel, die er im Zwecke sitzen glaubt. Sah er verblüfft, daß der Spruch nicht sitze, sandte er baff einen andern nach und noch einen und schaute ihnen mit immer verblüfftern Augen nach. Wenn der Haselmeyer Friedrichs schönste Redensarten Eseleien und Dummheiten nannte, so behohnlächelte Friedrich des Vaters beschränkte politische Basis. Ihre Köpfe glühten immer zorniger. Der Vater konnte es nicht verwinden, daß so ein dummer Junge so hartnäckig ihm entgegenredete. Der Friedrich wollte es nicht ertragen, daß ein Mann wie er, eine Hoffnung des Vaterlandes, wie ein dummer Junge behandelt werde, ein Kind der neuen Zeit von einem alten Pinsel oder Zopf! Der Haselmeyer war nahe daran, handgreifliche Bekehrungsversuche zu machen, aber die Wirthin seines Gasthofes trat vermittelnd dazwischen. Endlich schloß der Haselmeyer die Verhandlung mit der Versicherung: Mit solchem Zeug im Kopfe kommst du mir nicht heim, bringst du mir solches, so klopfe ich es dir aus, so gewiß als ich der Haselmeyer bin.

Bald darauf traf eine prächtige Sendung von der Frau Haselmeyer ein, was sich an Schweinen und Gänsen Delicates denken läßt, war dabei, sammt einem kurzen Brief mit langen, langen Buchstaben. In demselben drückte Frau Haselmeyer bestmöglichst den Zorn des Vaters aus und die Warnung: sich ja von all dem gottlosen Leben zu bekehren, sonst schlage ihn der Vater todt, wenn er heim komme. Der Friedrich gerieth in edlen Zorn, warf den Brief zur Erde, trat mit den Füßen darauf und hielt eine schöne Rede über die Gewaltthaten der Reaktion und die auftauchende Tyrannei

der Zöpfe, kurz ganz so eine, wie er sie jüngst gehört hatte. Sie zog ihm großen Beifall zu. Stößer und Handlanger klatschten in die Hände, der Hausknecht sagte, er habe große Anlagen; bei ein wenig Ausbildung sei er befähigt für das Parlament.

Das Leben wurde nun feuriger, der Schwindel größer, die Arbeit um das tägliche Brod immer verhaßter. Als ein Feind des Volkes ward verschrieen, wer dazu anhalten wollte. Friedrichs Prinzipal war ungeheuer freisinnig, aber auch ungeheuer praktisch, und als das Unpraktischte von der Welt kam ihm vor, Menschen zu füttern und zu behalten, welche nicht arbeiten, sondern nur Skandal machen wollten. Er hielt dafür, er bewähre seine Gesinnung hinlänglich, wenn er selbst die Arbeit an den Nagel hänge, der Freiheit nachlaufe und durch den ersten Gehülfen seine Leute von den Ereignissen des Tages und dem Zustande des Pulses des Zeitgeistes in Kenntniß setzte und den Leuten erlaube, gelegentlich einmal öffentlich aufzumarschiren. Dieses genügte aber dem Personal je länger je weniger; über dem Essen wächst bekanntlich der Appetit. Mißvergnügen ergriff sie, zuerst bloß inwendig, dann wurde viel raisonnirt, dann wurde ihre Lage immer unerträglicher, der Ausbruch der Revolution täglich nothwendiger. Wenn man sie hörte, so ging es ihnen schrecklich, ihr Zorn war eben so gerecht als fürchterlich, man hätte glauben sollen, man stehe bereits bis an's Knie im Tyrannenblut.

Plötzlich hieß es, in Baden sei es los und ganz im Ernste. Die Nachricht faßte mit Himmelsgewalt, die Arbeit ließ man aus den Händen fallen, wer Beine hatte, der lief; es war ein Laufen, ein Reden ohne Ende und immer herrlicher. Da dieses gar nicht aufhören wollte, nahm es endlich der Prinzipal ernsthaft, ließ scharfe Worte fallen, es waren Funken in's Pulverfaß. Man hatte die freien Brüder so vielmal hoch leben lassen, daß man die Freiheit heiß in allen Gliedern und Adern fühlte.

Das Personal hatte gesagt: Wenn der Alte ein Wort sagt, so müssen Sie ihm antworten, Friedrich, Sie reden gar zu schön. Sagen Sie ihm: es habe die Stunde geschlagen für große und kleine Tyrannen, wir seien keine Hunde nicht, wir würfen kühn das Joch ab, freie Brüder seien wir, an's einige Deutschland schlössen wir uns an.

Als nun der Prinzipal, als sie heim kamen, sie runter machte, trat zu dessen größtem Erstaunen der sonst so stille, jetzt angetrunkene Friedrich hervor und sprach: Schweig, Tyrann! Sclaven sind wir nicht, sondern des freien Deutschlands freie Söhne. Das Leben des Knechtes werfen wir hinter uns, wir gehen, wo deutsche Fahnen wehen, wo das Morgenroth der deutschen Freiheit auf den Bergen glüht, wo deutsche Schwerter blitzen, Deutschlands Söhne in Tyrannenblut die Schmach der Knechtschaft rächen. Leben Sie wohl! Adieu der Frau Prinzipalin, an einem andern Morgen sehen wir uns wieder. Friedrich schwenkte den Hut, ging ab, gerade wie er es im Theater gesehen, hinter ihm drein, wie er glaubte, die ganze Mannschaft. Aber die blieb drinnen, wurde tapfer abgekanzelt, ermahnt, dem Tuckmäuser Friedrich nicht nachzufolgen und alsbald an die Arbeit zu gehen, der Stößer an den Mörser, die Handlanger hinter die Kräuter, der Lehrbursche zum Teufelsdreck, und sie gingen.

Friedrich machte große Augen, als er draußen allein war, als er wartete und niemand ihm nachkam. Er hatte glücklicherweise etwas im Leibe, was die Welt ihm rosenroth färbte. Gut, sagte er, daß die Spreu vom Waizen zu rechter Zeit geflogen. Zum freien Zuzug hatten sich noch Andere entschlossen, sie wurden von den, einstweilen wie es hieß, dableibenden Brüdern freigebig ausgerüstet. Friedrich wurde mit Jubel empfangen, mit dem Nöthigen reich versehen und bewaffnet mit einem kurzen Hirschfänger und einer schönen alten Jagdflinte mit Steinschloß. Friedrich war ganz glücklich. Da er vom Gebrauch der Waffen nichts wußte,

lehrten ihn seine Freunde laden, anschlagen und abdrücken. Das sei die Hauptsache, sagten sie, das andere gebe sich von selbst. Im Traume sah er von seinen Kugeln ganze Regimenter sinken in's Gras, dann sah er andere Regimenter laufen in's Weite aus Furcht vor seinen Kugeln. Half ihnen aber nichts, er sprang ihnen nach und schoß sie Alle mausetodt. In jubelndem Geleite zogen sie an einem schönen Morgen aus, und voll Jubel war Friedrichs Herz. Frei wie noch nie zog er in die schöne Welt zur großen That, ohne Prinzipal und ohne Prinzipalin, frei in seiner Begeisterung wie zu Sonntagsfreuden. Es bewegte wirklich den guten Friedrich ein höheres Wesen, aber es war wie der Traum, der durch eines Kindes Seele fährt, dem es keine Worte geben kann, wie schrecklich es auch schreit darüber.

Doch daß auf Erden kein reines Glück ist, erfuhr auch Friedrich. Eines plagte ihn sehr und zwar in seinen schönsten Stunden: er hatte keinen Bart, weder über dem Munde noch unter dem Munde! Er war ein schöner blonder Junge, er kam sich aber zu glatt vor mitten unter seinen bärtigen Gefährten, und manchmal nahm man ihn gar für ein Mädchen, was er bedenklich übel empfand. Die Reise war prächtig, sie wanderten wie weiland die Götter über die Erde. Sie wurden vom Volke auf den Händen getragen, verehrt, traktirt, gefahren, versteckt und geführt, wo es nöthig war. Es ging ihnen ganz anders als den Kindern Israel, die auf ihrer Reise so schmählich nach den Fleischtöpfen Egyptens sich zurück sehnten; nach dem zähen Fleische der Frau Prinzipalin fühlte er nie auch das mindeste Verlangen. Wenn ihm schon das Wandern etwas beschwerlich ward, besonders im Anfang, so tröstete ihn doch allenthalben der Empfang, den sie fanden und namentlich der zarte, blonde Friedrich. Ueberall umrauschten sie die herrlichsten Nachrichten: in Ungarn war die ganze russische Armee in einem Sumpfe ertränkt worden, darum herum hingen die österreichischen Armeen, gehängt an Bäumen,

in Italien war kein lebendig deutsches Bein, an den Todten nagten die Hunde. Preußen, Bayern, Würtemberger jagten ihren flüchtigen Königen nach, über den Rhein kamen die Franzosen wolkenhaft wie die Heuschrecken, im Herzen von Baden stunden hunderttausend Schweizerscharfschützen, vor denen keine Krähe in der Luft, keine Forelle im Wasser sicher waren. Wenige dumme Hessen und einige preußische Gliederpuppen stunden noch unter dem Gewehr, würden aber wahrscheinlich dem Volkszorn verfallen sein, so daß Friedrich oft dachte, wenn er nur noch frühe genug komme, nm einen lebendigen Preußen oder Hessen zu sehen. Das Papier der ganzen Welt faßte die Erzählungen von den Gräueln und der Feigheit der Feinde, den heldenhaften Thaten der Freunde nicht. Diesen Erzählungen glich nichts, als die Glaubensfähigkeit und Glaubenstüchtigkeit der jungen Republikaner; dieser kam nichts gleich, als allfällig der Appetit der Helden. Wie der Boden, auf den es drei Jahre nicht geregnet, Wasserbäche verschlucket, so glaubten Solche, welche seit Jahren allen Glauben von sich geworfen, alles. Wenn man ihnen gesagt hätte, die sämmtlichen Kirchthürme in Baden hätten Beine gekriegt, liefen mit Soldaten und Kanonen gespickt, ähnlich den Elephanten in Indien, den flüchtigen Preußen nach, sie hätten es geglaubt. Von den Helden des Tages wurden Wunder erzählt; wenn erzählt worden wäre, sie seien barfuß über den Rhein gelaufen, und jemand hätte daran gezweifelt, er wäre erschossen worden. Friedrich mochte gar nicht warten, bis er diese Helden, den großen Polen und die andern Lichter, vor Augen kriegte.

Je näher man dem Feinde kam, desto kühner wurden Friedrichs Gedanken. Als er das erste Mal dumpfen Kanonendonner hörte in der Ferne, da ward ihm ganz wunderlich, es ward ihm über's Herz so knapp, er wüßte nicht, ob er warten sollte oder fliehen. Man übte sich jetzt fleißig in den Waffen, Friedrich konnte schon ziemlich laden. Da er eine

Jagdflinte führte, hatte er nicht Patronen, sondern Pulver und Kugeln besonders; auch mit grobem Hasenschrot hatte man ihn versehen, auf den that er sich besonders viel zu gut. Mit diesem wolle er die preußischen Muckergesichter pfeffern, sagte er. Es begegnete ihm aber noch zuweilen, besonders wenn er hitzig ward, daß er das Blei unten, das Pulver oben auf that, und dann ging's nicht los. Zog er dann den alten Schuß heraus und that einen neuen hinein, so dachte er wohl, wenn ihm das nur nicht passire, wenn Reiterei ansprenge, da möchte es doch wohl lange dauern, bis er fertig würde zum Schießen.

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder, heißt es in einem schönen Liede, und manchmal blüht er kürzer und manchmal länger, aber die heiße Sonne vertragen die holden Blüthen nicht; und je näher sie dem Schauplatz, wo ihre Thaten geschehen sollten, kamen, desto heißer brannte die Sonne. Soldaten, Landwehrmänner oder Landstürmler, Freiwillige oder Freischärler mehrten sich, Häuser und Straßen wimmelten von Hungrigen und Durstigen, besondere Vorsorge war nicht getroffen, wer bei der Hand war und was hatte, sollte es hergeben. Die Bewohner wurden zurückhaltender, mißtrauischer, schwieriger, machten wenig Demonstrationen mehr zu Gunsten der Freiheit; sie merkten, daß sie auch ihr Unbequemes hat, und wußten nicht, wer am folgenden Morgen bei ihnen einrücke. Die Betten wurden rar für Gemeine, und wer nicht zuzugreifen verstund, lernte den Hunger kennen. Doch wenn in einem Hause eine Frau waltete und irgendwo noch ein ruhig Plätzchen war, kriegte es vor allen Bärtigen Friedrich der Unbärtige. Du meine Güte, was wird die Mutter sich kümmern um den armen Jungen, dachte die Frau, und um seiner Mutter willen sorgte sie für ihn mütterlich. Immer buntscheckiger, auch kriegerischer sah es aus; man fühlte das Ziehen des Wirbels alle Tage mehr, fühlte, wie man dem Trichter sich nahte, der alles verschluckt, was er erfaßt.

In's Feuer waren sie noch nicht gekommen, doch hatten sie es schon näher gehört. Es war eine Art von Stillstand in den kriegerischen Operationen, desto höher thürmten die fröhlichen Botschaften sich auf, desto fester wurden sie geglaubt, denn woher sonst die Zögerung? Hessen und Reichstruppen hatten sich aufgelehnt und gegen Frankfurt gekehrt, Bayern stand in voller Revolution, der Prinz von Preußen war erschossen, die Führer noch nicht entschlossen, ob sie mit dem Volksheer gegen Berlin oder Wien marschiren sollten. Es ward viel geredet von einem heiligen Kreuzzug der Völker gegen die verruchten Städte, wo die Ketten für die Völker geschmiedet würden. Eines Abends waren sie in ein Städtchen gekommen, dasselbe war voll Soldaten von allen Arten. Das Militär, gehörig organisirt, nahm gewöhnlich das Beste vorweg, für die Uebrigen sorgte selten jemand, und wenn schon der Wille da war, fehlte doch der Nachdruck und der Verstand. Viele ihrer Offiziere verstunden selbst nichts, die meisten waren von ihren Soldaten nicht gekannt, hatten keine Autorität, mußten eher sich befehlen lassen, als daß man sich von ihnen befehlen ließ. Die Freiwilligen oder Freischärler mußten sich selbst helfen, lebten auf eigene Faust, da ging es oft nicht sauber zu. Sie hatten daher auch einen großen Grimm auf's Militär, mit dem nichts sei, welches nur für den Sold fechte und keine Begeisterung hätte, während sie für die Freiheit fechten thäten und mit Begeisterung, und was für ein Unterschied sei zwischen Söldnern und begeisterten Freiheitshelden, wisse die ganze Welt, auf jedem Blatte der Geschichte könne man es lesen. Friedrich hatte einen guten Kameraden, älter als er und erfahrener in der Welt, einen angehenden Barbier. Mit diesem war er im Städtchen herumgelaufen, hatte etwas zu essen gesucht und Quartier. Ein solch Suchen mit müden Beinen ist peinlich. In einem Winkel fanden sie endlich zwei alte Mädchen, welche sich ihrer erbarmten und hergaben, was sie hatten, und ihnen ein gutes

Lager anwiesen. Aber vor dem Morgenroth fuhren die Kameraden empor aus ihren Träumereien. Schüsse krachten, Trommeln wirbelten, Vieh und Menschen brüllten, was sie in den Hals bringen mochten.

Wenn ein einfaches Fürio dem Schlafenden in die Ohren dringt, so kriegt er das Herz voll Angst, springt zämmefüßlige aus dem Bette, zieht die Hosen über dem Kopf an und das Hemd an die Beine, sieht die Fenster für die Thüre an und springt hinaus. Man denke sich nun die Angst und den Wirrwarr bei einem nächtlichen Aufwecken durch Trommeln und Schüsse, an einem unbekannten Orte und bei einer unerfahrenen Jugend! Wie Friedrich in die Kleider und auf die Straße kam, wußte er nicht. Schwarz war die Nacht, überall Lärm und das hintere Gäßchen, wie in kleinen Städten üblich, voll Löcher, Geräthe und Dünger. Friedrich stolperte vorwärts, verlor seinen Kameraden, sah ihn nie wieder, glaubte jeden Augenblick sich in der Feinde Hände, kam aber doch endlich in die Hauptstraße zu Freunden. Offiziere riefen und schrieen und wollten sammeln; es war ein fürchterliches Durcheinander. Wie das Gefecht stand, wußte niemand, man hörte schießen, das war der Wegweiser für die, welche das Feuer nicht liebten. Das Militär sammelte sich um's Kommando, wo es sich am sichersten wußte. Die Freien suchten das Freie, sie hielten es für irrationell, sich in einem Städtchen zu schlagen, wo der feige Feind sich hinter und in die Häuser verstecken konnte. Ist man einmal im Laufe, ist bekanntlich nichts schwerer als das Stillestehen. Draußen zottelte und keuchte die Masse weiter, so lange der Athem und das Schießen währte. Es schien kein ernstlicher Angriff gewesen zu sein, vielleicht ein zufällig Schießen, wie es oft angeht, man weiß nicht wie, besonders bei ungeregelten Massen, wo jede Partei sich angegriffen geglaubt. Als das Militär sich verlassen sah, verließ es den Ort ebenfalls, zog sich auf die Masse zurück. Jetzt kam das

Morgenroth, man begann sich zu ordnen; Friedrich merkte, daß er seine Büchse vergessen oder verloren. Nun, es war schon andern Leuten so gegangen, es fand sich ein ordentlich Ordonnanzgewehr für ihn nebst dem Bajonett dazu, das machte Friedrich kühn; wenn es nur bald vorwärts ginge, meinte er, er möchte wissen, was das für Kerls seien, welche so hinterlistig über das Volk fielen. Es war wirklich von Avanciren die Rede, auch die Meinung machte sich geltend, es seien Freunde gewesen und ein Irrthum vorgefallen, wie man viele Beispiele von Exempeln habe.

Da ward es Tag, man sah, daß es hinter Bäumen lebendig ward, eine Reiterschaar kam daher geflogen. Himmelsackerment, das sind Preußen, schrieen die Kundigen, das fuhr Einigen so stark in die Glieder, daß sich die Füße unwillkürlich zum Laufen hoben. Aber mit blanken Säbeln sprengten Offiziere durch die Menge, drohten mit Erstechen und mahnten, daß sie Deutschlands Heldensöhne seien. Friedrich glaubte, einer davon sei der große Pole Miroslavsky, der andere Held Siegel, und ward ganz tapfer im Gemüthe. Leider vernahm er, die seien es gar nicht. Der Miroschnapsky stehe auf der Seite und der Siegel weiter hinten; diese hier seien verfluchte Söldner, Verräther, welche das Volk an's Messer liefern wollten. Da ward das Mißtrauen groß, der Entschluß entstund, sich nicht wie Schafe auf die Schlachtbank liefern zu lassen. Unterdessen ward den Kommandos noch Folge gegeben, man ordnete sich, machte die üblichen Anstalten zum Gefecht. Auch der Friedrich war jetzt voll Tapferkeit, voll Zorn, redete gelehrt, wie alles auf eine gute Stellung ankomme und dieß die schlechteste von der Welt sei, und wie er nicht so weit hergekommen, um wie eine Kuh zu sterben.

So redete Friedrich in vollem Ernst. Die meisten Menschen kennen den Geist nicht, der aus ihnen redet, verstehen sich überhaupt schlecht auf Geister und zwar je länger je

weniger. Seine Rede fand Anklang und Widerspruch; da tönte dumpf ein Kanonenschuß, wie eine Schlange in hohem Bogen sah man eine Kugel über's Feld streichen. Fußvolk und Reiterei wurden sichtbar in der Ferne. Nun gab es eine Wendung in den Gemüthern, das Reden hörte auf, die Gesichter wurden bedenklich. Da donnerte es wieder, es sauste wunderbar, Bäume splitterten, ein Menschenknäuel stob auseinander. Zerrissen wälzten einige sich am Boden. Da schrie Einer mit schwarzem Barte und blassen Wangen, der die patriotischen Lieder machte und die Grablieder auf die Tyrannen: da könne man sehen, welche Bluthunde die Preußen seien, mit solchen Kanibalen habe er nichts zu schaffen, blutiger Rache und den schönen Tagen der Freiheit wolle er sein Leben bewahren. Darauf riß er aus. Weil es nun auch praffelte und die Erde zitterte von vielen Stößen, so stob es hinter ihm her, wie es stäubt, wenn der Wind durch die Tenne fährt. Da Friedrich gehört hatte, bei einer solchen Geschichte sei nichts gefährlicher, als der Letzte zu sein, so zögerte er nicht lange und vermied glücklich dieses Loos. Das badische Militär hielt Stand so lange als möglich und verlor dabei viele Leute.

Es ging Friedrich von da an schlimm. Er hatte keinen Kameraden mehr, kannte weder Steg noch Weg im Lande, kaum die Himmelsgegend, dazu Feinde ringsum, hinter ihm drein die höllischen blauen Husaren und er alle Augenblicke in Gefahr, in ihre Hände zu fallen. Gefangen zu werden, das war sein Schrecken, sein Gespenst. Sie, Friedrich, sagte ihm ein alter Kerl, der mitlief wegen der Kurzweil, denn er wußte sonst nichts anzufangen, Sie müssen sich melden als Arzt, Sie sehen, wie wir Mangel dran haben, und jeder Apotheker hält sich ja zehn Aerzte werth und jeder dreitägige Apothekerbursche pfuscht in's Prakticiren. Sie sind dann das Hundeleben los; auf die Aerzte wird erstlich nicht geschossen, dann bleiben sie bei den Kranken im Spital, von da können

sie sich nach Hause salviren, es kräht kein Hahn darnach. Der Mensch erschreckte Friedrich sehr, er sagte keinem Menschen mehr, daß er habe Apotheker studirt, daran war das böse Gewissen schuld. Er hatte oft und grimmiglich über den Prinzen von Preußen geschimpft und über alle Preußen in Bausch und Bogen gar schrecklich; dann dachte er, wenn die mich erwischen, dann hilft mir selbst Gottes Gnade nichts: Da ist der Friedrich, wird es heißen, der so über uns geschimpft hat, der Mordkerl! Na, den wollen wir dem Prinzen bringen, der wird ihn lehren nach Gott schreien! Was nun mit ihm werde vorgenommen werden, konnte er sich nie schrecklich genug denken und alle Tage dachte er sich's anders. Seine Phantasie arbeitete wie ein Pferd an den Schreckniffen, die seiner warteten, und wurde nie fertig. Zwischen durch dachte er an Vater und Mutter, und wenn er Nachts aus Furcht vor dem Feinde nicht schlafen durfte, kam ihm oft das Weinen an. Wenn der Tag wieder kam, ward ihm leichter um's Herz.

Je mehr das Brod fehlte, desto mehr fütterte man sich mit Siegesberichten. Den Preußen sollte es am Rhein ergangen sein wie Pharao am rothen Meere; die Ungarn stunden bereits hundert Stunden diesseits Wien. Im Oberland wollte man vereint mit Würtembergern und Schweizern die Feinde vernichten, daher alle Bewegungen eigentlich ein Vorwärtsretiriren seien. Heute erschoß man einen, der die Botschaft brachte, Miroschnapsky habe mit schweren Kisten sich davon gemacht und Struve auch nicht mit leeren Händen sich salvirt, als Spion und Aufwiegler. Morgen sprach man selbst davon, die Führer hätten entweder den Kopf verloren oder seien Verräther, verdienten das Erschießen. Uebermorgen war man wieder trunken von den schönsten Hoffnungen. Hecker kam daher mit großen Flotten voll Amerikaner und hinter ihnen her halb Frankreich, vom Münsterthurm in Straßburg sehe man es ganz schwarz daher kommen über die Vo-

gesen. Unterdessen saß man heute und morgen im Pech, hatte nichts im Auge, als sich so weit als möglich außerhalb des Bereiches preußischer Klingen und Kugeln zu halten, um sie desto schneller, wie es hieß, zwischen den Rhein und den Schwarzwald zu kriegen und dort zu zerquetschen. Nebenbei fluchte man über das Landvolk, welches nicht mitziehen wollte, über die Soldaten, welche durch unnützes Standhalten das Ende der Dinge übermüthig verzögerten. Aber die Führer wußten Rath, sie sagten, sie hätten einen geheimen Bund mit den Schweizern, die thäten aber nicht außer ihren Bergen fechten, kämen die Schaaren aber in die Schweiz hinein, die Preußen und andere noch, dann wollten sie sie pfeffern mit ihren Kugeln, kein Mann sollte davon kommen. Das Volk glaubte, was man ihm sagte, obgleich die Schaffhauser, welche man sah, eben nicht besonders brennbaren Stoffes schienen. Nun dachte man, der Struve mit dem Miroslavsky stünden bei Basel und stampften bereits Preußen wie Sauerkraut ein. Habe man die dummen Schweizer einmal im Feuer, so dringe man mit ihnen vorwärts und bringe ihre vieltausendjährige Freiheit über ganz Europa; die brennbaren und feurigsten würden weiter hinten zu finden sein.

Drinnen in der Schweiz wurden sie mit einigem Jubelgeschrei aufgenommen, kamen endlich zu einiger Ruhe, ungesorgetem Schlafe und wurden einigermaßen bewirthet, doch nicht splendid. Sie trafen prächtige Patrioten in der Gegend, die ganz passabel traktirten. Aber schon hier fanden sie auch Hundeseelen, welche, wenn sie gekonnt, mit dem famosen Kabiswasser vom Jahr 1847 gerne die ganze badische Armee vergiftet hätten. Vor solchen Menschen und ihrem Traktement nahm Friedrich sich sehr in Acht. Um zu wissen, wo er war, hing er gleich den Thermometer heraus, um die politische Temperatur zu untersuchen, d. h. er fing an zu schimpfen über die verfluchten Hunde und Henkersknechte, d. h. über Fürsten und Preußen. An den Gesichtern erkannte

er alsbald, ob Essen und Trinken kauscher sein würden, wo ihm dieses nicht schien, da nahm er sich sehr in Acht. Doch geschah es ihm auch, daß man ihm Häuser bezeichnete, wo er Gleichgesinnte, die reinsten Radikalen im Orte, treffen werde, aber von einem dieser Häuser jagte man ihn weg und im andern setzte man ihm ein Essen vor, das seines Vaters Schweinen zu schlecht gewesen wäre. Ueberhaupt gefiel ihm gleich von Anfang an die Schweiz nicht, die Schweizer kamen ihm immer seltsamer vor, er kriegte gegen sie einen Grimm in Leib, der viel größer war als das Bauchgrimmen vom Schaffhauser Wein. Friedrich hatte sich vorgestellt, in der Schweiz fänden sie lauter Brüder. Jedem Schweizer, zu dem er käme, gedachte er auf die Achsel zu klopfen und zu ihm zu sagen: Willkommen Bruderherz, sieh da bin ich auch! Hast du was Gutes zu essen und zu trinken, so bleibe ich einstweilen bei dir bis es all ist. Hast du Geld, so will ich dir den Gefallen thun und es mit dir theilen, und habe ich keines mehr, so theilen wir wieder. Wo hast du deine Töchter oder allfällig dein Weibchen, ich will sie küssen und Freundschaft machen mit ihnen; kann nichts Besseres schaffen, bis es wieder losgeht.

So hatte es der gute Friedrich gedacht und viele Andere ebenfalls, aber es ging ganz anders. Großen Zorn schon gab es, als die Gemeinen die Waffen abgeben mußten. Warum der Unterschied zwischen Offizieren und Gemeinen, warum überhaupt die Waffen abgeben, wenn es doch bald wieder los gehen sollte? Man wolle die Preußen nicht zum Angriff reizen, ehe man mit den Zurüstungen fertig sei, hieß es, auch noch wichtige, bevorstehende Ereignisse abwarten. Aber Himmelsackerment, hatten die Hundebauern, wenn ihnen an der Sache was gelegen gewesen, nicht Monate gehabt, sich zu rüsten?

Noch größern Zorn gab's, als sie von der Grenze weg in's Innere marschiren mußten und zwar in kommandirten

Abtheilungen, theilweise eskortirt und in strengen Tagemärschen. Warum gab man ihnen, wenn sie doch in's Innere sollten, nicht Freibillets auf den Canton, auf welchen sie angewiesen waren, oder besser noch auf die ganze Schweiz, so daß sie sich den Ort selbst aussuchen, bleiben könnten, so lange sie wollten, das Recht hätten, mit ihrem Billet in der Hand an das Haus zu treten, welches ihnen am besten gefiel, anzuklopfen und zu sagen: Bauer mach auf, Bauer stell auf! Dies wäre brüderlich gewesen. Waren sie, die im Kampfe gestanden, schuld, daß die dummen Schweizer noch nicht fertig waren, war es billig, daß sie dieses dumme Leiern büßen sollten?

Bis Zürich ging es noch. In dieser schönen Stadt hofften sie bleiben zu können, nicht weil der Wein eben besser war, aber es war doch ein ziemlich Städtchen; der Stab ihrer Armee war bereits da, es schien ein ganz passender Ort für das Hauptquartier. Auch müßten da gute Leute sein, ihre Offiziere, die ersten Häupter lagen im Hotel Baur und lebten flott, ritten spazieren oder schleppten kühn ihre Säbel über das Pflaster, wie billig. Hatten sie doch ihr Blut für Europa vergießen wollen; daß jetzt keiner einen Stich oder einen Ritz hatte, wodurch ein Tropfen Blut hätte quellen können, daran waren nicht sie, sondern die feigen Preußen schuld, warum hatten die nicht besser geschossen, warum waren die ihnen nicht strenger nachgelaufen, um ihnen auf den Leib zu kommen? Aber das wagten die Kerle nicht, sie blieben immer schön in der Ferne, die feigen Söldner! Hier sah Friedrich den großen Struve zum ersten Mal, aber über den ward Friedrich gar grimmig im Gemüthe, sah der doch ihn nicht einmal an, und als er ihn grüßte, dankte er ihm nicht.

Ihre Hoffnung, in Zürich zu bleiben, täuschte sie, sie mußten weiter in's Innere, die Höhern blieben. Wer war gefährlicher an den Gränzen wegen den Preußen, die Ge-

meinen oder die Führer? Die Sache war jedoch natürlich. Die Führer hatten an der Gesundheit am meisten gelitten, die meisten Strapazen ausgehalten, denn sie waren immer vorausgeritten der Schweiz zu. In Zürich's mildem Klima, bei Bordeauxwein und Champagner sich zu erholen, war ihnen ärztlich verordnet worden. Das wollten aber Viele nicht begreifen, sondern behaupteten gerade zu, diese vornehmen Herren seien schuld daran, daß sie weiter müßten. Sie liebten es nicht, daß die armen Teufel ihr schwelgerisches Herrenleben sehen könnten, es möchte vielleicht einem in den Sinn kommen, zu fragen, woher sie das Geld hätten, und ob es nicht Geld sei, welches Allen gehöre? Und wenn das auch gewesen wäre, wie hätte es gelangt unter so Viele, und hatten nicht jedenfalls das erste Recht dazu die, welche das Geld gerettet und dabei ihre Gesundheit geschwächt, wie z. B. der Blenker und dessen Gemahlin? Aber sie ließen sich nicht begütigen, sie kamen immer darauf zurück, ob das jetzt die Grundsätze, die Freiheit und Gleichheit seien, um derenwillen sie in's Feld gezogen, den Aristokraten und den Geldsäckeln den Krieg zu erklären? Die Himmelsackermenter thaten ja stolzer als Grafen und Barone.

Von Zürich an begannen aber eigentlich erst die bösen Tage, von denen man sagt, sie gefallen mir nicht. Von Zürich weg mußte Friedrich mit Leuten marschiren, von denen er die wenigsten gesehen, die ganz verwahrloste Gesichter hatten, die kein Gensdarm für Soldaten gehalten, aber jeder, der ihnen an einsamen Orten begegnet wäre, die Taschen zugehalten hätte. Woher sie kamen, wußte kein Mensch zu sagen, sie hatten sich als Flüchtlinge gemeldet und waren einfach als Flüchtlinge aufgenommen worden. Friedrich schämte sich ordentlich, mit ihnen zu marschiren, und wenn er einen nur ansah, so fing es ihn zu beißen an, und schon nach wenig Tagen biß es ihn, wenn er sie schon nicht ansah. Mit Wäsche war er natürlich nicht versehen, er konnte wie jener alte

Student fingen: Und Wäsche hab ich auch nicht mehr, als nur ein einzig Hemde.

Von Anfang an hatte Friedrich nicht viel Geld gehabt, gemehret hatte es sich nicht, sondern war geschmolzen. Kasse hatte er keine unter Händen gehabt, Gelegenheit, eine so von ungefähr mitlaufen zu lassen, hatte er keine gefunden, Contributionen einzuziehen oder sonst zu plündern, hatten der Blenker und Andere sich vorbehalten, an ihn war so was nicht gekommen, darum sah es gar öde aus in seinem Beutelchen. Und was er noch hatte, mußte er verstecken, die neuen Gesichter machten gar verwegene Augen überall hin, wo sie Geld sahen.

Von Zürich weg machten die Schweizer immer dümmere Gesichter, thaten unwillig, wenn sie Flüchtlinge von weitem sahen, wenigstens wenn es bloß Gemeine waren. Ja sie mußten, wenn sie irgendwo einmarschirten, sehen, wie die Demokraten mit den Obern und Führern in einem Kaffeehaus saßen, sie flott traktirten, während man die Gemeinen hungerig und durstig, unbeachtet auf der Straße stehen ließ. Man sah sie immer mehr an als unwillkommene, ungebetene Gäste, auf den meisten Gesichtern stand die Frage geschrieben: Warum bist du da, was willst du hier? Warum bist du nicht daheim geblieben? Wenn mal Einer zornig losbrach und sagte: warum man sie habe kommen heißen, wenn man sie nicht brüderlich halten wolle; so sei's keine Manier! so hieß es: Narr, wer hat dich kommen heißen? Ich habe dich nicht kommen heißen, hat es Einer gethan, so soll der dich halten, wie es dir anständig ist, vermelde ihm aber auch meinen Gruß und sag' ihm, er sei ein Schelm und Spitzbube, ich hätte es gesagt. Und antwortete Einer, die dummen Bauern kriegen nicht Verstand, bis man ein paar Dörfer angezündet, dann machte der Bauer Augen wie große Käse hob eine Faust wie ein Holzschlägel so groß und sagte: Probirts!

Das waren Jammermärsche. Es geschah wohl, daß, wenn der eskortirende Offizier versuchte, die Kolonne im nächsten Orte unterzubringen, er unsauber abgefertigt wurde, weiter mußte bis an den vorgeschriebenen Ort, wo man freilich keine Widersetzlichkeit, aber auch weder Herzlichkeit noch Brüderlichkeit, sondern meist saure Gesichter fand. Warum habt ihr euch nicht gewehrt? wurde so häufig gesagt. Wo man freundlicher aufgenommen wurde, war es mehr christliches Erbarmen mit der Person als Theilnahme für die Sache. Jetzt hatten sie es handgreiflich, daß alle Hoffnung, welche man auf die Hülfe der Schweizer gesetzt, in der Stimmung des größten Theiles des Volkes keine Rechtfertigung fand, daß das Volk, statt sich für die Sache der Flüchtlinge zu erheben, lieber wollte, sie wären wo der Pfeffer wächst oder wenigstens hundert Stunden jenseits den Gränzen.

Wenn die Flüchtlinge den Schweizern ihre ärgerliche Verwunderung ausdrückten, warum sie nicht mehr Theilnahme hätten für die deutschen Republikaner, nicht ihre ganze Macht aufböten, alle umliegenden Monarchieen in Republiken umzuwandeln, wie von der Schweiz aus ausdrücklich zugesagt und versichert worden, so erhielten sie in der Regel folgende Antworten: Wie gute Freunde die Republikaner sind, haben wir vor fünfzig Jahren erfahren, als die republikanischen Franzosen uns plünderten. Ihr wäret nicht besser, ihr würdet uns behandeln wie Knechte, schilt uns doch jeder deutsche Schlingel, der unser Brod ißt, dumme Schweizer. Daneben haben wir wider eure Republik nichts, aber wenn ihr eine haben wollt, so macht sie selbst, wir haben es auch so gemacht. Dafür muß man kämpfen und sterben können, nicht bloß reden und saufen. Wer euch geschrieben hat, unser Volk wolle euch helfen, der hat euch angelogen, mag es nun ein deutscher Professor oder ein eidgenössischer Rathsherr gewesen sein. Wenn unsere Regierungen auf Kosten des Landes eure Sache begünstigen wollen, so brechen wir ihnen den

Hals. Seid ihr mal da, so esset und trinket in Gottes Namen, wir gönnen es euch und vermögens, Gottlob, aber seid still und ruhig — sonst!

Aber eben das still und ruhig sein konnten viele Flüchtlinge nicht; kaum waren sie der müden Beine los, kam der Uebermuth wieder und ganz besonders bei den Vagabunden, welche sich unter die Flüchtlinge geschmuggelt und hinter dem Schilde dieses Namens frech und grob, fast als wie die Herren des Landes, sich geberdeten. Sie höhnten ihre Wirthe, stellten den Mädchen nach, machten Skandal, drohten mit Dolchen, kurz trieben es so, daß die Bevölkerung nichts mehr von den Flüchtlingen wissen wollte.

Hie und da wollten Landbesitzer den Flüchtlingen zu arbeiten geben, denn es heiße: im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen, und es sei unbillig, daß diese Fremdlinge ohne Arbeit von der Arbeit Anderer zehren könnten, sagten die Schweizer. Der Arbeit aber weigerten sich die meisten Flüchtlinge; der Arbeit wegen seien sie nicht gekommen, meinten sie, und von Arbeit stehe nichts in ihrer Kapitulation; wenn sie hätten arbeiten wollen, so hätten sie daheim bleiben können. Das machte bei dem arbeitsamen schweizerischen Bauer und Bürger sehr böses Blut, und die Regierungen konnten sich nicht anders helfen, als die Flüchtlinge einzukaserniren, überhaupt sie auf militärischen Fuß zu setzen, als Lebensunterhalt einen Quasisold auszusetzen, vierzehn Kreuzer pro Mann täglich, und sie auf die verschiedenen Cantone der Schweiz zu vertheilen. Nun begann eine furchtbar traurige Zeit für so viele und namentlich für unsern Friedrich. Er trug all seine Habe am Leibe, und eben solid war sie nicht, sein Geld bestund in wenig Kreuzern, um das meiste, was er noch gehabt, war er beschummelt worden. Friedrich kam auf Bern, wo der Bundessitz der Schweiz ist, eine alte aber schöne Stadt. Dort, meinte er, höre das Elend auf, dort werde er sitzen wie ein Wachtelkönig im

Hirse, aber es ging anders. Nun, im Anfang schien in der städtischen Bevölkerung mehr Theilnahme zu sein. Man traf auf Landsleute und fand ein Unterkommen, so oder anders. Oft nahm man kleine Fertigkeiten, welche man früher zur Lust getrieben, hervor und verbesserte seine vierzehn Kreuzer pro Tag mit Papparbeiten, Geigen, Klavierstimmen, Copiren, Stundengeben u. s. w. Es wurden Kollekten veranstaltet, Kleider zusammen getrieben; kurz, es schien ein reger Eifer da, das Loos der Armen zu verbessern. Es gingen für Einzelne Gelder ein aus Deutschland von den Ihrigen. Großartige Unterstützungen für Alle wurden in Aussicht gestellt. Friedrich kam zu etwas Wäsche und vieler Hoffnung. Er fand zwar keinen Bekannten, niemanden, der sich seiner besonders annahm, aber er kam doch zu gutem Schlaf, einem müheloſen Behagen, und die größere Theilnahme war ihm Bürge eines baldigen Triumphzuges in's geknechtete Deutschland. Was ihn vom Anfang an ärgerte, war das Benehmen der vornehmen Flüchtlinge, die erst recht an den Tag legten, wie sie es mit der Gleichstellung meinten.

Was den Flüchtlingen den Aerger versüßte, war die Ueberzeugung, daß es bald wieder losgehen müsse, dieweil die Häupter der Revolution da beisammen seien und so hell auf. Aber es ging doch nicht los, sondern etwas Anderes kam, die entsetzliche lange Weile, die Pein des Müssigseins ohne Geld. Man hatte versucht, eine bedeutende Zahl zum Straßenbau zu verwenden. Aber das ging nicht, zum Straßenarbeiten war man nicht aufgestanden und nachträglich in die Schweiz gekommen, die Flüchtlinge waren Kämpfer für die Freiheit, ließen sich nicht zum Schiebkarren kommandiren. Zudem gab es Lärm im Lande, daß man in der bösen Zeit, wo ohnehin die Arbeit selten sei, der Staat wenig Verdienst gebe, das wenige fremden Landstreichern zuwende. Nun versuchte man ein Anderes. Man zog mit ihnen aus und exercirte mit ihnen. Aber das ärgerte das Volk wieder, es

glaubte, man trülle die Leute ein, um dann mit ihnen vereint Händel mit dem Ausland anzufangen, und dieses will einmal das Volk nicht, und die Regierung, welche wohl fühlt, wie ihr Thron auf Sand steht, muß Grund zu Verdacht meiden. Wiederum thaten die Flüchtlinge ungeberdig, wollten sich nicht kujoniren lassen und hätten doch das Eintrüllen so bitter übel nöthig gehabt. Man mußte also auch dieses lassen und den Flüchtlingen überlassen, den Tag mit vierzehn Kreuzern zu verbringen ganz nach Belieben. Nun was soll man mit vierundzwanzig Stunden und vierzehn Kreuzern anfangen? Zur Noth kann man zwölf Stunden verschlafen, obgleich dies nicht so leicht ist, als es scheint, wenn keine Arbeit dabei ist. Aber mit den übrigen zwölf Stunden? Waschen und Kämmen nahmen vielen wenig Zeit weg, gerade da am wenigsten, wo es am nöthigsten gewesen; etwas wurde für das Menage gebraucht, für das Essen, doch kurze Haare sind bald gebürstet, und hier blieben acht Stunden übrig, und für diese acht Stunden höchstens noch vier Kreuzer, weil wenigstens zehn in's Menage gegeben werden. mußten. Man konnte acht Stunden also spazieren gehen mit seinen vier Kreuzern, für welche man in Bern entweder einen halben Schoppen Wein oder einen Schoppen Bier oder ein klein Glas Branntewein kriegt. Nun aber ist das die allerheilloseste Arbeit von der Welt, tagtäglich acht Stunden spazieren gehen mit nur vier Kreuzern. Wann soll man die brauchen? Braucht man sie Vormittags, was soll man Nachmittags anfangen? Was soll man Vormittags anfangen, wenn man sie für den Nachmittag sparen will. Abtheilen kann man sie, wenn man Branntewein brauchen will, Vormittags ein kleines Gläschen und Nachmittags ebenfalls eins. Wo bleiben dann der Taback oder gar die Cigarren? Ja acht Stunden lassen sich angenehm verbringen, wenn man einen Thaler oder zwei dabei verbrauchen kann. Aber vier Kreuzer für acht Stunden, man denke!

Nach und nach kam Geld für Einzelne von Hause. Die Einen verbargen es oder brauchten es für sich, verließen die Kasernen und lebten, so lange das Geld hielt, splendid in Gasthöfen. Andere theilten mit, das verkürzte dann wohl einige Tage, aber die nachkommenden wurden dann nur um so öder und schrecklich langweilig. Es wurde von den Steuern auch Geld vertheilt, aber unter den Flüchtlingen selbst war darüber großer Streit. Die Gemeinen behaupteten, den besten Theil hätten sich die Obern angeeignet, um daraus den Champagner und Bordeaux, den man sie trinken sah, den sie wahrscheinlich bedurften um ihres schwachen Magens willen, zu bezahlen. Die grausame Pein der Langeweile veranlaßte viele, sich stillschweigend zu entfernen. Bei jedem allgemeinen Appell wurden immer eine Anzahl vermißt. Die einen kamen nie wieder, andere wurden als Bettler von der Polizei aufgegriffen und eingebracht, andere kamen freiwillig wieder, weil vom Landvolk sie nicht geliebet worden. Die größere Zahl, krank am Herzen, suchte nach Hause zu kommen. Sie fanden alles anders, als sie gedacht, als man ihnen vorgespiegelt hatte. Aussichten, das Ding von vorn anzufangen, sahen sie nicht, und wenn die gewesen wären, so hatten sie doch nicht den Glauben an einen glücklichen Ausgang. Das Vertrauen zu den meisten ihrer Führer, welche sich jetzt in ihrem lächerlichen Hader gegenseitig selbst der schmählichsten Dinge, der Feigheit, der Betrügerei u. s. w. beschuldigten, hatten sie durchaus verloren.

Diese Alle trachteten aus dem Elende heraus, und Viele unter ihnen waren so billig, dasselbe nicht den Schweizern, sondern sich selbst zuzuschreiben und der verruchten Lügenhaftigkeit einer diabolischen Bande. Sie erkannten, daß sie angelogen worden, als man ihnen vorspiegelte, das schweizerische Volk sympathisire mit ihnen. Sie erkannten, daß die Schweizer thaten, was sie konnten, sie gaben jedem einen Sold, wie ihre Soldaten ihn hatten, was wollte man mehr? Die

schweizerischen Armen müssen mit Wenigem vorlieb nehmen. Sie erkannten, daß die, welche über schlechte Behandlung schimpften, es nur aus Unverstand thaten und Undankbarkeit, weil sie die Schweiz als eine dumme Kuh ansahen, zu nichts gut, als um sich melken zu lassen, weil sie ihre Forderungen an die Schweizer als gerechte betrachteten und den Abstand zwischen diesen Forderungen und der Behandlung als eine himmelschreiende Mißhandlung. Dies erkannten die Billigen und trachteten in der Mehrzahl, so bald als möglich heim zu kommen in's Vaterland und wie billig mit dem reumüthigen Bekenntniß ihrer Verirrung. Sie erkannten auch, wie sehr eine bedeutende Zahl von Flüchtlingen den Volkszorn muthwillig verschuldete. Wenn die Schweizer sich nicht wollten behandeln lassen von denen, die ihr Brod aßen, wie die Polen ihre Leibeigenen behandeln, waren sie im Recht oder im Unrecht? Sie fühlten es ja täglich immer mehr, wie ungut ein Zusammenleben mit den übermüthigen Polen und dem frechen Gesindel, welches sich eingeschlichen und angeschlossen hatte, war. Und je mehr Mehrere abgingen und die Heimath suchten, desto unguter war dieses Leben, denn die Hefe nahm zu und das Bessere ab.

Das fühlte Friedrich alle Tage mehr und ging doch nicht heim. Er war ein armer blöder Junge, der alle Tage tiefer fühlte, wie schrecklich es tönt: nicht heim dürfen. Der gute Friedrich hatte eigentlich nichts Böses verübt, aber wenn er bei allgemeinen Umfragen gefragt wurde: ob er nicht heim wolle oder ob er gravirt sei, so antwortete er: sehr gravirt; vom Heimgehen sei keine Rede. Der arme Friedrich stellte sich vor: gehe er über die Schweizergrenze, so lasse ihn der Prinz von Preußen, über den und seine Preußen er das Maul so lästerlich gebraucht, abfassen und erschießen. Denn das ließ er sich nicht ausreden, daß der Prinz von Preußen ihn ganz apart im Auge hätte. Und gelang es ihm auch, den Preußen zu entrinnen, was half es ihm, denn kam er heim,

schlug ihn der Vater todt, so hatte es ihm die Mutter geschrieben. Schlug ihn der Vater nicht todt und es ward in seinem Lande bekannt, daß Fritzle daheim sei, so kam er für seine Lebtage in die Ketten, denn so wurden nach Landesgesetzen Aufruhr, Hochverrath, Freischärlerei bestraft. Aber je weniger er heimkehren zu dürfen glaubte, desto mehr dachte er an die Heimath, desto mehr träumte ihm von der Heimath. Wie Einer, der ein Panorama zeigt oder Bilder fremder Länder, eins nach dem andern aufrollt und an den Augen vorübergehen läßt und wenn er fertig ist, wieder von vorn anfängt, bis er hintenaus ist und so fort einen Tag wie den andern, so ließ auch Friedrich seine Jugendzeit an seinem innern Auge vorbeispazieren, lebte sie alle Tage wieder durch, und was er vergessen, das ergänzten des Nachts seine Träume. Die Träume wagten sich zuerst über die Gränzen der Vergangenheit mit einem Sprunge in die Zukunft hinein. Bald schlug ihn der Vater, versteckte ihn die Mutter, ließ der Prinz von Preußen ihn erschießen. Oder er war Bürgermeister geworden, ließ Triumphbogen bauen und empfing den Prinzen von Preußen mit einer schönen Rede. Oder er hielt Hochzeit mit des gegenwärtigen Bürgermeisters Tochter, der Bürgermeister und sein Vater prügelten sich schrecklich dabei, aber auf einmal tanzten sie mit einander ganz prächtig, er aber ward von der Polizei beim Kragen genommen und in ewige Finsterniß geworfen. Was die Träume vergaßen, spann er des Tages des Weitern aus. Wenn er dann aus dem schlafenden oder wachenden Traume erwachte und ferne von der Heimath sich verlassen sah, wenn die herbstlichen Winde durch seine dünnen Sommerkleidchen fuhren, seine Glieder schlotterten, wenn er zur Kasernenkost gerufen ward und seine Portion vor ihm lag, dann dachte er, wie es anders gewesen und wie es anders sein könnte, ja er dachte an die Frau Prinzipalin, ihr zähes Fleisch und wie er sich daran versündigt, indem es doch um vieles besser gewesen, als das gegenwärtige,

in welches er jetzt seine Zähne setzen sollte. Er wurde immer mürber und zerschlagener im Gemüthe und von den Andern desto mehr geplagt und ausgelacht. Es kam ihm manchmal, er sollte heimschreiben, um Verzeihung bitten, allein er wagte es doch nicht; sein erster und letzter Streit mit dem Vater kam ihm vor wie eine unübersteigliche Kluft. Er dachte dann an den Prinzipal zu schreiben, aber den hatte er ja Tyrann geheißen. Ein Anderer als Friedrich, der hundertmal Aergeres gemacht, hätte alles hundertmal leichter genommen und hundert Briefe geschrieben statt einen. Der Arzt frug ihn, redete ihm von Heimweh und Heimgehen, aber Friedrich läugnete es ab, war mißtrauisch gegen ihn, meinte, um einen Kostgänger weniger zu haben, wolle man ihn an's Messer liefern. — Bewegung, andere Luft hielt man für gut, er ward versetzt, kam von einem Orte zum andern, wie man denn wirklich oft die Leute wechseln mußte, weil sie, wenn sie lange an einem Orte waren, gar zu leicht schwierig wurden oder Bekanntschaften machten, die nichts taugten, oder unter sich in Parteien zerfielen, die sich in die Haare geriethen und mit Gewalt auseinander gerissen werden mußten. Absonderlich die Polen betrieben dies und vergingen sich gegen die Deutschen gröblich, alles aus Dankbarkeit.

Im Waadtland war Friedrich zur Zeit der Traubenlese. Es ging fröhlich zu dort, obgleich es einige Tage kalt und scharf regnete. Friedrich war traurig geblieben, aus den Weinbergen geflohen und hatte sich in der Kaserne auf sein Bett geworfen, um stille zu sein und warm zu bleiben. Da war der Schlaf zu ihm gekommen, und nach dem Schlaf kam auch dessen Bruder, der Traum. Der nahm ihn bei der Hand, führte ihn heim zur Mutter. Die weinte, als sie ihn sah, und freute sich sehr. Als sie aber den Vater hörten, erschrack sie und versteckte ihn unter das Dach. Friedrich kroch in ein Zuckerfaß. Plötzlich kam der Vater auch unter das Dach und riß am Faß. Großer Schreck kam über Friedrich, er fuhr

hoch auf, er riß die Augen auf — vor seinem Bette stand sein Vater, der alte Haselmeyer, in der Hand einen großen Stock. Steif vor Schreck, mit offenem Munde starrte Friedrich die Erscheinung an. Da hob der alte Haselmeyer die Hand, wischte die Augen aus, reichte sie dann Friedrich dar und sagte: Na Gottlob, hab ich dich einmal, du dummer Junge! Da fuhr Friedrich noch einmal zurück, sah sich um nach einem Loche zur Flucht, aber die väterliche Liebe trat lebendig und mächtig an den Tag, daß sie sich nicht verkennen und länger mit dem Zorn verwechseln ließ, und wenn ein Schelten darin war, so war es das Schelten der Liebe, daß der dumme Junge nicht heim gekommen und da in fremdem Lande wie ein Vagabund und Spießgeselle von schlechtem Volke geblieben.

Die Verständigung zwischen Vater und Sohn war rührend. Friedrich ward wie ein sechsjähriger Junge, der auf den Knieen des Vaters sitzt, der Vater wie eine Mutter, welche ihr Kind auf den Armen aus dem Bache trägt, es schilt und küßt in gleichem Athemzuge und mit dem gleichen Munde. Der Vater erzählte, wie fürchterlich sie erschrocken, als der Prinzipal ihnen die zurückgelassenen Habseligkeiten Friedrichs zugesandt, mit der Meldung, derselbe sei vom bösen Fieber ergriffen, habe sein ganzes Personal zum Aufruhr gegen den Prinzipal aufgehetzt und es angeführt und sei, als dasselbe zur Vernunft zurückgekehrt, der verdienten Strafe entronnen und den Aufrührern zugelaufen. Die Mutter hatte diese Darstellung nicht glauben wollen; so ist unser Friedrich nicht, hatte sie gesagt. Aber der Haselmeyer hatte gesagt, gerade so ist er; habe ich es dir nicht gesagt, als ich heim kam, was der Junge für Grundsätze hat und keine Gottesfurcht, keine Religion mehr, und wenn es sein könnte, schlüge ich ihm alle Knochen entzwei. Nun, sie hatten erst gedacht, erzählte der Vater, er werde nicht weit laufen, wenn das Geld alle sei und die blauen Bohnen kämen, werde er

bald wieder da sein. Als er aber nicht kam, als die Revolution in Baden verrann wie Butter an der Sonne und er wiederum nicht kam, hätten sie doch gewollt, er wäre da, und die Mutter habe schrecklich viel geweint wegen all dem Unglück, welches ihm habe passirt sein können, alle Nächte sei er ihr erschienen, bald als sei er todt, bald als sei er lebendig, aber in schrecklicher Noth. Da sei hier Einer heim gekommen, welcher dabei gewesen, und dort Einer. Denen sei er nachgelaufen und habe sie nach ihm gefragt, und Einer habe ihn todt gesehen, ein Anderer lebendig, Einer in Frankreich, Einer in der Schweiz, Einer in Rastadt, Einer unter den Preußen, Alle wußten viel zu erzählen, so daß am Ende der Haselmeyer sagte, es sei alles verfluchte Lüge. Der Bürgermeister hätte Friedrich auf dem Amte angezeigt als einen Freischärler, das hätte einige Reklamationen verursacht und großen Lärm, so daß der Haselmeyer nicht gewußt, wie ernstlich alles gemeint sei, um durch das Amt Erkundigungen über seinen Fritzle in Baden und in der Schweiz einziehen zu lassen. Er schrieb einige Mal auf das Gerathewohl an Friedrich Haselmeyer, Flüchtling in der Schweiz, trug die Briefe an einem entfernten Orte auf die Post, aber wohin sie kamen, vernahm man nie. Die Mutter zehrte sich sichtlich ab, und jede Bauersfrau, welche zu ihr kam, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und schrie: Du mein Gott! Madame Haselmeyerin, wie sehen Sie aus, Sie hören den Kukuk nicht mehr schreien! Da sei es ihm zu eng geworden daheim. Eines Morgens habe er gesagt: Höre Susanne, so geht es nicht, erst verkommst du, dann verkomme ich, ich muß wissen, woran wir sind mit dem Friedrich. Ich will ihn suchen gehen, wenn ich die Wahrheit weiß, komme ich wieder. Die Frau habe vieles dagegen gehabt, aber am Ende ihn mit Dank und Freude ziehen lassen, und die Kinder, welche noch daheim waren, hatten heilig verheißen, zu arbeiten und zu gehorchen, daß alles gehe, als wäre er selbst dabei. Gute

Leute habe er allenthalben angetroffen und großen Jammer, er hätte es sich nicht vorgestellt. Auch die Preußen hätten ihm nichts gethan, sondern ihm gesagt, sein Junge sei nicht in Rastadt, sondern lebendig in der Schweiz. Freischärler hätten sie keinen tödten können, die hätten viel zu muntere Beine gehabt. In der Schweiz seien auch brave Leute. Hätten mit ihm großes Mitleid gehabt und gesagt, wenn nur alle Väter wären wie er und ihre Söhne holten, sie wollten gerne an die Reisekosten steuern, und es freue sie, daß noch brave Leute seien in Deutschland draußen, aber mit den Flüchtlingen solle man fort je eher je lieber, sonst gebe es Unglück. Sie thäten wüst und verdürben ganz in Müssiggang. Er habe es selbst erfahren, sagte Haselmeyer; wenn er bei Flüchtlingen nach seinem Friedrich geforscht, so sei er nicht selten verhöhnt worden oder gerupft.

Friedrich nahm sie in Schutz. Es kamen Kameraden, machten große Augen, als sie einen Vater sahen, der seinen Sohn suchte. Mancher mag gedacht haben, sein Vater hätte es umgekehrt, er liefe davon, wenn er den verlornen Sohn heimkommen sähe, hatte aber auch Ursache dazu. Es ist sehr möglich, daß das Verhältniß der Kinder zu den Aeltern nie so verschroben und getrübt war als gegenwärtig. Das kömmt von der heillosen, durch die Pädagogen eingeführten Abgötterei mit der Jugend. Da hätte der alte Haselmeyer Gelegenheit gehabt, sein Reisegeld dahinten zu lassen, und Friedrich wußte ferner, wenn sein Vater sein Lied über die Leute sang, nicht viel Anderes zu sagen, als es seien denn doch nicht Alle so wie die, welche er gesehen.

Friedrich war froh, als er seine Kaserne im Rücken hatte und mit dem Vater auf freier Straße war. Es war ihm wie Einem, der aus tiefem Gletscherschlund, wo er sich lebendig begraben glaubte, hervorgezogen die Sonne wieder sieht und auf sichern Grund seine Füße setzt. Seine Furcht vor dem Vater war fort, die Furcht vor dem Prinzen von

Preußen ebenfalls, und wegen der heimischen Behörde, sagte der Alte, brauche er ebenfalls sich nicht zu fürchten, es gehe weder an's Leben noch in die Ketten. Als er den Paß genommen, habe er aus guter Hand vernommen, solchen Burschen wie seinem Friedrich gehe es gnädig ab, wenn man sie nur wieder dem Teufel aus dem Rachen hätte. Seiner Freiheit stand kein Hinderniß im Wege, gar freundlich gab man ihm seinen Paß, es war fast, als ob man sagen wollte, wenn man ihn nur Allen geben könnte.

Das war nun eine andere Reise jetzt mit dem Vater als mit der Kolonne. Doch ging es mehrere Tage, ehe Friedrich zum vollen Bewußtsein seines Glückes kam. Vater und Sohn hatten das Politisiren rein vergessen, knüttelten einander nicht mehr mit Redensarten und Grundsätzen, aller Hader war in Freude und Liebe versenkt und wie wir mit Bestimmtheit versichern zu können glauben, Friedrichs Ansichten bedeutend geläutert und die meisten seiner Redensarten zerflossen wie Hagelsteine, wenn man sie in einen Backofen wirft, die halten das Feuer nicht aus. Vater Haselmeyer war nicht von denen, welche Unschweife lieben, er ging daher den kürzesten Weg nach Hause. Doch ergriff er in seinem Glück jede Gelegenheit, den Zweck seiner Reise und ihren Erfolg zu erzählen, gewöhnlich geschah das viermal des Tages. Morgens und Nachmittags im Postwagen, Mittags und Abends an der Tafel. Friedrich war allemal dabei und nahm es niemals übel, ein ziemlich sicher Zeichen aufrichtiger Umkehr.

Haselmeyer brachte großes Glück heim, Jubel in's ganze Städtchen und das Bewußtsein einer väterlichen Heldenthat, welche Stoff liefern wird zu einer Erzählung, welche alle Abende von vornen anfängt und nie zu Ende kommt, so lange der Vater Haselmeyer lebt und alle Abend bei der goldenen Ente seinen Schoppen trinkt. Ja, wir haben gründliche Hoffnung, daß die feindlichen Mächte des Städtchens Frieden schließen und möglicher Weise die Allianz mit einer Hochzeit

besiegeln werden, wie es unter den Großen der Erde Sitte ist. Da der Bürgermeister keinen Sohn, sondern eine Tochter hat, so wäre eine solche Besiegelung ganz naturgemäß. Jedenfalls können wir so viel sagen, und das ist das größte Glück im ganzen Handel, daß Friedrich ein anderer Mensch geworden und in dem einzigen Sommer zu einer Reife gekommen ist, zu welcher Viele zehn kostbare Jahre brauchen und Andere nie gelangen. Und das hat der Vater an ihm gethan, denn seine Erscheinung war die heilbringende Ingredienz, wodurch die gährende Masse zu einem gesundheitsbringenden Stoffe sich abklärte und nicht in verzehrend Gift umschlug. So liegt in rechten Vätern das Heil, nicht in den Söhnen allein.

Wurst wider Wurst.

Eine wahre Geschichte.

Diese Erzählung erschien zuerst in Steffens' Volkskalender, Jahrgang 1847.

Wenn es heiß ist, wird man leicht faul; es giebt Menschen, welche dazu noch durstig werden. Es giebt Ortschaften, in welchen die Menschen weit leichter und in weit höherem Grade faul und durstig werden, als in andern. Diese Eigenthümlichkeit kann weder vom Kraut noch vom Wasser kommen, denn beim Vieh merkt man sie nicht, auch findet man sie in einer Generation, während sie am gleichen Orte in einer andern Generation durchaus verschwunden ist. Durst und Faulheit scheinen ein Geschwisterpaar zu sein, welches wandert von einem Dorfe zum andern. Hat es an einem Orte bald alles verfaullenzt und vertrunken, zieht es weiter in einen andern Ort, macht so die Runde im Lande, und was ein Geschlecht verfaullenzt und vertrunken hat, bringen mit Noth drei andere Geschlechter ein.

Auf seiner Wanderung hatte sich dieses leidige Geschwisterpaar auch an einem Ort niedergesetzt, wo schöne Höfe waren, aufgespeicherte Familienreichthümer, große Männer und dicke Weiber. Hier dachte es jahrelang zu rasten und ließ es sich behaglich sein.

Dort stand ein Wirthshaus im Schatten schöner Nuß- und Kastanienbäume, kühler Wein lag im Keller, und eine

rasche, resolute Wirthin bediente die Gäste munter mit gutem Getränke und noch besserer Speise.

In diesem Wirthshause schien eine besondere magnetische Kraft zu wohnen, welche sich hauptsächlich entwickelte, wenn die Sonne höher stieg und es heiß war auf der Erde. Dann sah man große, schwere Männer sich nahen, hierher, dorther, langsam erst, dann schneller, je näher sie kamen, bis sie behaglich saßen im kühlen Schatten. Eigentlich wollte keiner hier Stammgast sein, keiner den Namen haben, zehn, ja oft zwölf Stunden des Tages im Wirthshause zuzubringen. Niemand sollte es eigentlich merken, wie oft und wie lange er im Wirthshause sitze. Jeder hatte seine eigene Weise, von seinem Hause weg so gleichsam zu verschwinden, eine Operation, welche begreiflich für zwei und drei Centner schwere Männer gewisse Schwierigkeiten haben mußte. Konnte sie daher der Mann nicht zu Stande bringen, so sagte er wohl zu seinem Weibe: er hätte im Dorfe was zu verrichten. Schon wieder! sagte dann das Weib. Geh', wenn es sein muß, aber komm doch dann einmal wieder! Allweg, sagte der Mann, etwa ein Schoppen wird erlaubt sein? Ein schöner Schoppen, wo zehn oder zwölf drein mögen, entgegnete das Weib. Was denkst? sagte der Mann im langsamen Abgang, mehr als einer macht mir nicht wohl.

Saßen sie endlich gemüthlich beisammen, so begann sich der Humor zu entwickeln. Witze wurden erzählt, Streiche getrieben und absonderlich gerne ein Sündenböcklein aufgegriffen, auf dessen Kosten man in wohlthätigem Lachen die wakkern Bäuche schütteln konnte.

Einmal war es schrecklich heiß, kein Hund lief auf der Straße, kein Vogel rührte sich im Baume, kein Fünklein Witz blitzte auf, die Langeweile war groß bei den faulen Männern.

Endlich rührte sich etwas auf der Straße, es war ein Hausirer mit irdenem Geschirr, dessen er sich einen Wagen

voll geholt hatte und seine Waare nun vertragen wollte von Haus zu Haus.

Dieser weckte die Rede. Die Männer ärgerten sich über ihn; er werde sie wieder manch schönen Batzen kosten, sagten sie. Sie spotteten über ihre Weiber, welche seit einiger Zeit nichts mehr zerbrochen haben wollten, doch sehe man immer neue Schüsseln und Töpfe, könne ihnen aber nichts beweisen, da man keine Scherben finde. Die würden doch an einem Orte sein, meinte einer, und ein lustiger Handel wär's, die an's Licht zu bringen, aber einige Batzen kostete es. Und wären es Thaler, sagte ein anderer, wenn es was zum Lachen ist, so macht's!

Der Kachelträger ward gerufen, erklärte sich bereit, einen Kreuzer zu verdienen, forderte für einen Tragkorb voll Geschirr acht Gulden, wenn er es nicht weit zu tragen hätte. Nun geh', sagte der Antragsteller, mit dem Tragkorb voll in's obere Dörfchen, du kennst es wohl, frage dort, ob sie nichts zu tauschen hätten, du handeltest Scherben gegen neues Geschirr ein, gleich auf, Pfund um Pfund. Man habe eine neue Art Geschirr erfunden, gar kostbares und schönes, aber es müsse aus bereits gebrauchten Schüsseln und Töpfen gebrannt werden, absonderlich alte Scherben seien am besten. Was du eintauschest, alle Stücke und Scherben, bringst du dann her.

Der Kachelträger, selbst ein Schalk, war vollkommen der Mann zu diesem Auftrage, hatte auch seine Freude daran, vergaß darüber jedoch seinen Vortheil nicht, sondern was in seinem Karren einen Makel hatte, das spazierte in den Korb. Die Männer nahmen das Ding nicht so genau.

Der Wirthin blieb der Handel verborgen, denn sie war nicht wie manche andere Wirthin eine Art von Eheteufel, welche die Männer gegen die Weiber hetzte. Ihren Wein verkaufte sie gerne, das ist wahr, daneben aber war sie eine Verfechterin des weiblichen Geschlechtes, duldete nie etwas

Verdächtiges in ihrem Hause, warf liederliche Weibspersonen bei den Haaren hinaus, wusch Männern den Kopf, daß es eine Art hatte, und mancher meinte, das sei eine, welche dem Teufel die Hölle verleidete und seiner Großmutter unter den Bart stünde. Dennoch hatte sie heute den größten Aerger über ihre Gäste und theilte Hiebe aus und zwar so scharfe, daß bald dem einen, bald dem andern die Backen roth wurden. Den Männern hatte nämlich die fröhliche Aussicht auf einen lustigen Handel den Witzkasten gesprengt: ein Geschichtlein, ein Streich nach dem andern rollte heraus, und was rollte, rollte über die Weiber her, und wohlthätiges Lachen schüttelte die wackern Bäuche. Wie durch einen Zauberschlag war die Gesellschaft verwandelt, so leicht ist es, Leben in die Geister zu bringen.

Nach und nach jedoch ward die Rede langsamer, und die Augen drehten sich fest in der Richtung, woher der Abgesandte wiederkehren sollte. Endlich sah man denselben von ferne, fast erdrückt unter dem Tragkorb, er schien eigentlich unter demselben nur so zu kriechen. Doch thaten sie, geborne Bauern-Diplomaten, nicht, als ginge derselbe sie was an, und der Kachelträger hatte eben so viel Diplomatie von Natur im Leibe, daß er nicht gerade zu auf sie einrannte mit Triumphgeschrei, sondern er ging hintenum mit Vorsicht und Bescheidenheit, stellte seinen Korb in der Nähe des Karrens ab; daß er darauf den Männern sich näherte, beachtete die Wirthin nicht nur nicht, sondern sie ging ihm aus dem Wege. Bekanntlich brauchen Kachelfuhrleute in den Wirthshäusern wenig oder nichts, sind aber den Wirthsleuten beständig unter den Füßen und unter der Thüre, wollen bald eine Kaffeekanne, bald einen Milchtopf, bald Stroh, bald warmes Wasser, ja treiben manchmal die Wirthin, wenn nicht aus der Küche, so doch aus der Haut, und wenn nicht ganz, so doch halb, wie es eben am fatalsten ist.

Von der Wirthin ungestört konnte der Kachelträger

seinen lustigen Bericht ablegen, wie erst Maul und Nase aufgesperrt worden, wie es dann daher geflogen gekommen sei schaarenweise, wie er fast gefressen worden sei und erdrückt von Scherben. Als er gemahnt, er begehre nicht so viel, habe ja gesagt: gleich auf, so habe man erst recht angefangen aufzuladen und gesagt: er solle nur nehmen, so exakt sei man nicht, man sei froh, wenn die Scherben einmal fort seien. Sie seien zwar gut versteckt, aber der Alte könnte sie doch einmal in die Nase kriegen, habe diese gewöhnlich da, wo er nicht solle. Nun aber habe er mehr als die Hälfte Geschirr zu wenig bei sich gehabt, wenn er auch die doppelte Bürde Scherben hergebracht. Deßhalb habe er versprechen müssen, alsbald mit einer neuen Ladung wieder zu kehren, sonst hätten sie ihn nicht gehen lassen. Das werde nun wohl sein müssen, es sei ihm wegen einem andern Male, sonst wollte er lieber, er hätte mit der ganzen Sache nichts zu thun gehabt.

Waren die Männer einmal im Zuge, hatten den Fuß im Bügel, so war die Batzen klemmende Bauernnatur versenkt, auf eine Handvoll Thaler mehr oder weniger kam es dann nicht an. Darum waren sie alsbald bereit, ihm noch einen Korb voll zu bezahlen, unter der Bedingung jedoch, daß er die Weiber allzumal in's Dorf hinunterlocke, ihren Scherben nach. Der Kachelträger meinte, wenn ihm sein Lebtag nichts Schwereres aufgegeben werde, so gehe es ihm nicht bös, packte ein und ging. Ein Bauer nach dem andern ging, besah unbemerkt die Scherben, und jeder, der wiederkam, hatte viel zu erzählen von alten Bekanntschaften, welche er angetroffen. Milchhäfen von der Großmutter selig, Schüsseln und Kacheln, welche vor Wochen oder Tagen ihm noch vor den Augen gewesen.

Dann suchten die zwei unter den Männern, welche sich am besten unhörbar und unsichtbar machen konnten, die zurückgelassenen Scherben in eine ungebrauchte Stube des obern

Stockwerkes zu schaffen. Es gelang ihnen, denn die Wirthin war gegen Abend stark beschäftigt worden, so daß sie ihre Augen nicht allenthalben haben konnte, und das Gesinde war auf dem Felde, wie es auf dem Lande bräuchlich ist. Diesmal kam der Kachelträger rascher wieder, als sie dachten, und brachte die Nachricht, die Weiber würden hinter ihm drein sein wie die Schweizer hinter den Burgundern bei Grandson; was sie anstellen wollten, müsse alsbald geschehen, sonst sei es zu spät. Er habe ihnen gesagt, er habe das schönste Kaffeegeschirr, auch Teller und anderes mit Blumen und Figuren, wie sie es noch nie gesehen, um einen Spottpreis im Wagen; wenn sie was wünschten, so sollten sie kommen, von wegen dies sei das einzige und letzte Mal, daß er solches führe, es sei von einem Engländer, welcher sich Schulden halber aus dem Staube gemacht hätte. Erst hätten sie eingewendet, sie begehrten nicht, daß ihre Männer was davon wüßten, worauf er gesagt, sie sollten nicht Kummer haben, er glaube, die Männer seien weiters gegangen. Sollten sie es nicht sein, so wolle er ihnen den Wagen hier oder dort hinstellen, so könnten sie unbemerkt dazu und davon.

Nun war's, als ob die Männer alle zwanzigjährige Beine kriegten, rasch waren alle Scherben da, wo sie sein sollten, und die Männer verschwunden. Sie hatten hohe Zeit, denn alsbald rückten die Weiber an, nicht massenhaft, sondern ungefähr wie die Schweizer bei Grandson hinter den Burgundern her, jede mit dem Bestreben im Leibe, die erste zu sein. Begreiflich ist in diesem Punkte gewöhnlich nur eine glücklich, diesmal war es die anerkannt böseste Frau im Dorfe, gewohnt, die vorderste Nase und das letzte Wort zu haben. Die bereits verschwundenen Männer mußten hell auflachen, wie auch die Weiber auf gewissen Punkten, von welchen aus man Hoffnung hatte, ungesehen in's Wirthshaus zu kommen, in raschen Schwenkungen zu verschwinden suchten.

Die Wirthin, deren Geschäfte mit der abnehmenden Hitze sich immer noch mehrten, und welche um's Haus fuhr wie eine Wespe um eine reife Birne, ehe sie ansetzt, sah plötzlich zu ihrer großen Verwunderung etliche Weiber hinter dem Hause, die Hände in den Taschen der Röcke, vorsichtig sich umsehend, wie Hasen am Waldsaume nach Untergang der Sonne, wenn sie wissen möchten, ob es richtig und rein im Felde sei. Was zum Tausend bringt euch her an einem heiligen Werktage? frug die Wirthin verwundert. Wo ist er? frug eine. Deiner? frug die Wirthin. Was denkst, was wollte ich dem nachfragen, lautete die Antwort, nein, der Kachelträger? Weiß es wahrhaftig nicht, sagte die Wirthin, gebe auf solches Pack nicht Acht, wenn nichts herum liegt, was gestohlen werden könnte. Will aber nachsehen, wenn ihr was mit ihm habt.

Wo sind unsere Männer hin? frug eine zweite. Wo wollten die hin, sagte die Wirthin, die sind zu faul, was Anderes zu machen, als draußen zu sitzen unter den Bäumen im Schatten. Deß erschracken die Weiber und baten die Wirthin, zu verhüten, daß die Männer ihr Hiersein entdecken. Das sei eine böse Nation, die meinten, der Herrgott habe das Geld nur für sie allein erschaffen, und brauche ein Weib einen Kreuzer, so begönnen sie zu schnürfeln und zu schnauben, als wenn sie nicht bloß Weib und Kinder, sondern auch Haus und Hof eines Schluckes verschlingen wollten.

Der Kachelträger und die Weiber kamen durch der Wirthin Vermittlung alsbald in Verbindung, während die Wirthin die Männer suchte, um sie zu unterhalten und vom Herumschwärmen abzuhalten. Sie trippelte unter die Bäume, kein Mensch war mehr dort. Ist's diesen Fleischklumpen schon zu kühl geworden draußen; wie soll es dann den armen Leuten gehen, welche nicht mit Fett gefüttert sind wie diese? brummte sie. Sie eilte rasch dem Stübchen zu, wohin sich

die Männer zurückzuziehen pflegten, wann die Nacht kam oder sonst etwas, welches ihnen nicht anständig war. Pung, Pung! ließ die Wirthin Schüsse los, denn auch dort war niemand. Sie sprang herum, heraus, um's Haus herum, aber nicht einen einzigen von den Männern kriegte sie zu Gesichte. Was Teufels soll das bedeuten, solche Käsköpfe und Weinbäuche kriechen nicht in Mauslöcher, rief sie, und wenn man solche Schwernöther nirgends riecht und nirgends schmeckt, so ist's wie mit Kindern, welche stille werden, da ist gewißlich was im Werke. Sie lief zu den Weibern, welche eben mit dem Kachelträger in dem innigsten Verkehr waren. Sie waren vertieft aus Herzensgrund in die herrlichen, halbverwischten Figuren und curiosen Blumen und handelten mit zitternden Händen um die Herrlichkeiten, schenkten der Wirthin gar keine Aufmerksamkeit. Diese frug, ob die Männer sich nicht gezeigt. Zerstreut, kaltblütig über die Achsel hin, als ob die Frage sie nichts angehe, es sich um junges Vieh oder alte Hühner handle, verneinten die Weiber. Es seien die einen so gescheut als die andern, und weise würden sie zu beiden Seiten nicht, bis sie der Tod ändre, sagte die Wirthin vor sich hin und lief weiter. Sie kannte die Welt, Männer und Weiber, und hatte sie was in der Nase, so jagte auf der Spur kein Jagdhund besser. Erst frug sie männiglich um's Haus herum, niemand wußte etwas. Sie stöberte durch die Scheuer, das gesuchte Wild fand sich nicht. Endlich sagte ein Kind, es glaube, die Männer, nach denen sie frage, seien die Treppe hinauf in's obere Haus gegangen. Die Wirthin nach im Sprung, als ob sie im ersten Satz ihnen auf die Haube wolle, aber sie lief hinauf, lief auf den Estrich, guckte in alle Ecken, steckte die Nase hinter Holzhaufen und andere Objektivitäten, aber da war kein Mann zu sehen oder zu hören.

Sie schoß wieder nieder, schoß durch alle übrigen Zimmer, fand keine fühlende Seele, bloß einige eingeschlossene,

matte Fliegen schwirrten auf, sie achtete ihrer aber nicht, schoß weiter bis an die Treppe, da machte sie rechts um, denn ihr war noch die ungebrauchte Stube eingefallen, schoß an deren Thür und stieß alsbald einen jämmerlichen Schrei aus, sie hatte sich die Nase blutig gerannt, die Thür war verschlossen. Zornesvoll rief sie, daß man öffne, aber je zorniger sie rief, desto stiller ward es drinnen. Sie wußte, daß die Thür sonst offen war, wunderbar mischten sich in ihr Furcht und Zorn, es geschah ihr wie oft den Weibern, sie wußte nicht, war menschliche Bosheit oder eine übernatürliche Macht da im Spiel. Sie dachte sich das Ding freilich nicht so klar, aber es war ihr so, und nach Art der Weiber in solchen Fällen setzte sie nicht ab, wie Männer wohl gethan und es einstweilen hätten dahin gestellt sein lassen; der Handel mußte ausgetrieben sein, sie wollte wissen, ob Mensch oder Teufel da drinnen sei. Ein kurzer Bericht bei den Weibern wirkte mehr, als manch sehr langer Bericht bei den Behörden. Die Weiber zuckten zusammen, ließen die Teller fahren, den Kachelträger stehen, umringten die Wirthin, spitzten die Ohren und wurden heiß inwendig, lebendig auswendig, frugen und riethen, was wohl gehen möge, was wohl zu machen sei. Gucken sei das Beste, meinte endlich die mit der Nase zuvorderst, Gucken sei eine kommode Sache, sie habe Sachen erguckt, sie dürfe nicht daran denken, geschweige davon reden. Du hast Recht, sagte die Wirthin, rief alsbald den Metzgerknecht, einen gewandten Burschen, der zu allem zu gebrauchen war, befahl ihm, eine Leiter an's Fenster der verschlossenen Stube zu stellen und zu sehen, was drinnen gehe. Er gehorchte mit Vorsicht, stieg hinauf, guckte hin, guckte her, unten zappelten die Weiber wie Fische im Netze, frugen, was siehst? was geht? wurden immer zappelnder, frugen immer lauter, sintemal der Metzger nichts sagte, sondern bloß immer bedenklicher den Kopf schüttelte. Endlich kam er herab und sagte, er könnte Bestimmtes nichts sagen, es hange eine

große Kutte am Fenster, so viel er aber habe merken mögen, liege ein großer Haufe auf dem Tisch, was Rothes, so viel er gesehen, auch Schwarzes, was es aber eigentlich sei, das wage er nicht zu entscheiden.

Ja nun gab's Feuer, jede wollte hinauf, wer oben war, nicht wieder runter, eine glaubte den Rücken ihres Mannes zu sehen, eine andere sah zwei Rücken, aber sie konnte nicht in's Klare kommen, wem sie gehörten, wollte bis dahin nicht runter. Zudem ward es draußen dunkel, begreiflich drinnen noch dunkler. Die Weiber unten, wilder, schrieen nach mehr Leitern, und sicher wäre ihnen noch der Gedanke an Feuerhaken gekommen, das Fenster einzustoßen, die Kutte wegzureißen, wenn nicht plötzlich eine Stimme gefragt hätte: Habet ihr da etwas Neues, kann ich was helfen? Erschrocken drehten sich alle um, absonderlich das Weib auf der Leiter, denn es war eben ihr Mann, welcher so gefragt hatte. Bäbi, bist du es, sagte der Mann zum Weibe oben, wußte nicht, daß du noch so fest auf der Leiter wärest, mußt mir das nächste Jahr wieder kirschen. Die Wirthin jedoch nicht außer Fassung fuhr ihn hart an, was das zu bedeuten hätte, in ihrem Hause dulde sie so was nicht, er sollte das wissen. Der Mann gab guten Bescheid, behauptete, es geschehe nichts Böses, erbot sich, für gute Worte und einen Schoppen ihnen alles, was vorgehe, zu zeigen, doch sollten sie leise machen, ihn nicht verrathen, es ginge ihm sonst viel zu übel. Mit Freuden wurde sein Erbieten angenommen, sachte folgten ihm die Weiber, enthielten sich sogar alles Redens, leise öffnete er ein wenig die Thür, winkte der ersten zu gucken, zog sich dann rasch in den Hintergrund. Vorsichtig steckte die erste die Nase durch die Spalte, schrie aber plötzlich laut auf, stieß die Thür sperrangelweit auf, und hinter ihr schrien alle andern auf, sobald ihr Blick in die Stube frei ward, stürzten hinter der ersten her hinein, jede die gangbarsten, kräftigsten Titel, mit welchen zornige Weiber ihre Männer

traktiren, vor sich her schleudernd, wie ehedem die alten Helden, ehe sie an's Schwert griffen und sich in's Handgemenge stürzten, ihre Speere. Denn drinnen saßen um einen großen Tisch herum die Männer, auf dem Tisch lag ein hoher Haufe Scherben allzumal, und aus dem Haufen heraus las jeder Mann seine alten Bekannten, freute sich laut des Wiedersehens, erzählte laut mit Lachen, wie sie sich gefunden, und wie lange sie auseinander gekommen und getrauert um einander. In diese Freuden des Wiedersehens stürzten die Weiber mit Mordspektakel, den Weibern ward fast übel vor Zorn, den Männern vor Lachen, manchem Weibe, wir müssen es sagen, juckte es wirklich in den Händen. Doch durch das Getümmel begann der Witz zu blitzen, der Sturm ward klarer, Schlag auf Schlag ging es her und hin, gleich blanken Klingen in muntern Händen.

Saß ein wackerer Hieb in dickem Fleisch, so ertönte ein helles Lachen und klärte das wilde Wetter auf. Wie es kam, wissen wir nicht, aber kein Weib kreuzte mit dem eigenen Manne die Rede, sondern schlug seine Worte den andern um die Ohren, das nahm dem Handel das Gift, leitete die Versöhnung ein, den Uebergang bildete ein Glas Wein, welches der Mann dem Weibe brachte, und das Ende war, daß um einen langen Tisch Männer und Weiber saßen, auf dem Tische waren aber keine Scherben mehr, sondern gut Essen und Trinken, und von diesem las jeder sich aus, was ihm am besten in die Augen schien. Ja selbst der Kachelträger saß unten am Tische, da er sich so gut zu entschuldigen wußte mit Einfalt und Armuth, daß die Weiber ihm nicht nur verziehen, sondern daß er in ihrem Dörfchen die beste Kundsame erhielt.

Indessen wenn auch Friede schien, das Ding war doch in's Blut gedrungen und eiterte absonderlich bei der Wirthin, welche bei dem meisten Verkehr auch am meisten darunter leiden mußte. Begreiflich blieb der Spaß nicht in den vier

Wänden, sondern wurde bekannt und nicht wieder vergessen. Keine Schüssel ging entzwei, daß nicht gesagt wurde, das mache nichts, man kriege ja jetzt Ganzes für Zerbrochenes. selten kam jemand in's Wirthshaus, der nicht frug, wann wieder Scherben-Auslese sei, oder stichelte, wie man ehedem vom dummen Teufel gesprochen, jetzt aber von dummen Weibern viel die Rede sei.

Aber, aber, Weiber reizen ist ein bös Ding, ein selten Ding ist's, wenn auf solch Reizen nicht die Rache folgt. Sie vergelten halt gar zu gerne, die guten Weiber, sowohl Plagen als Küssen; es verrannen Sommer und Herbst, was ihnen widerfahren, das behielten die Weiber fein in ihren Herzen.

Ein wilder Winter legte sich über die Erde, rauh stürmte es über die Berge her durch die Thäler, absonderlich der Februar war ein grimmiger Monat. Das ist ein seltsamer Monat, kann Mienen machen so lieblich wie ein Mädchen, welches für sein Leben gerne einen Mann möchte. Thut er so lieblich, so ist es nie richtig, sondern accurat wie bei einem Mädchen, bei welchem die lieblichsten Mienen vor der Heirath sich nach der Heirath so gerne verwandeln in saure und grimmige. Viel besser ist's, der Februar mache ein Gesicht wie eine alte Hexe, welche sterben soll und nicht mag, dem Tod die Zähne zeigen möchte und keine mehr hat, mit schrecklichen Mienen den Tod vom Bette wegjagen möchte.

Gerade ein solch schrecklich Hexengesicht machte der Februar, von welchem wir reden wollen. Die Katzen verließen den warmen Ofen nicht mehr, die Hasen sammelten sich in die dichtesten Tannengehäge, hielten dort große Volksversammlungen, nur die Mädchen sah man umherschwirren wie die Fledermäuse, am liebsten zwischen Tag und Nacht, ließen sogar die Holzschuhe unter dem Ofen stehen, hüpften in Tanzschuhen durch den kniehohen Schnee oder Koth, freilich bei jedem Hupf einen Schrei ausstoßend, natürlich bloß inner-

lich, bis das Hüpfen auf dem Tanzboden anging, da ward ihnen wieder wohl, wie dem Fischlein auf dem Grunde.

Einmal, es war die wildeste Nacht in diesem Monat, alle Berggeister schienen losgebrochen, heulten durch die Dächer, prasselten an die Fenster, wirbelten in der Luft herum als Hagel, Schnee und Regen, daß es ein grauses Hören war, da klopfte es an einem Fenster in gedachtem Dörfchen, es mochte eine Stunde vor Mitternacht sein oder etwas mehr. Das Klopfen ward alsbald vernommen, das Schiebfenster aufgestoßen und nach dem Begehren gefragt. Gerichtsäß, hieß es von außen her, geschwind auf und macht euch zurecht. Der Pfarrer ist plötzlich gestorben, die Verwandten wollen ihn noch in dieser Nacht nach Bern führen, wo er Bürger ist, ihn dort zu begraben. Die Vorgesetzten und achtbarsten Hausväter sollen ihm das Geleit geben. Um zwölfe längstens seid im Wirthshause, vergeßt den Mantel nicht. Der aufgerufene Gerichtsäß wollte Weiteres erfragen, aber verschwunden in Sturm und Nacht war der Bote. Vor Angst und Eile konnte der Gerichtsäß kaum Licht machen, und erwachen wollte sein Weib nicht, wie laut er ihm auch rief. Als es endlich erwachte, belferte es schrecklich über eine solche Zumuthung in solcher Nacht, ob man denn meine, Bauersleute seien ärger als Pudelhunde, und wer ein Loth Verstand hätte, ginge nicht, hieße sie ihm in die Schuhe blasen. Aber der Gerichtsäß ward böse über die Dummheit des Weibes, schrieb sie der Faulheit zu, um nicht aufstehen zu müssen, ihm was Warmes zu machen, und sagte kurz: Das verstehst du nicht, aber aufstehn mußt du, gieb mir ein Hemd, salbe die Schuhe und zwar geschwind, hörst, möchte nicht der letzte sein.

Nicht um viel Geld hätte der Gerichtsäß auf die Ehre, an welche er nie gedacht hatte, verzichtet, im Mantel als Vorgesetzter seiner Gemeinde in Bern einzuziehen, wo dann meine gnädigen Herren zu einander sagen würden: Seht, dort

ist der Brenech Bauer, einer von den ersten, er ist Gerichtsäß, und was er noch alles werden kann, ist Gott bekannt. Er musterte gewaltig sein säumend Weib, welches ihn immer noch abspenstig machen wollte. Allein selbst ist der Mann, der Gerichtsäß ward flott, hob die Anker, setzte die Segel auf und steuerte aus dem Hause. Wahrhaftig, so deutlich war ihm der Vortheil, ein Mann von Gewicht zu sein und keine Hopfenstange, nie geworden als jetzt, erst jetzt kam er so recht dankbar zu edlem Selbstbewußtsein.

Der Sturm fuhr einher mit Heeresmacht, massenhaft trieb er Schnee und Winterhagel über die Erde, oft ward der Gerichtsäß zweifelhaft, segle er mit seinen Beinen vorwärts oder rückwärts mit dem Winde.

Noch in mehreren Häusern schien ihm Licht zu dämmern, aber in heiligem Eifer, nicht der letzte zu sein, säumte er sich nicht mit der Nachfrage, dachte, die wüßten den Weg so gut als er, und arbeitete sich wacker durch die Schneewellen des Sturmes. Doch war er trotz seines Eifers nicht der erste; ein Chorrichter war ihm zuvorgekommen, dies hatte aber auch seinen guten Grund. Derselbe hoffte Ammann zu werden, und bekanntlich müssen Ammänner vorangehen, und um seine Fähigkeit dazu zu zeigen, hatte er nur das Nöthigste angezogen, das Uebrige in der Tasche mitgenommen. Als der Gerichtsäß kam, band jener sich eben das Halstuch um, zwar mit großer Anstrengung des Leibes und der Seele, indessen gelang es ihm doch zu seiner eigenen großen Verwunderung. Drei Gemeinden könnte man auslaufen, ehe man einen Mann finde, welcher das Halstuch sich selbst umbinden könne, sagte er. Einer nach dem andern kam daher gerannt und landete mit mehr oder weniger Ungestüm in der spärlich erleuchteten Stube. Von den erstern wollten die spätern das Nähere wissen, das Wie, Wo, Wann, aber alle wußten gleichviel, alle hatten die gleiche Botschaft erhalten und mehr nicht.

Man jagte die Wirthin auf, die machte ein dumm und

ärgerlich Gesicht, accurat wie jeder Mann bereits eins zu Hause gesehen hatte, und wußte ebenfalls nichts. Indessen war sie doch eine willkommene Erscheinung, sie war ein Bedürfniß, denn jeden durchrieselte es kühl, es graute allen vor dem Wege, nach Stärkung, nach innerlicher Wärmung trugen alle ein sehnlich Verlangen. Den Forderungen der Zeit, den Bedürfnissen des Volkes abzuhelfen, vermochte die Wirthin, die Schlüssel dazu trug sie in ihrer Tasche.

Sie war eine edle Natur, den Wünschen des Volkes zu entsprechen, war ihr Bedürfniß, war ihr Leben, dem einen half sie mit weißem auf die Beine, den andern wärmte sie zu edler Glut mit rothem, und je nach Willen und Bedürfniß theilte sie die Portionen in halbe und ganze Schoppen. Als die Männer warm saßen, begannen sie sich zu verwundern, daß nicht mehrere nachkämen aus den andern Theilen der Gemeinde. Sie wüßte nicht, sagte die Wirthin, warum die gerade hierher kommen sollten, sie müßten Weg verlaufen, vielleicht seien diese unten beim Sigrist oder im Pfarrhause oder gleich beim lahmen Bären im Nierenstich, da ersparten sie fast eine Stunde Wegs, indessen wisse sie es nicht. Mitternacht war längst vorüber, die Schoppen waren geleert, bereits hatte die Wirthin neuen Forderungen entsprochen, nachträglich erwachten Bedürfnissen abgeholfen, die Zeit aber konnte sie nicht todtschlagen, welche lang zu werden begann, einer Schlange ähnlich, welche ein runder Knäuel scheint und sich auseinander rollt, bis sie zur schrecklichen, alles verschlingenden Boa wird. Curios ist's, daß die Männer sehr häufig erst zu rathen beginnen, wenn sie Langeweile kriegen, daher die meisten ihrer Rathschläge nach ungeheurer Schläfrigkeit riechen, wie Kranke bald nach Merkur oder nach Kamillenthee oder Hofmannstropfen oder nach Bisam, je nach der Krankheit, begreiflich. So begannen auch unsere Männer, die Mäntel unter dem Arme, um bereit zu sein auf den ersten Wink, wie in wichtigen Nächten auch die Husaren immer gesattelt

haben, den Zügel am Arme, zu rathschlagen, was da wohl vorgehe im Pfarrhaus und was sie zu machen hätten, ob es wohl nicht thunlich wäre, eine Deputation in's Pfarrhaus zu senden, zu sagen in erster Linie, sie seien da, in zweiter Linie aber zu fragen: was jetzt gehen solle? Die Wirthin, welche eben Stillung neuer Bedürfnisse brachte, sagte im Vorbeigehen, das hülfe sie nicht machen, für so weise Männer, wie sie sein wollten, die Gemeindeväter, wäre das das Witzigste nicht, indessen wolle sie so weisen Häuptern nichts befohlen haben. Aber gedacht hätte sie, es sollte ihnen in Sinn kommen, daß man bei solchem Wetter nicht mit einer Leiche fahre und daß, je wüster es mache, man desto sicherer hoffen könne, es bessere in der nächsten Stunde, und daß, wenn sie in's Pfarrhaus gingen und pressirten, man dort denken müsse, sie könnten nicht warten, bis sie den Pfarrer aus der Gemeinde hätten, und für Männer, wie sie sein wollten, wäre solches wohl nicht das Anständigste, und niemand würde ihnen viel darauf halten.

Die Rede der Wirthin fiel in's Gewicht, und zudem war das Wetter wirklich so, daß kein barmherziger Mensch einem Hunde zugemuthet hätte, vor's Haus zu gehen, und so oft einer seinen Schoppen ausgetrunken hatte und sich Zeit nahm, an's Fenster zu gehen, so war es accurat das gleiche Wetter. Dann saß man wieder nieder, brummte über die eigene Eilfertigkeit und wie diesmal das Weib, welches gemeint, man solle nicht so pressiren, doch klüger gewesen. Selb sei wahr, zuweilen wäre es nicht übel, wenn man auf die Weiber hörte; selb aber sei fatal, daß man von vorne herein nicht wissen könne, wann es gut sei und wann nicht! Darauf begann der Rath und das Ueberlegen, ob es nicht gut wäre, wenn sie was Warmes machen ließen, eine gute Käsuppe sammt saurer Leber und einem schönen Bischen Braten. Aber wiederum wäre es doch höchst fatal, wenn sie dann fort müßten, wenn die Sachen bald fertig wären, krie-

gen thäten sie nichts davon, und schenken würde die Wirthin ihnen die Zeche nicht, das sei eine, die nicht wisse, was Manier sei, weder mit dem Maul noch mit der Zeche. Wenn ihre Sachen nicht so gut wären, die hätte sie längst zum letzten Male gesehen, der hätten sie es zeigen wollen, daß sie nicht Schulbuben seien und sie der Schulmeister.

So rathschlagten und räsonirten die Männer, derweilen wurden die Lichter bläsſer, ein Stücklein Tag dämmerte an den Fenstern, es steigerte sich die Ungeduld zum Zorn, man wurde immer mehr gleicher Meinung, wie die Weiber daheim Recht gehabt; Herrenleute hätte keinen Verstand, betrachteten Bauersleute als Hunde, und unverschämt sei es von Pfarrers, daß sie nicht Bescheid sagen ließen, was vorgehe, damit man wenigstens wisse, woran man sei. Aber was wolle man, was Einem der Herrgott nicht gegeben, das könne man niemanden zumuthen, Verstand hätten sie halt keinen und kriegten keinen einstweilen.

Indessen hatten sie ihre Mäntel noch bei der Hand, wie die Kinder Israel beim Auszug aus Egypten die Schuhe an den Füßen und die Stecken in den Händen, da sah einer des Pfarrers Knecht die Straße heraufkommen, rief alsbald die frohe Kunde aus, lief hinaus, das Nähere zu hören, während die andern nach den Mänteln griffen, sie auseinander schüttelten und einer zu dem andern sagte: Bitte, hänge mir doch die Haken ein in den Rockkragen.

Der, welcher hinausgegangen war, empfing des Knechtes Morgengruß. Dank dir Gott, Benz, antwortete er, wann wollen sie mit ihm fort?

Mit wem? frug Benz. He mit wem, als mit dem Pfarrer, antwortete der Mann. Ja so, sagte Benz, sie wollen jetzt gar nicht fort. Ich muß eben zum Schmied, bei dem das Roß bestellt war, und ihm absagen. Es macht ihnen zu bös Wetter. Daß er mitfahre, dazu haben sie den Pfarrer schon anfangs nicht bewegen können, wie sie auch an-

gesetzt. Man soll ihn ruhig lassen, hat er gesagt, er sei am wohlsten daheim. Was, sagte der Mann und that die Augen auf, redet der noch? Ja, sagte Benz, der kann reden, man sollte ihn hören daheim. Da geht's ihm viel schärfer als auf der Kanzel. Die Frau und die Andern gehen gerne zum Besuche, er aber ist lieber daheim, und da geht's manchmal los. Heute sollten sie auf Thun zu einem Thunerherrn, weiß nicht mehr wie er heißt, zum Essen, und er wollte nicht. Er frage dem nichts nach, hatte er gesagt, sie sollten seinethalben gehen, ich könne fahren mit ihnen. Mir wäre es anständig gewesen, hatte drinnen viel zu verrichten, aber jetzt ist's ihnen auf einmal anders in Kopf gekommen. Wegen dem Wetter hätte das so viel nicht gemacht, ist man einmal unter Dach, so macht Einem das ja hell nichts mehr. — Daneben ist also der Pfarrer wohl auf? frug der Bauer. Allweg, sagte der Knecht, es dünkt mich, er werde alle Tage jünger. Aber wenn Einer so essen mag wie er, so ist es nicht zu verwundern. Wenn der nicht sieben Erdäpfel versorgen kann, Fleisch und Gemüse dazu, daß es eine Art hat, des Morgens Butter, des Abends Käs, so meint er, er habe nichts gegessen, und klagt, er könne nicht schlafen von wegen der Dedigkeit im Magen. Doch nicht für ungut, ich muß gehen, sonst füttert der Schmied überflüssig und ich muß es auf dem Buckel haben.

Da stand der Mann, wahrlich nicht in angenehmer Stellung, und doch stand er so und wäre es weiß kein Mensch wie lange so gestanden, wenn nicht einer bereits mit dem Mantel am Rücken hinausgekommen wäre und gefragt hätte: Nu Hans, was ist's, warum bringst nicht Bericht? Da kam ihm die Besinnung, rasch drehte er sich um; thut den Mantel weg, daß ihn ja niemand sieht! sagte er und drinnen stattete er den Bericht ab, welcher wirklich nicht, so kurz er war, zur Ergänzung zurückgesandt zu werden brauchte. Derselbe ersättigte so, daß die Männer in große Wallung geriethen, daß

es gewaltig donnerte zwischen ihnen und der schwere Eichentisch krachte unter den mächtigen Faustschlägen. Das müsse alsbald dem Landvogt angezeigt werden, war die allgemeine Meinung, der werde dann zeigen, was es heiße, Vorgesetzte zum Narren zu halten und selbst den Pfarrer in das Narrenwerk hinein zu ziehen.

Sie begannen die Deputatschaft zu ernennen. Wer bei ähnlichen Geschäften betheiligt gewesen ist, wird begriffen haben, wie schwer ein solch Geschäft ist, besonders wenn die Meisten sich äußern, für kein Geld möchten sie sich wählen lassen, während ihre Seele nach der Wahl brennt wie die Zunge eines Hirsches nach einer Wasserquelle. Die Wirthin meinte im Vorbeigehen, das sei das Schönste, welches sie machen könnten, dem Landvogt selbst anzuzeigen, wie dumm sie seien. Wäre ich Landvogt, so versammelte ich morgen die Gemeinde, zeigte ihr an, solche Babi könne ich nicht brauchen, welche so wenig Achtung genössen, sie sollten andere Vorgesetzte wählen. So würde ich ausfahren, und die Sache wäre recht, wenn sie nicht gescheidter wären und die Dummheit selbst so recht austrompeteten.

Die Bemerkung schlug ein, faßte Grund, machte innerlich Bewegung, erzeugte Angst, die Berathung nahm eine andere Wendung, der Beschluß war ein überraschender. Sie wurden nämlich einig, hier zu bleiben, den Tag zu verarbeiten so gut als möglich, sich zu stellen, als hätten sie wichtige Geschäfte, welche hauptsächlich die Gemeinde beträfen, einstweilen aber nicht veröffentlicht werden dürften. Derweilen könne man unter der Hand nach dem Thäter, dem Majestätsverbrecher, forschen, denn er müsse an den Tag, es koste was es wolle. So was an den Häuptern der Gemeinde verübt, sei doch wohl noch nicht erhört worden, verdiene auch die allerhöchste Strafe, der Thäter müsse, sei er wer er wolle, ohne Ansehen der Person, wenigstens gehängt werden. Das sei das Beste, was sie thun könnten, meinte die Wirthin, gar

nichts an sich merken lassen, bis man den Thäter hätte, und unterdessen hier bleiben. Wenn sie es begehrten, so wolle sie ihnen ein Mittagessen bereiten, womit sie könnten zufrieden sein. Sie hätte noch was in der Beize, wenn sie es wüßten, sie könnten schon jetzt die Beine nicht still halten unter dem Tische, im Küchenschrank und in der Metzg würde sich wohl auch noch was finden. Das gefiel den Männern, sie gaben der Wirthin noch allerlei Aufträge, die Entdeckung des Thäters betreffend, dann legten sie sich auf ihr Tagewerk, lagen ihm auch mit großem Fleiß und staunenswerther Nachhaltigkeit ob, und wie jeder Fleiß zu schönem Bewußtsein führt, so wurden auch die Männer guter Dinge und voller Fröhlichkeit, es sprudelte der Witz, der Tag verblitzte. Die Finsterniß kam, Lichter wurden gebracht, sie wußten nicht, wie es Abend geworden, doch bei dem Einen war es verblieben: wenn sie nur den verfluchten Spitzbuben hätten, gehängt müßte derselbe werden, sei er wer er wolle, ohne Ansehen der Person, und zwar noch diesen Abend, — wenn sie ihn hätten nämlich.

Unterdessen war es nach und nach auch in der Nebenstube lebendig geworden. Anfänglich hatten sie sich dessen nicht geachtet, als es aber immer lauter klirrte und lachte, machte sie das Ungewohnte doch aufmerksam. Die Neugierde erwachte, die Wirthin wurde gefragt. Es sei jemand gekommen, antwortete sie uneinlässig und ging ihrer Wege. Das sei doch keine Manier so zu antworten, sagte einer, und da es drüben eben noch lauter lachte und lärmte, setzte er bei: wenn sie es nicht sagen wolle, so habe man Augen und könne selbst sehen, und in einem Wirthshause werde es wohl erlaubt sein, eine Stube aufzumachen, so gleichsam unbedacht und unversehens.

Er stieß die Pfeife in die Tasche, hielt erst das Ohr an die Thür, dann öffnete er sie leise ein klein wenig, guckte durch die Spalte, trat rasch aber leise zurück, winkte den anderen, deutete jedoch die größte Stille an; die schweren Män-

ner nahten sich so leise, als es bei zwei und drei Centnern auf dem Rücken möglich wird, stellten sich einer hinter dem andern auf, schauten sich über die Achsel, unter den Armen durch, kurz, wie jeder konnte und mochte nach seiner oder seines Vordermannes Beschaffenheit. Dem vordersten ward die anfängliche Spalte zu enge, geschweige dem hintersten, der gar nichts sah, gar nicht begriff, was das Kopfschütteln, das Flüstern: das hat gefehlt, das hat noch gefehlt, zu bedeuten hätte. Es entstand ein Drang nach vornen, ganz natürlich, wie ein weiser Rathsherr sagen würde, die Spalte erweiterte sich, da die Thür, wie alle Wirthshausthüren, verschwiegen in den Angeln war, ehe man es sich versah, stand sie offen. Der Vorhang war aufgegangen, im geheimnißvollen Zimmer saßen ein Dutzend Weiber um einen großen Tisch herum, auf welchem eine Masse von Halb-Schoppen-Gläsern, Schoppen und Flaschen standen. Die Weiber griffen in Gläsern und Flaschen herum, rochen daran, schüttelten die Köpfe, schoben sich zu, was sie in Händen hatten, lachten sich zu, sagten sich allerlei Witze. So trieben sie Spaß, klirrten tapfer mit den zugeschobenen Gläsern, versteckten aber oft hinter dem freundlichsten Schub das schärfste begleitende Wort.

Eine einzige nahm nicht Theil am Spiel, sie war die jüngste, lachte nicht und weinte fast, hatte einen großen Haufen von Glas vor sich und schob ihn nicht weiter. Da frug sie eine ältere mit erfahrenem Gesicht: Vrene was hast? Da schüttelte es die junge eine geraume Zeit, ungefähr wie einen noch nicht oft gebrauchten Ziehbrunnen, wenn das Wasser kommen will. Ach, ach, ich habe die Schoppen und Flaschen, welche mein Mann gehabt, ausgelesen, nun stehen sieben und dreißig vor mir! Ach Gott, was kostet das, was soll aus mir werden und aus ihm! Aber Vrene, aber Vrene, das ist ja nur Spaß, wie wolltest du die Schoppen kennen, aus welchen dein Mann getrunken hat? — Warum sollte ich sie nicht kennen? schluchzte Vrene. Er

kehrt alle um, läßt sie vertropfen, daß auch nicht ein einziger Tropfen mehr darin bleibt, jetzt habe ich sieben und dreißig Schoppen vor mir, welche gar nicht tropfen wollen. Da lachte die Alte und meinte: die, welche vertropfen ließen, seien sicher nicht die Schlimmsten, für die sei noch Hoffnung und zwar die meiste und mehr als einer müsse sein dieser Art, denn einer trinke allein nicht sieben und dreißig Schoppen. Das hatte das große Gelächter gegeben, denn jedes der Weiber wollte nun wiederum wissen, ob ihr Mann in diese Klasse gehöre oder in eine andere.

Während diesem Spiele war die Nebenthür aufgegangen, die Weiber merkten es, nahmen aber keine Notiz davon. Den Männern kam das Ding verdächtig vor, fast wie ein abgeredet Spiel. Der, welcher Ammann werden wollte, hielt es unter seiner Würde, so was ungerügt hingehen zu lassen, trat aus eigener Machtvollkommenheit aus dem Knäuel hervor, frug mit angehender Majestät, was das eigentlich bedeuten solle. Nichts Besonderes, sagte die eben erwähnte Alte, aber weil ihr es doch wissen wollt, so müßt ihr es wissen. Wir kamen euch entgegen aus Erbarmen und Höflichkeit, um euch eure Mäntel heimzutragen, rechneten darauf, daß ihr ein Glas Wein uns anbieten würdet, ihr bringt es ja sonst jeder Nase, welche in einem Mieder steckt. Aber wahrscheinlich waren wir nicht die Rechten, denn keiner achtete sich unser, auf dem Trocknen ließ man uns sitzen, was für solche Mannen nicht brav ist. Da erbarmte sich die Wirthin, brachte uns die Brosamen von der Herren Tische, die Schoppen, welche ihr ausgetrunken, damit wir sie austropfen lassen könnten. Ach du mein Gott, erst erschracken wir vor den Schoppen, wo doch jeder auf einen Satz nur einen trinkenwill, weil mehr ihm nicht wohl macht, und jetzt die Unzahl! Ach du mein Gott, und als man an's Tropfen kam, wollte nichts tropfen, und so sitzen wir da zwischen unzählbaren Schoppen und vielen Tröpfen, und nichts will tropfen, uns klebt die Zunge am Gaumen!

So sprach die Alte, und wir müssen sagen, daß nicht bloß die angehende Majestät erblaßte, sondern alle Männer verblüfft wurden. Der Daumen fiel ihnen in die Hand. Aber das ist bekannt, daß dem, welchem der Daumen in die Hand, doch nicht immer das rechte Wort in den Mund fällt. Man verbirgt die Verlegenheit wohl gerne hinter der Miene, welche wirklich beleidigte Majestät anzunehmen berechtigt ist. Mit gerunzelten Stirnen traten die Männer ein, der Instinkt gab ihnen ein, sie seien den leichten Waffen der Weiber nicht gewachsen, seien überhaupt im Nachtheil. Ob sie die schweren Waffen gebraucht hätten, wissen wir nicht, weiß doch ja selten der, welcher sie gebraucht, einige Sekunden vorher es selbst. Indessen die Wirthin war eine kluge Frau, gewandt in allen Fällen, und entgegen dem Grundsatze der Aerzte vermied sie jede Krisis. Im Nu hatte sie mit ihren hülfreichen Geistern den Tisch abgeräumt; ehe eine Erörterung ernstlich begonnen hatte, stand ein herzerhebend Abendessen da, ein recht eigentliches Zweckessen. Was aber ein solches für eine versöhnende, herzbrechende Macht hat, weiß niemand, als wer es erfahren hat, besonders wenn eine Wirthin nachhilft mit lustigen Redensarten und freundlichem Achselklopfen. Wir müssen sagen, einträchtiger als selten gingen die Ehepaare heim, die Weiber im Bewußtsein vollständiger Genugthuung, die Männer im innigen Verlangen, daß die Vergangenheit vergessen und vergeben sein möchte. Schön und friedlich war es selben Abend in allen Häusern, selb ist wahr, und allenthalben ward ein freundlich Nachfest gefeiert. Es wäre alles gut gewesen und zwei lustige Abende mehr in der Welt, wenn immerdar schön Wetter geblieben wäre am Ehehimmel und Friede in jedem Hause. Aber wie die Steine naß werden, wenn es ander Wetter geben will, und wie Blutstropfen hervortreten, wenn die Zeiten giftig werden, so stieß es diese Witze heraus, wenn es trüb in den Herzen wurde, sie wurden sichtlich, wurden

gezeigt, dann erfolgte sicherlich Blitz und Donner, manchmal sogar wirklicher Hagel.

Witz ist gar lustig am Ehehimmel, Wetterleuchten, welches die Luft reinigt und schön Wetter macht, aber er muß wechseln zwischen Mann und Weib und zwar bei unbewölktem Himmel und unter vier Augen. Wird der Witz zwischen Mann und Weib ein öffentlicher, dann hat's gefehlt, es giebt Verhältnisse, welche in Praxi die Oeffentlichkeit nicht ertragen mögen, ein solches ist die Ehe. Wer weiß, bei der Emancipation der Weiber kommt's vielleicht besser. Da wird dann **per se** alles öffentlich, und was die Weiber dabei gewinnen, das wird die Zeit lehren; wer's erlebt, wird's anschauen. Wer aber dann wiederum vernimmt, was jene angeschaut, der wird in stiller, verschwiegener Traulichkeit und häuslichem Beieinandersein das Glück suchen — und finden.

Wahlängsten und Nöthen des Herrn Böhneler.

(Neue illustrirte Zeitschrift für die Schweiz, Jahrgang 1849.)

Es ändert sich die Welt, wie man zu sagen pflegt; es wechseln die Sitten der Menschen, und doch geschieht nichts Neues unter der Sonne, wie Salomo sagt, denn das Alte wird seiner Zeit wieder neu und das Neue alt. Das Wort Staatskunst klingt gar hoch und schwer; man stellt sich wunder was darunter vor, aber es steckt nicht halb so viel dahinter; es bedeutet bloß: die Kunst, an's Ruder zu kommen.

Ununterrichtete möchten glauben, dazu gehöre auch die Kunst, am Ruder zu bleiben, aber sie würden sich sehr irren. Das am Ruder bleiben und nicht bleiben hängt ganz vom Wetter ab, und das macht bekanntlich Gott. Wenn es viel Birnen giebt, giebt es viel Eichhörnchen; gerathen die Trauben wohl, schneit und regnet es Regenten, und was kann der Mensch an Trauben und Birnen machen?

Die Staatskunst oder die Kunst, an's Ruder zu kommen, besteht in zwei ganz verschiedenen Methoden, von welchen bald die eine, bald die andere die herrschende ist: entweder muß man dazu geboren oder dazu gewählt werden. Diese beiden Methoden schließen einander ziemlich aus. Denn zumeist wird nicht gewählt, wer dazu geboren wäre, und wer gewählt wird, ist wiederum nicht dazu geboren, und je weniger Einer dazu geboren ist, desto hitziger betreibt er das Ge-

wähltwerden. Jede hat natürlich ihre angenehme und ihre fatale Seite. Unstreitig ist die des Geborenwerdens für die, welche eben geboren werden, die bequemere; den vielen Umtrieben und Drangsalen, welche bei Wahlen stattfinden, ist der Faden radikal abgeschnitten. Das Glück kömmt so gleichsam im Schlaf.

Gegenwärtig leben wir in Zeiten der Wahlmethode, ja wir leben eigentlich im Wählen und vom Wählen; denn es wird wirklich fast nichts mehr gedacht, geredet, geschrieben, geschafft, als Wahlen und Wahlen, und hört es an einem Ende auf, hui geht es am andern wieder an. Wenn nun eine Kunst so recht im Schwunge ist, so ist es nicht bloß ein Zeichen, daß ein schön Stück Brod darin liegt, sondern es bildet sich darin eine Virtuosität oder Schwunghaftigkeit aus, welche von der Nachwelt bewundert wird, daher die Zeit, in welcher sie herrscht, die Kunstperiode oder die Blüthenzeit der Nation genannt wird.

Nun scheint es wirklich, als ob wir gegenwärtig in einer solchen Periode, in der Wahlblüthe leben, in unserm Lande wenigstens; denn noch nie wurde das Wahlgeschäft so schwunghaft, so ausdauernd und mit solcher Kunstfertigkeit betrieben, als in den jüngsten Zeiten, und allem Anschein nach wird es einstweilen wenigstens nicht abnehmen. Es wird daher niemanden als wie vom Zaune gerissen erscheinen, wenn wir den geneigten Leser mit einer ganz kurzen Schilderung der Wahlnöthen und Wahlängsten des Herrn Böhneler zu unterhalten suchen.

Herr Böhneler war ein ganz prächtiger Mann, aber zum Ruder nicht geboren, daher es ein Glück für ihn war, daß die Blüthenzeit seines Lebens mit der Periode der Wahlblüthe zusammenfiel. Herr Böhneler war von der gütigen Natur auf das glücklichste ausgestattet, für diese Periode nämlich. Bekanntlich giebt es Thiere, welche das Wetter wittern Tage, Wochen vorher und sich einrichten nach den Winden, die da

kommen, nach Sonne und Schnee, welche in Aussicht stehen; so hatte es Herr Böhneler accurat. Da also das Bleiben am Ruder ebenfalls vom Wetter abhängt, wer schickt sich da besser an's Ruder als der, der instinktmäßig das Wetter wittert Wochen, Monate voraus? Die Wetterkapuziner sind bekannt, wie sie ihre Kapuze über's Haupt ziehen und wieder sie lüften und barhaupt dastehen und alles ohne alle Vernunft, aus bloßem Instinkt; gerade so eine glückliche Gabe hatte Herr Böhneler und zwar eben auch ganz aus bloßem Instinkt. Und dieser Instinkt dehnte sich auf seinen ganzen Verkehr aus. Er konnte heute vor einem Menschen barhaupt, den Hut in der Hand, stehen und morgen behielt er kühn den Hut auf dem Haupte, wenn der andere vor ihm den Hut abzog; er konnte heute Männern, welche auf seinem Zimmer waren, sagen, er bitte sie, sich gleich zu entfernen, er könnte sonst verdächtig werden, wenn man sie bei ihm anträfe, denen er einige Tage vorher nachwedelte wie Lips, der bekannte schwarze Pudel, seinem bekannten Meister. Nur eins hatte ihm die Natur versagt; das machte ihn zu Zeiten fast trostlos: es wuchs ihm nie und nimmer ein Schnauz. Bekanntlich haben wir in unserm Vaterland von Zeit zu Zeit martialische Anfälle, ganz schreckliche, mörderliche, wo wir uns geberden, als wollten wir die halbe Welt fressen, die andere halbe dazu als Getränk verbrauchen. Wer das Vaterland liebt, ein Volksfreund ist, muß diese Anfälle begreiflich auch haben und zwar nicht bloß haben, sondern auch gleichsam sie repräsentiren. Dies geschieht am wirksamsten mit Worten, Worten wie Keulen, mit welchen man nicht bloß Franzosen und Oesterreicher zu Pulver zermalmt, wie Tabakblätter in einer Schnupftabakstampfe, sondern alle Büffel und Elephanten sammt Kameelen und Rhinozerossen todtschlägt, als wären es Fliegen oder höchstens Käfer, in welcher Methode Luvini, der Tessiner Held im Rathssaale, ein unübertreffliches Vorbild ist. Indessen reden kann man nicht immer, man muß den Heldenmuth und die

Vaterlandsliebe auch vorweisen, sie zeigen können auf hundert Schritte weit, daher hat man ein allgemeines Zeichen, das ist der Schnauz. Man nimmt an, wie auf gutem Mist Schwämme wachsen über Nacht, wenn es schlecht Wetter geben will, so wachsen, wo die Herzen gut seien, die Gesinnung recht, die Volksthümlichkeit groß, gleichsam über Nacht Schnäuze unter der Nase, wenn dem Vaterland Gefahr drohe, wenn es Krieg geben wolle. Ein solches Zeichen brachte Herr Böhneler nicht zuwege, ein Schnauz wollte ihm nicht wachsen; es brachte Herrn Böhneler fast zur Verzweiflung. Er habe zwar graue Haare, schwache Augen, schwache Beine, aber sein Blut sei heiß für's Vaterland wie zwanzigjähriges, sagte er; er fühle Kriegsdrang und würde für die Freiheit sterben, sagte er, wenn er jünger wäre.

„Anne Bäbi," schrie er oft auf des Nachts, „Anne Bäbi, was mache ich doch, um einen Schnauz zu kriegen. Anne Bäbi, weißt mir nichts? Seifen hilft nichts, was meinst, wäre Lauge gut?"

„Schweig doch mit dem G'stürm," antwortete Anne Bäbi; „wenn es jemand hörte — Kinder und Kindeskinder müßten sich ja schämen; es würde ihnen vorgehalten werden. Dir wächst dein Lebtag keiner, du hast ja schon so viele Schnäuze bekommen dein Lebtag, daß du, wenn sie hätten wachsen wollen, einen hättest, der ginge von hier bis Basel, pfi Tüfel, Böhneler!"

Herr Böhneler war eigentlich vor längerer Zeit schon gewählt worden und zwar in einer glücklichen Zeit, in der Erstlingsperiode der Wahlen. In solchen Zeiten werden immer die besten Geschäfte gemacht. Der Concurrenten sind wenige, die Nachfrage ist hitzig. Seine erste Wahl fand zu einer Zeit statt, wo das Mues umgerührt ward mit der gröberen Kelle von oben bis unten. Jede Köchin nun weiß, wenn man ein Mues, Bohnen- oder Erbsenmues, tapfer rührt, so bleiben Bohnen und Erbsen oder wenigstens deren Hülsen

an den Rändern des Hafens hängen. Accurat so geht es in aufgeregten Zeiten. Die Raths- und andere Herren bleiben halt hängen über dem übrigen Mues. Unser Böhneler (eigentlich sollte man immer sagen Herr Böhneler, wegem Respekt, aber der Kürze wegen und weil wir mit der ganzen Familie Böhneler zwar durchaus nicht verwandt, aber sehr genau bekannt sind, wollen wir den „Herrn" zuweilen auslassen) hatte die bestimmteste Aussicht, daß man ihn in der Höhe hängen lasse und zwar ohne Schnauz. Er hatte sich mit dem Stutzer auf einigen Schießeten sehr befaßt und absonderliche Reden losgelassen, daß die Schießhütte fast ohnmächtig ward. Aber es stach ihn der Haber, er wollte nicht mehr so bloß ein simpler Gewählter sein, er wollte mehr. Der Ehrgeiz und der Geldgeiz sind halt Brüder und beide haben kein Genügen, und je mehr Einer hat, desto mehr hat er noch zu wenig.

Herr Böhneler wollte nicht mehr so ein bloßer Gewählter sein, sondern ein Wahlherr, d. h. ein Lenker der Wahlen, eine Schicksalsperson des Vaterlandes. Er wollte erscheinen als Einer, der Einfluß habe auf die Wahlen, zu dem man trete und frage mit Respekt: „Herr Böhneler, wie steht es mit den Wahlen?" der dann sagen konnte mit Bestimmtheit: „Ich garantire dafür, es ist alles besorgt, es geht wie Schnupf. Die Gegner geben sich zwar unsägliche Mühe und brauchen Mittel, welche ich ihnen an den Kopf schlagen will, wie ein Schulmeister seinen Knaben die Pelzkappen; aber zählt auf mich, sie fahren mit Glanz ab;" — zu dem man sage: „Böhneler, wir zählen auf Sie, Sie sind der Mann; Sie haben Kredit bei dem Volke, Sie haben sich ihm bewährt!" Aber um diese Stellung so recht mit Ehren einzunehmen, mußte er wenigstens in zwei Wahlkreisen gewählt sein; er mußte so gleichsam ein persönliches Vertrauensvotum erhalten haben, wie sie jetzt üblich sind. Von wegen, je mehr man mit einer Sache betrogen wird, desto mehr hascht man

nach Zeichen der Aechtheit, sucht Sicherheit für sich selbst zu haben und Andern zu geben.

Böhneler hatte nicht schlechte Aussichten. In einem Wahlkreise war er eingebürgert, in einem andern Wahlkreise hatte er Besitzthum und Verwandtschaft, er selbst aber wohnte in der Hauptstadt. Im ersten Wahlkreise scheint der Boden für Kirchenlichter äußerst ungünstig zu sein, denn er war das erste und einzige, welches in diesem und vielleicht auch im vorigen Jahrhundert demselben entsprossen war. Auf seine Mitbürger konnte er sich fest verlassen, denn wie süß tönt's nicht für einen Bürger, wenn er sagen kann: Wir haben auch einen drinnen (in der Hauptstadt), der und der ist unser, er ist hier daheim. Wie keck geht man dorthin in dem Bewußtsein, einen drinnen zu haben, zu dem gehe man, der kenne alles, hätte am meisten zu bedeuten, und was der sage, das sei gesagt! Im andern Wahlkreise schien die Sache weniger sicher, da waren Notabilitäten, da waren namentlich jüngere Leute, denen nicht sowohl ein Bewußtsein als ein Gefühl erwachte, eigentlich seien sie nichts, würden sie aber gewählt, dann wären sie auch etwas und könnten alle Tage mehr werden, wenn sie immer frisch zu was Neuem gewählt würden. Böhneler hatte Erfahrung in diesen Dingen und namentlich die, daß man es durchaus nicht auf das Ungefähr ankommen lassen, d. h. dem gesunden Sinne des Volkes vertrauen dürfe. Das käme wunderlich heraus, sagte er oft, wenn nicht verständige, vaterlandsliebende Männer der Sache sich annehmen würden, so könnte man zusehen, wie es ginge. Böhneler wußte, es waren drei Manöver nöthig und zu den drei Manövern drei Dinge. Das Geschäft mußte vorbereitet werden, das mußte eine Zeitung thun; es mußte betrieben werden durch sogenannte Panduren; es mußte unterstützt und nachgeholfen werden durch den zu Wählenden selbst. Die Zeitung hat vielleicht ein halb Jahr oder noch länger vorher die Steine allfälligen Anstoßes aus dem Wege zu räumen, d. h.

muthmaßliche Mitbewerber moralisch und vaterländisch todt zu schlagen, unmöglich zu machen, ihren Begünstigten dagegen an die Sonne zu stellen, ja ihn selbst leuchten zu lassen, wenigstens wie ein Ampeli in einer Laterne. Sie thut dieses ohne Zusammenhang mit den Wahlen, ganz wie zufällig. Sie wischt gegen den Todtzuschlagenden alles von Vater und Großmutter her zusammen, was je beim Brunnen oder an einer Wasche verhandelt worden, sie ruft alle Jugendsünden vom ersten Tage des Lebens an aus dem Grabe, stellt sie als die Anfänge der gegenwärtigen Sündhaftigkeit vor's Publikum hin, als wären sie gestern begegnet und drohten heute dem Vaterland Verderben. Sie stempelt alle Muthmaßungen, alle Verdächtigungen, welche je absichtlich über den Menschen ausgestreut worden, zu ausgemachten Thatsachen und giebt sehr fein zu verstehen, das sei aber nichts gegen das, was sie noch wüßte, womit sie aber einstweilen hinter dem Berge halte; sei es dann noch nöthig, so werde sie unumwunden damit ausrücken, giebt nachdrücklich zu verstehen, es handle sich um geheime Verbindungen und Reaktionsgelüste, welche sich zu verwirklichen drohten. Von ihren Begünstigten sagt sie aber so viel thunlich: Herr X. hat den Antrag gemacht, er beliebte aber nicht; er trägt sich mit volksthümlichen Projecten, dringt aber nicht durch, seine besten Bestrebungen werden von gewisser Seite her gelähmt. Man kennt die Thäter, aber Geduld, in wenig Monaten wird es besser. Wir hoffen, Herr X. erhalte eine Stellung, seinem Willen und seinen Talenten angemessen. Der bescheidene Mann wünscht sich zurückzuziehen; wir erwarten aber vom Volke, es werde seine Freunde kennen und sich dieselben zu sichern wissen. Man schreibt uns von Z., sie hätten dort die Freude gehabt, Herrn X. in ihrer Mitte zu besitzen; er hätte den Auftrag, die fragliche Angelegenheit zu untersuchen. Alle, welche das Glück hatten, in seine Nähe zu kommen, waren erstaunt über die Tiefe und den Umfang seiner Kenntnisse und in gleichem Maße entzückt über seine

Liebenswürdigkeit; von Anmaßung oder Hochmuth keine Spur. Glücklich ist ein Volk zu preisen, welches solche Repräsentanten hat! Umsonst hofft man seit Jahren auf eine neue Gewerbsordnung. Herr A. soll den Entwurf machen. Man kennt aber Herrn A. und seine Arbeitsweise; kommt der Auftrag nicht in andere Hände, so können wir noch ein Jahrhundert warten. Herr X. wäre ganz der Mann, vollständig und zweckmäßig ein Projekt zu entwerfen; wer kennt nicht seine trefflichen Arbeiten in diesem Fache! Aber kleinliche erbärmliche Eifersucht lähmen den Mann, binden ihm die Hände, setzen ihn allenthalben zurück; wir hoffen aber, das Volk werde sich mündig zeigen und die Eifersüchtigen zu beseitigen wissen.

So ungefähr lauten die vorbereitenden Artikel, welche hageldicht sich folgen. Mit einer solchen Zeitung setzte Herr Böhneler sich in genauere Verbindung. Der Redacteur derselben war ein grauer, dicker Schuft, der seinem besten Freunde für zwei Flaschen Neuenburger die Haut abgezogen hätte. Ja hätte er einen Wohlthäter gehabt, der ihn aus babylonischer Sclaverei erlöst, der in afrikanischer Wüste ihm den schrecklichsten Durst gelöscht, ihn gespeiset, gekleidet, ihm auf die Beine und in besseres Land geholfen, er wäre im Stande gewesen, um ein Linsengericht oder sonst um ein Pöstlein diesen Mann zu verleumden und zu verlästern. Ja er wäre im Stande gewesen, alle diese persönlich empfangenen Wohlthaten, so wie was der Mann Andern Gutes oder sonst Gemeinnütziges gethan, als den schändlichsten Verrath am Vaterlande, als wahre Greuelthaten darzustellen. Würde er etwa noch gesagt haben: Seht mich an, mich Sauhund und Schweinskerl, mich hat er aus der babylonischen Gefangenschaft errettet; seither verfloß kein Tag, wo ich nicht was Schlechtes gethan, gelogen, gelästert, dem Vaterland Schaden zugefügt, es dem Abgrund zugeführt, an dessen Rande es schwankt; hätte er mich im Gefängniß vermodern lassen, so wäre das Alles nicht geschehen, so wäre unsägliches Unheil nicht. An diesem Allem

also ist er schuld durch seine dumme Gutmüthigkeit — so wäre noch was Wahres an dieser Rede und sie ließe sich betrachten — aber so würde eben der graue, dicke Schuft nicht reden, sondern geradezu lügen, daß der, welcher ihn errettet, der gewesen, der ihn seiner Freiheit beraubt. Mit diesem setzte sich Böhneler in Verbindung, weihte ihm seine Dienste. Nicht etwa, daß er ihm Geld aus seinem Sacke versprochen — bewahre, das ist eben auch die Kunst, so was auf Staatskosten zu machen. — Böhneler versprach ihm erstlich Mittheilung von allem, was bei Eid und Pflicht geheim gehalten werden sollte. Solche Mittheilungen helfen bekanntlich einer Zeitung beträchtlich auf. Er versprach ihm zweitens gelegentlich artige Gratifikationen aus dem Staatssecke und wo möglich eine feste Anstellung mit schönem Gehalt, aber ohne Arbeit. So macht sich solches. —

Mit noch größerer Leichtigkeit wußte Böhneler zu Wahlpanduren zu kommen. Am passendsten werden diese Panduren unter dem Militär, den Staatsangestellten und aus dem Lehrstande gewählt. Diese Klassen kommen durch ihre Stellung mit vielen Leuten in Verkehr; ihr Amt sichert ihnen einen bestimmten Einfluß, sie können sagen: „Thust's, wohl und gut, sonst wart', ich will dir!" So was ist zwar verboten, aber man weiß wohl, wie das gemeint ist. Amtsmißbrauch heißt nur, was gegen das Vaterland, d. h. gegen die herrschende Partei geschieht, zu Gunsten des Vaterlandes und der wahren Volksvertreter und Volksfreunde kann das Amt nie genug gebraucht, geschweige denn mißbraucht werden. Und wenn ein Polizeidiener von Haus zu Haus sagte: wählt doch um Gotteswillen den und den, ich kriege dann was, so kömmt es keinem Menschen in Sinn, das unrecht zu finden, wenn es zu Gunsten des Rechten geschah. Je höher im Rang ein Militär steht und je nöthiger er an Geld ist, desto besser taugt er zum Panduren und am allerbesten, wenn er noch dazu Kaufmann ist, ein Geschäft hat, welches auf allen vier

Beinen wackelt. So einem kann man unterlegen mit Krediten, wie man unter wackelnde Tischbeine Papierklümpen stößt, welche eben nichts zu bedeuten haben, kann auch dies oder jenes in ihre oder eines Bruders Tasche weisen, Lieferungen z. B. und namenloses Anderes.

Gerade so einen, der noch dazu ein hübscher Kerl war, mit breitem Rücken und Kruselhaar, der den Weibern wohl gefiel und doch zu dumm war, um gefährlich zu werden und den Platz in Böhneler's Schuhen zu usurpiren, fand Böhneler. Der Mann war ungeheuer glücklich. Erstlich glaubte er, einen Schönern gebe es nicht zu Berg und Thal, wenn er seine Uniform mit den dicken Epauletten am Leibe hatte und gar, wenn er wie ein Schneider zu Gaule saß. Zweitens kam er sich so wichtig vor, so bedeutsam und berühmt, weil er Schreiben erhielt von Oben und Eröffnungen ihm gemacht wurden, daß er an heitern Tagen Morgens und Abends auf die Hochwacht ging, um zu sehen, ob niemand käme aus Deutschland oder Italien in großem Aufzug, mit Schalmeien und Posaunen. Man hatte ihm gesagt (lesen konnte er übel, es war nicht sein Fach), an dem einen Orte hätten sie einen Kaiser nöthig, am andern einen Papst, und weil er mit beiden Ländern so bekannt war, träumte es ihm alle Nächte, er könnte berufen werden entweder nach Italien als Papst oder nach Deutschland als Kaiser. Für Papst schicke er sich absonderlich, weil er besser auf einem Esel reiten könne als auf einem Pferde und die Religion ihn nicht genire, zu einem Kaiser aber nicht weniger, weil er sogar von der Bataillonsschule etwas kenne, in drei Sprachen sprechen gehört und eine ansehnliche Postur habe, einen germanischen Kopf, falb und dick und viel Anlagen zur Gnädigkeit.

Wenn er so geträumt hatte, so kam es ihm dann am Tage vor in seiner Einfalt, es wäre weder der eine noch der andere Posten so dumm; einstweilen hätte er weder Weibel noch Wechsel mehr zu fürchten.

Der Lehrer, zu dem Herr Böhneler ferner seine Zuflucht nahm, war ähnlichen Schlages, hatte Nachsicht in Beziehung auf die Schule nöthig, war Gemeindeschreiber, **Factotum** der Gemeinde und hatte es vielleicht nöthig, daß man ihm blinzelte, von wegen etwelcher Unsauberkeit über das Nierenstück. Er konnte reden mit Pausbacken, die drei Erzengel lösten ihm nicht die Schuhriemen auf, einen gstabeligen Rücken machen und wieder sich krümmen je nach Nothdurft, wie ein Hofmann, freilich von der noch ungehobelten Art, und war zu gebrauchen zu allem, von dem er glaubte, es führe zur Erfüllung seiner Träume; denn auch er war mit Träumen behaftet und zwar mit gar nicht übeln wie Joseph. Wegen Rücken, Stimme, Stellung und weil er sagte: er brauche nur den Finger aufzuheben, so zöge man ihn mit Gewalt an's Ruder; es sei mancher daran gekommen, er reiche ihm nicht bis an die Knöchel, hatte er großen Einfluß in der Gemeinde, in verschiedenen Pinten und Speisewirthschaften, absonderlich bei der Lehrerschaft, die, je mehr er log, desto fester an ihn glaubte, von wegen ihrer gemeinsamen Richtung.

Als dritten Hauptpanduren — denn jeder der Hauptpanduren hatte noch eine Menge Unterpanduren bei Handen, welche alle mit Staatshoffnungen befriedigt oder wenigstens darauf hingewiesen worden (Polizeidiener hätten den Lohn sicher lieber baar gehabt, erhielten ihn vielleicht auch so) — erhielt er einen Angestellten, der dazu noch gemeiner Großrath war.

Da war Herr Böhneler erst recht glücklich. Dieser Großrath war nicht bloß Regent seiner Gemeinde und zwar so vollständig, daß kein Weib in der Gemeinde ein Kaffee kochen konnte ohne seine Erlaubniß, sondern er hatte seine Unterthanen im ganzen Wahlkreis. Alle Lehrer tanzten nach seiner Geige; Alle, welche vor Gericht mußten, stimmten nach seinem Pfiff; von wegen seiner gründlichen Beschränktheit begriff er nichts vom Recht, sondern bloß etwas von den Farben:

wer von seiner Farbe war, hatte Recht und Unrecht alle Mißfärbigen.

Man begreift, ein Mann von dieser Sorte muß großen Wahleinfluß haben, und wenn er noch dazu gemeiner Großrath ist, der hin und her muß, so bildet er die lebendige Verbindungslinie, empfängt die allerfeinsten Instruktionen, welche man nicht gerne dem Papiere anvertraut, auch wenn man die alleruntherthänigste Kreatur zum Postmeister hat, trägt sie unsichtbar im Kopf herum und verdolmetscht sie nach Bedürfniß. Eine solche Person ist dem innern Gehalt nach von der allergrößten Wichtigkeit; sie braucht nicht groß zu sein, kann ganz füglich ein Knirps sein, auch Schönheit ist nicht nothwendig, ja, je unverschämter die Fratze ist, desto wirksamer ist die Frechheit der Person. Einen solchen Panduren zahlt man begreiflich auch nicht aus eigenem Sack, aber er hat die sicherste Anwartschaft auf Staatsstellen und die bestimmte Gewißheit, daß ihm niemand was anhaben mag und wenn er es schon möchte, doch nicht könnte.

Diese Panduren sind accurat was die Weckenweiber. Die Weckenweiber backen nicht selbst, sie nehmen Brod und Wecken bei den Bäckern, vertragen sie mit den zudienlichen Redensarten im Publikum. Die Panduren haben ihre Instruktionen, aber den Hauptstoff nehmen sie aus der zudienlichen Zeitung, vertragen und verdolmetschen ihn dann im Publikum eindringlich und nachdrücklich, daß Kinder in Krämpfe fallen, Weiber in Ohnmachten und ältere Leute das Zittern kriegen lebenslang. Den Panduren liegt hauptsächlich das scharfe Aufpassen ob, ob irgend wer in's Wahlgehege komme, und sobald sie von ferne etwas Verdächtiges bemerken, alsbald einen Höllenlärm zu beginnen, wie die Hottentotten ihn machen, wenn sie eine Wolke Heuschrecken am Niederlassen hindern und sie weiter treiben wollen. Da müssen sie laufen, springen, rühmen, lügen, reden, daß die Zunge ganz klein und abgenutzt wird; da haben sie manchmal harte Arbeit und

ihre Stellung ist nicht angenehm, man muß eigentliche Panduren-haut und Magen haben, um sie zu verrichten.

Die „Unterstützung" endlich lag Herrn Böhneler selbsten ob. Herr Böhneler mußte den Volksmann machen, mußte bei jedem Bekannten aus jenen Wahlbezirken stehen bleiben, die Hand geben, zum Essen einladen, nach Großvater und Großmutter fragen und der Nachkommenschaft und schalkhaft beifügen, wenn sie etwa noch einmal einen Götti nöthig hätten, so wüßte er ihnen einen, der schlüge es nicht ab, im Gegentheil thäte es gerne.

Sehr förderlich ist es, wenn gerade Leute aus der Gegend in Garnison sind, mit freundlichen Grüßen und einigen Einladungen kann man viel machen. Freilich geht dabei etwas drauf, denn die Leute in Garnison sind gewöhnlich mörderlich hungrig und durstig. Ferner muß er einige Briefe ergehen lassen, nicht wegen den Wahlen eigentlich, mehr Ergießungen seines Herzenleides, daß den Wünschen und Bedürfnissen des Volkes nicht besser entsprochen werde. Es dünke ihn manchmal, es wolle ihn versprengen, aber mit dem Kopf komme man durch keine Mauer. Uebrigens sei das Volk selbst daran schuld, so lange es nicht volksthümlichere Wahlen treffe, komme es nicht besser u. s. w. Endlich muß man sich zeigen in den Wahlkreisen, nicht um sich direkt zu empfehlen, sondern eben um sich zu zeigen. Da sind Musterungen, Märkte, Schießen, Gerichtssitzungen vortreffliche Gelegenheiten. Das läßt sich auf Staatskosten perfekt machen.

Es giebt alleweil eine Kasse zu visitiren, eine streitige Mark anzusehen, eine neue Brücke zu besichtigen, ein Cantonnement zu betreiben, kurz irgend ein Staatsgeschäft, welches berechtigt, auf Staatskosten von Staatswegen im Lande herum zu fahren. Bei solchen Anläßen und einigen Flaschen Zapfenwein ist schon Unglaubliches gethan, sind Existenzen gegründet und Existenzen zerstört worden.

Böhneler that alles gewissenhaft mit großem Geschick,

trug die schönsten Hoffnungen heim, und der verhängnißvolle Tag erschien, ohne daß den Wahlsieg irgend etwas zu gefährden schien. Indessen, man weiß wohl, wie es geht, wie man in der Ferne sich dies und jenes denkt, wie peinlich das Warten ist auf das entscheidende Wort, wie unendlich lang dabei die Stunden werden, das Unwahrscheinlichste sich als wirklich eingetreten vor Augen stellt. Als Böhneler am Morgen des Wahltages erwachte, überschlug er noch einmal alle Möglichkeiten, rechnete, um welche Zeit er wohl das Wahlergebniß vernehmen könnte, im Fall man ihm einen Expressen schicke. Befohlen hatte er es zwar nicht, er hatte angenommen, die Leute hätten Verstand, und zählte darauf. Wenn alles günstig ging, wie er es erwarten konnte, er im ersten Wahlgang zuerst erwählt wurde und einer alsbald ablief, konnte er um zwei bis vier Uhr bereits Nachricht haben, wenigstens aus dem nähern Wahlkreise. Herr Böhneler wußte, daß man solche Expressen einigermaßen traktire, und je besser es geschah, desto förderlicher war es bei der nächsten Wahl. Mangel an Berücksichtigung eines Expressen konnte einem Gewählten für sein ganzes Leben den Hals brechen. Nun ist man selbst in einer Stadt übel z'weg, wenn man um zwei oder drei Uhr irgendwo was Eßbares will holen lassen; man findet bloß miserable Reste und dazu noch kalt. Böhneler hatte einen Gedanken und, wie er glaubte, einen sehr guten, sowohl in Betreff der Sache als des Geldseckels. Aber wie kühn er thun konnte, wenn auch ohne Schnauz, für's Vaterland, vor seinem Anne Bäbi war er immer ein zahmes Bubeli; darum sprach er ihn nur schüchtern aus und verbrämt mit viel Zärtlichkeit. „Fraueli," sagte er, „mys Schatzeli, wie wäre es, wenn man dafür sorgete, wenn etwa ein Expresser käme zur Unzeit. Ich möchte dir nicht Mühe machen, viel Gelauf's ersparen, und du weißt, daß man denen gehörig zu essen und zu trinken geben muß. Wie wäre es, wenn du ein halbes Dutzend kreuzerige Pastetchen holen ließest,

das ist den Leuten seltsam und kostet nicht viel. Dazu für ein paar Batzen Schinkenschnittchen und ein weißes Brödchen; wenn es schon ein vorgestriges ist, es macht nichts, er hat nur desto länger daran zu mahlen. Wein ist noch genug im Keller, es sind noch einige Flaschen unten, und das Fäßchen, wo der Vierbatzige ist, ist noch fast voll; man kann von dem aufstellen, aber in einer Maaßflasche, daß er sehen kann, man gönne es ihm. Fraueli, Schatzeli, was meinst, sind das nicht gute Gedanken?"

Frau Böhneler war da gestanden mit eingestemmten Händen, hatte mit großen Augen und spöttischem Munde der Rede des Mannes zugehört bis zu Ende.

Darauf fragte sie: „Böhneler, schmöck!" drehte sich um und ging ab. Da seufzte Böhneler tief auf.

„Ach," sagte er, „es ist nichts mit Anne Bäbi zu machen, es bleibt das gleiche Bäbi, so lange es lebt. Ach, wenn man doch voraus wüßte, was man Alles würde, dann könnte man seinem Stande gemäß heirathen und käme nicht in solche Verlegenheit mit einem Anne Bäbi! In Gottes Namen, ich muß in die Sitzung, hoffentlich bin ich längst zurück, wenn jemand kömmt." Er bewegte sich mit vielem Anstande in die Sitzung und machte dort eine ganz andere Figur, als vor seinem Anne Bäbi. Böhneler hatte sich das Ansehen bereits zu geben gewußt, als sei er eine Potenz auf dem Lande, im gegenwärtigen Fall eine Wahlmacht, und wie man sich auf der Börse um die Geldmächte drängt, um Rothschild, Hoppe u. s. w., um den Stand der Aktien und der Fonds zu vernehmen, so drängte man sich um die Wahlmächte, um den Stand der Wahlhoffnungen zu vernehmen. „Böhneler, wie steht's dort? Böhneler, was meint Ihr? Böhneler, was habt Ihr für Nachrichten?" tönte es von allen Seiten. Und Böhneler drehte sich mit Behagen rund um und gab mit einer Bestimmtheit und Sicherheit Bescheid, als wenn er diesen Augenblick mit der Eisenbahn von dorther gekommen

wäre. Ein solches **au fait** sein vermehrte beträchtlich seine Bedeutsamkeit. Die Sitzung war begreiflich sehr kurz; es wurde meist nur von dem Wahlgeschäfte geredet, welchem die Herren selbst noch obliegen wollten in der Hauptstadt. Sie redeten ab, was allfällig noch zu machen sei, und wie sie sich zu vertheilen hätten, daß sie noch einwirken könnten in der Kirche selbst.

Die Wahlen gehen nämlich zumeist in der Kirche vor, und das ist eine herrliche Sache! Das ist eine Prüfung vor Gott von sämmtlichen Wählern; das ist ein wahres Selbstgericht, ein vorläufiges. Da thun Buben und Männer im nämlichen Hause, in welchem sie getauft und das christliche Gelübde abgelegt, ihren Sinn kund, und das Zeugniß dieses Sinnes wird an dem Tische abgelesen, an welchem sie das Mahl empfangen, von dem es heißt: „Wer unwürdig, als Heuchler oder Unbußfertiger ißt und trinkt, der ißt und trinkt sich selbst das Gericht.“ Die Zeugnisse dieses Sinnes steigen auf zu dem, der die Gelübde gehört, der den Segen hat in seiner Hand, der selig macht und verdammt; sie bleiben droben angeschrieben. Ihr Buben und ihr Männer, vergeßt es nicht! Jeder Name, den ihr schreibt, ist ein Zeugniß für oder gegen euch; Herrgott, wie viele ruchlose Namen werden einst ewig brennen auf den Seelen verstockter Wähler! Sie sollen das Salz der Erde sein, ach und wie dumm sind sie geworden. Pharao war verstockt und ersoff im rothen Meere. Wähler, die Christen sein wollen und doch für das unzüchtigste Gezüchte in einer christlichen Kirche stimmen, sind zehnmal verstockter als Pharao, worin werden die wohl ersaufen? Je schlechter das Geschlecht wird, desto öfter muß es wählen in den Kirchen, je näher das Gericht Gottes, desto strenger kommen seine Warnungen. Volk merk's!

Als Böhneler aus der Sitzung an's Wählen ging, hatte er so wenig einen Begriff davon, wohin er ging und was das Vorzunehmende nach Obigem zu bedeuten habe, als die Andern.

Aber auf dem Wege ging Böhneler bei einem Schweinehändler vorbei, der seine Waare appetitlich ausgestellt hatte, und dessen junge Frau ebenfalls sehr appetitlich daneben stund. Da schoß Böhneler ein Blitzgedanken durch den Kopf. Er hielt viel auf diesen Gedanken, denn sie kamen ihm selten, und was rar ist, hält man gewöhnlich für viel werth. Böhneler fragte nach Schinkenschnitten, nach Bratwürsten, ob solche Nachmittags zwei oder drei Uhr zu haben, in welchen Quanten, welchen Preisen, und nebenbei schäckerte er mit der appetitlichen Frau sehr angenehm, sagte ihr Schönes, kurz war sehr holdselig, so holdselig, daß, als er fort war, das Frauchen seufzte: ach, wenn sie doch Alle so wären, wie der Böhneler! und alsbald Anstalten traf, auch dessen kühnsten Ansprüchen zu entsprechen. Herr Böhneler nahm nun seinen Platz in der Kirche ein, aber gottselige Gedanken hatte er nicht einen einzigen, wie wir leider bezeugen müssen. Er war nicht einmal recht bei dem obschwebenden Wahlgeschäfte; er war im Geiste ganz in den Wahlkreisen, in welchen er gegenwärtig die Hauptperson zu sein erwartete. Er hatte seine Uhr, welche im Gilet saß, vielleicht noch nie so häufig in den Händen gehabt, als diesen Morgen, und doch hatte er sie gewöhnlich so viel in den Händen, als ein junger Schulmeister, dem die Weisheit zu Ende will und die Zeit nicht vorwärts. Besonders um Mittagszeit war Böhneler stark auf der Uhr, nicht allein wegem Hunger, sondern vorzüglich wegen der Frau. Er wußte, wie unehrerbietig die reden konnte, wenn er sie zu lange mit dem Essen warten ließ. Gewöhnlich mußte er hören, wie sie hundertmal ärgere Klapperweiber seien, als die allerärgsten Wäscherinnen; die, wenn es angerichtet sei, kämen doch zum Essen ungesäumt, könnten das Schwatzen lassen, sie aber, wenn sie einmal angefangen, könnten nicht mehr aufhören mit Dädern und Schnädern, wie kleine Kinder, wenn sie einmal in's Heulen kämen, auch nicht mehr zu g'schweiggen seien. Böhneler sah alle Augenblicke nach, dachte, wenn die

Uhren gleich gehen, so fangen sie jetzt an, jetzt machen sie dies, jetzt das ꝛc. ꝛc., von wegen der Bezirksamtmann ist sehr prompt und exakt. Da täuschte sich Böhneler sehr, aber so kannte Böhneler seine Leute. Ja, wenn man den Bezirksamtmann in der Stadt sprechen hörte von seinen Thaten, so schlug man die Hände über dem Kopf zusammen ob der Thätigkeit dieses Mannes. Damit begnügten sich natürlich die Herren in der Stadt. Wären sie ihm nachgegangen in seinem Amt, sie hätten da eine Schlafmütze gefunden, wie sie selbst in Rathssäälen selten sind. So kann man sich täuschen in den Leuten, besonders wenn man Rathsherr ist.

Der Morgen kam Böhneler unendlich lange vor und das Wählen so langweilig als möglich, ja sogar das Interesse am Interesse seiner Partei entschlief. Das Sonderinteresse verschluckte total das Parteiinteresse oder wie man zu sagen pflegt, die Liebe zum Vaterland. Es krabbelte ihm am ganzen Leibe, als stecke er in einem Bettlergewande, gefüllt mit den bekannten Insassen; es war die bloße Ungeduld. Er schimpfte sehr unvorsichtig über die schlechte Gesellschaft, in welche man bei solchen Wahlen käme. Aber so gehe es, wenn man dem ganzen Pöbel den Zugang verschaffe. Der bringe Thierchen mit, daß man glaube, man sei in einem Hundestall und nicht in einer Kirche. Seinen Nachbar frug er zu verschiedenen Malen: „Hat man mich nicht gerufen?“ Er wußte wohl, daß Botschaft unmöglich da sein konnte, aber Ungeduld geht über Verstand. Er suchte den Sigrist und sagte ihm: „Wenn mir jemand nachfrägt, so ruft nicht meinen Namen. Ich bin kein Arzt, der sich an öffentlichen Orten abrufen läßt, damit das Publikum meine, wie viel nach ihm gefragt würde. — Seht, dort sitze ich!“ Dort setzte sich Böhneler fest, um ja gefunden werden zu können. Aber es kam kein Sigrist.

Böhneler hielt es endlich nicht mehr aus; er lief fort, lief heim, ließ das Wählen Wählen sein, man denke! Er wollte nachsehen, ob noch niemand da gewesen, und als er

mal daheim war, blieb er da, um bei der Hand zu sein, wenn jemand käme. „Böhneler, einmal zur rechten Zeit, selb wär brav, wenn du anfangen würdest mit der Bekehrung," sagte seine Frau ganz holdselig. Böhneler setzte sich zum Essen, welches just nicht splendid war, aber Böhneler hatte auch wenig Appetit. Er saß da auf dem Sprunge und mit gespitzten Ohren, ungefähr wie ein Hase im Lager, wenn um ihn die Hunde vorlauten und er alle Augenblicke eine vorwitzige Nase in zu gefährlicher Nähe gewärtigt. „Böhneler, iß doch, es ist ja so gut, einmal zur Seltenheit ordentlich warm," sagte Frau Böhneler. Böhneler hörte den Stich kaum, denn heftig ertönte die Hausglocke. Böhneler auf im Satz: „Anni, geschwind, geschwind, gieb Bescheid und sage ihm, er solle gleich heraufkommen, führe ihn in's Salon." So hieß Böhneler's größtes Zimmer, in welchem ein runder Tisch stund und Herr Böhneler und Frau Böhnelerin in zwei Kunstwerken, welche ein wandernder Künstler abgefaßt, einander weinerlich zulächelten. Anni schreit aus dem obersten Stockwerk drei Treppen hinunter: „Chömit ume uehe!" Und langsam und schwer bewegte es sich von unten herauf, einen Schritt um den andern, daß man oben die Tritte zählen konnte. „Der ist gelaufen," sagte Böhneler und bürstete mit der Hand rasch die Zeichen ab, welche auf seinen abgetragenen Hosen die verwaschene Serviette zurückgelassen hatte. Als schwer die Schritte in der Nähe tönten, machte sich Böhneler durch die Zwischenthür in's Salon, stellte sich in der Mitte auf, um mit Würde und gehöriger Repräsentation zu empfangen. Anni öffnete mit spöttischem Lächeln die Thüre und sagte: „Nur herauf und da herein!" Vom Gange her tönte eine tiefe Stimme, wie aus einem Waldgraben hervor: „Ich habe nur noch zwei Dutzend, nehmt mir sie gleich beide ab." Ehe Böhneler diese Worte recht reimen konnte, kam herein ein Besenmann mit zwei Dutzend Besen auf der Achsel, stellte sie munter im Salon ab und setzte seine Rede.

also fort: „Nehmt die zwei Dutzend zusammen, gebe sie wohlfeil, für dreizehn Batzen, weil es die letzten sind, sonst müßte es ein Gulden sein. Es sind brave Besen, so bekommt ihr sie nirgends. Seht, es ist nicht das Meiste Kurzes und nur was Langes darum herum zum Scheine, es ist vom schönsten Besenreis, wo man finden will, von wegen ich kaufe es, ich stehle es nicht, wie die Andern. Seht, was das für Besen sind. Es gäbe Ruthen für Rathsherren, nicht bloß für Kinder." Böhneler war wettermäßig zornig, wußte aber nicht, an wem er es auslassen solle und was für ein Gesicht machen. So klug war er, den Besenbinder seine Gemüthsbewegung nicht merken zu lassen und ihm die Besen ohne Markten abzukaufen. Während Böhneler die dreizehn Batzen zählte, trappete der Besenbinder im Salon herum und sagte, das sei doch eine schöne Kammer, er hätte noch keine so schöne gesehen und noch nie solche schöne Hergötzli, wie zwei da aufgemalet seien, oder ob es etwa Adam und Eva seien? Leute wie er lasse man sonst wie die Hunde draußen oder höchstens bis zur Treppe kommen. Er sehe wohl, er sei an einem rechten Orte und bei braven Leuten. Er hätte heute noch nichts Warmes gehabt und wolle angehalten haben darum. Wenn es nur was sei, ihm sei alles gut. „Wir haben schon lange gegessen," sagte Böhneler, „es ist nichts mehr warm, und expreß feuern bei dem theuren Holz thut man nicht." „Und wenn es kalt wäre, ich nehme es auch, wenn es einmal unten ist, so macht es so viel nicht, antwortete der Mann. „Seht," sagte Böhneler, „da ist ein halber Batzen über die dreizehn aus, kauft was dafür und die Losung bringt Weib und Kindern heim." „Danke zum allerhöchsten," sagte der Besenmann, „einen brävern Herrn habe ich noch nicht angetroffen. Aber was ich sagen wollte, ob ihr nicht etwa ein Paar alte Schuhe hättet? Seht, wie bös meine sind, und ich Alter werde gliedersüchtig, mag gar nichts mehr ertragen." „Ich trage" — da läutete es mit Macht — „keine Schuh',

nur Stiefel," sagte Böhneler rasch und wandte sich gegen die Thüre. „He nun," sagte der Mann, „wenn es auch nur Stiefeln wären, ich könnte es mit Stiefeln auch machen, und sie sollen noch so b'sunderbar kommod sein im Winter im Schnee und auch im Sommer in's Wasser."

„Ihr könnt nicht in meine Stiefel," sagte Böhneler barsch und wandte sich der Thüre zu. „He," sagte der Besenbinder, „so große Füße habe ich nicht, es dünkt mich, ich sollte wohl in euere Stiefel mögen. Es wär' um's Luegen z'thu." „Habt ihr es gehört," sagte Böhneler, „ich habe nichts," öffnet die Thüre und geht seinem Anni entgegen, welches mit einem großen Schreiben daher kömmt. „So, endlich," denkt Böhneler und frägt, wer es gebracht. „Es steht Einer unten," sagt Anni, „fast Einer wie ein Herr." „Bring' ihn herauf," sagte Böhneler, „aber heute noch, man läßt die Leute nicht einen ganzen Tag unten steh'n." Unterdessen war der Besenbinder stehen geblieben, und sobald Böhneler sich wieder drehte, sagte er: „Oder vielleicht hättet ihr ein Paar alte Strümpfe, warme, sie kämen mir grausam kommod, ich habe keine mehr und deren zu kaufen vermag ich nicht." Da wurde Herr Böhneler heiß; es kam die Treppe auf näher und näher. Aber eben deswegen durfte er doch nicht den Bösen machen, er fuhr mit der Hand in die Tasche, gab etwas und sagte: „Aber jetzt machet, daß ihr fortkömmt, ich habe noch mit andern Leuten zu reden." „Ei aber nein," sagte der Besenbinder. „Dank heiget z'hunderttausend Malen, und der liebe Gott wolle es euch vergelten im Himmel und auf Erden. Aber, was ich fragen wollte, wann kann ich wieder Besen bringen? Ihr müßt sie noch viel bräver haben als die sind, weil ihr ein so braver Herr seid." „Wir haben für lange genug," sagte Böhneler heftig, „macht jetzt, daß ihr fortkömmt," und betrachtete gespannt das große Schreiben, welches keinen Poststempel hatte. Also ein Expresser, schloß er. Der kam auch bereits gegen die Thüre, wurde von

Böhneler sehr höflich, jedoch mit einiger Verwunderung empfangen, denn derselbe war ihm ganz fremd, trug nicht ländliche Kleidung, sondern war schwarz, modisch, doch fadenscheinig gekleidet. Er führte ihn zum Kanapee, hieß ihn sich setzen, öffnete das Schreiben, da öffnete sich die Thüre wieder, herein eckte der Besenmann sein Gesicht wieder und sagte:

„Denk, vor Fasnacht noch könne ich wieder kommen, und wann ihr bis dahin mir was Warmes wolltet bei Seite thun, ein Paar Strümpfe oder wenn es auch nur Hosen wären oder eine Kutte, so wäre es mir grausam anständig.“ Da fuhr Böhneler zornig auf und sagte: „Ihr seid ein unverschämter Mann, und wenn ihr nicht macht, daß ihr fortkommt, lasse ich auf der Stelle einen Landjäger holen.“ „Nichts für ungut,“ sagte der Besenbinder unerschrocken, „gestohlen habe ich euch noch nichts, und das Fragen wird erlaubt sein,“ und trappete endlich langsam ab. „**Excusez,**“ sagte Böhneler, „aber man ist von Pack überlaufen, ihr glaubt es gar nicht, wer in einer Stellung ist wie ich, ist fast seines Lebens nicht mehr sicher. Wenn ihr erlaubt, so will ich das Schreiben lesen.“

Während Böhneler das Schreiben mit Respekt öffnete, dachte er: der junge Mensch gefällt mir, ist bescheiden, ein Anderer hätte schon draußen Zetermordio geschrien, wer er sei und was er brächte. Er entfaltete das Schreiben; es hatte eine seltsame Form; er sah nach der Unterschrift, sie war ihm fremd. Er begann zu lesen, begriff nichts, fing von vornen an, schüttelte den Kopf. Da war von „Freiheit,“ „Unglück,“ „Spital,“ „Meister,“ „Arbeit,“ „unterthänigsten Bitten eines leidenden Bruders Ferdinand Laubsack, reisender Schneidergehülfe,“ die Rede. Da sprang unser Böhneler im höchsten Zorn auf und schrie: „Wer schickt euch mit diesem Wisch, oder seid ihr der reisende Schneidergehülfe selbst?“ „Ja wohl, zu dienen,“ sagte der Ferdinand Laubsack und zog ein schiefes Gesicht auf dem Kanapee. Jetzt kann man sich denken, was da für ein schrecklich Ungewitter über den armen Ferdinand

Laubsack, reisenden Schneidergehülfen, losbrach, eins, wie von Böhneler noch nie erlebt worden war. „Was ist das für eine Mode, Schreiben schicken wie eine Behörde der andern? Was ist das für ein Thier, ein Schneidergehülfe, ihr Ferdinand Lausack ihr, was ihr seid? Ja wolle schreiben und Schneidergehülfe! Bettler seid ihr Schneidergeselle, und jetzt marsch! fort! ungesäumt, sonst lasse ich die Polizei holen, euch abfassen, einsperren wegen unbefugtem Hausiren, ihr Schneidergeselle, ihr Lauspack, was ihr seid!"

Der arme Ferdinand hatte diese neue Mode nicht erdacht, das hatte ein anderer Kabinetskopf gethan. Er hatte bloß gehört, das zieme sich viel besser bei den neuen Errungenschaften und ihrer Stellung zur menschlichen Gesellschaft; auch seien sie keine Gesellen mehr, sondern Gehülfen, welche Lohn und Arbeit nach Billigkeit unter sich zu vertheilen hätten, auch trage es auf diese Weise viel mehr ein. Einem, der mit einem Schreiben komme, drücke man nicht einen Kreuzer in die Hand, sondern Silber. Nun ging es ihm so, dem armen Ferdinand! Er mußte sein schönes Schreiben, welches ihn so vielen Schweiß gekostet, in hundert Stücke zerrissen sehen, mußte froh sein, den Leib ungeprügelt zu retten und ohne Hülfe der Polizei aus dem Hause zu kommen. Er hatte an solche Fälle gedacht und dafür einige schlagende Redensarten in Bereitschaft, mit welchen er „die Hunde von Reichen" niederdonnern wollte. Aber sie waren ihm alle dahin, und er war froh, wenn er seine schlotternden Glieder beisammen behalten konnte. Böhneler's schreckliches Schlachtgeschrei erfüllte das Haus, sprengte die gesammte Mannschaft auf die Beine, alle Thüren flogen auf, und Köpfe fuhren vor, mit und ohne Hauben, und mit Erstaunen und mit Grauen thaten Alle auf den Böhneler schauen. Längst hörte man des Schneiderleins flüchtige Tritte nicht mehr, als noch immer Herr Böhneler mit Schnauben hinter ihm drein donnerte, bis Frau Böhneler zu ihm trat und sagte: „Es wäre Zeit zu

schweigen, sonst glauben die Leute, du seiest ein Narr geworden, und warum machst du mir ein solch Ghüder (die Fetzen des zerrissenen Schreibens), wer soll das jetzt auflesen, und warum brüllst du wie ein angestochenes Kalb, das dem Metzger entronnen ist?" Böhneler erzählte die neue Mode.

„Das wundert mich nicht," sagte die Frau, „ich habe schon lange gesagt, es komme so. Wie wollte es anders kommen, wenn man solche Waschlumpen und Föseler zu Regenten macht? Nicht einmal mit einer Magd kannst du ein vernünftiges Wort reden. Da ist nichts als: lieb's Anneli hier, lieb's Anneli dort und willst so gut sein und dankheigist! Wohl, das würde eine Haushaltung geben, der Tüfel möchte dabei sein, wenn du zu befehlen hättest. Dir kömmt's wohl, daß du eine Frau hast, du Fösel, und dann ein Solcher regieren!" Da läutete es. „Sieh' jetzt, was du gemacht hast, das Salon sieht aus wie ein Schweinstall, du kannst niemanden empfangen," sagte Frau Böhneler. „Wohl, mein liebes Fraueli, wohl," sagte Böhneler, bückte sich und wischte mit Macht und Eile zusammen und bat die Frau, ihre Schürze darzuhalten. Diese hatte darob große Freude. „Wenn dich nur die ganze Stadt sehen könnte und alle deine Kumpane und Rathsherren, wie du auf den Knieen rutschen kannst. Weißt, mußt Stadtwischer werden, besser steht dir nichts an. Aber das wird schöne Hosen geben, gerade wie sie die Schulbuben haben."

Da ging die Thüre auf, erschrocken wollte sich Böhneler auf die Füße stellen, aber nur Anni kam herein mit einem gedeckten Bogenkörbchen in der Hand und sagte: „Frau Säufuß läßt ihre Komplimente vermelden. Sie schicke hier, was Herr Böhneler bestellt habe. Die Magd sei ohnehin die Stadt hinunter gegangen, da hätte sie gedacht, sie könnte uns einen Gang ersparen, wir würden viel zu thun haben, wie Herr Böhneler gesagt, daher würde es uns anständig sein." Potz, jetzt gab's Wetter und zwar noch ein ganz anderes als

vorhin. Böhneler ahnte es und fuhr wie eine Hexe den Papierstücken nach. „Was bestellt, was ist das?" „Es sind Bratwürste," sagte Anni, „und ein Teller voll Schinkenschnitten." „Was Bratwürste?" schrie Frau Böhneler, warf ihrem Manne das Papier aus der Schürze über den Kopf, riß den Korb an sich, und als sie sich von dem Thatbestand überzeugt, befahl sie Anni: „Du gehst auf der Stelle zu der Saufüßin, bringst dies zurück und sagst ihr: daß sie sich nicht mehr unterstehe, mir etwas in's Haus zu schicken, wenn ich es nicht bestellt, ich habe hier zu befehlen und niemand anders. Wenn sie nicht ein anlässig, schlecht Mensch wäre, so würde sie nicht die Männer in ihren Laden locken und von ihnen Bratwürste bestellen lassen. Sie könne sie selbst fressen. Sie solle sich in Acht nehmen, wenn das noch einmal begegne, so müsse sie mir aus der Stadt."

Herr Böhneler wollte vermitteln, sagte, er wolle es selbst bezahlen, es könnte ihnen doch noch bequem sein, aber alles umsonst. Anni mußte gehen, und Böhneler kriegte eine Suppe über den Kopf, wie er sie noch nicht erlebt. Böhneler wußte sich nicht zu helfen, er fürchtete alles; er griff zum Letzten, zum Hute, stürzte fort, kaum weniger schnell, als vorhin Ferdinand Laubsack, der Schneidergehülfe. Verblüfft stund Frau Böhneler oben, sie wußte, der Böhneler hatte schnellere Beine als sie, nach konnte sie ihm nicht und so viel Verstand hatte sie, zu begreifen, den Marsch könne sie ihm besser unter vier Augen oder wenigstens innerhalb ihrer vier Wände machen, als vor dem ganzen Publikum. Sie sagte drohend mit der Faust: „Warte du nur, das nächste Mal will ich dir ein Liedli singen, wo du mir nicht mehr davon läufst." Das ist die natürlichste Erklärung der Gardinenpredigten, da müssen die Männer pariren, da können sie nicht mehr zum letzten Troste, zum Hute greifen; sie müssen warten, bis das Wetter bis zum letzten Tropfen abgelaufen ist, und das ist eine strenge Sache manchmal.

Als der Böhneler zum Haus hinaus war, trat er in den nächsten Hausgang, denn er fürchtete, die Frau möchte ihm nachfahren, ihn wieder heraufholen oder grimmigen Spectakel machen. Als aber nichts runter kam, schöpfte er frischen Athem und ging die Stadt auf, einem Orte zu, wo er Seinesgleichen am zahlreichsten versammelt wußte. Aber er ärgerte sich gräßlich auf seinem Wege. Ach, er war so bewegt in seinem Herzen, das Vaterland lag ihm so schwer auf der Seele; ihn ängstigte so sehr dessen Zukunft. Sie hing vom heutigen Tage, sie hing von den Wahlen ab, und die Wahlen hingen von der sichern Erkenntniß der wahren Vaterlandsfreunde ab, und diese Erkenntniß mußte bis in die hintersten Thäler, in jedes Gräblein gedrungen sein; eine einzige Wahl konnte alles verderben, so wie ein Tropfen Essig einen ganzen Eimer Milch sauern macht. Das ganze Volk sollte in Bewegung sein auf den Straßen, unter den Thoren, vor den Kaffeehäusern. Menschenwellen sollten wogen von einem Thore zum andern. Und siehe, da herrschte eine furchtbare Ruhe, ein furchtbares Zeugniß, wie das Volk noch nicht zum politischen Leben durchgedrungen, politisch noch mausetodt war.

Was machte das Volk? Es arbeitete in den Boutiken, die Weiber nähten, ja sogar die dicken, blaurothen Kellermägde saßen vor ihren Kellern und strickten, und die Hunde lagen in der Sonne und machten es sich bequem; man konnte Straßen weit sehen, man sah niemanden rennen, niemanden laufen, ja man sah nicht einmal ein neugierig Gesicht. Ja, da ward es Böhneler noch schwerer über's Herz, er verlor die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. „Ach," dachte er, „sind wir noch nicht weiter, ist das Frucht und Lohn meiner Arbeit, meiner Liebe zum Vaterlande?"

Als er weiter hinauf kam, wohlete es ihm in etwas; er sah Leben, sah Gestalten flüchtig hin- und hereilen, wie die Schnepfen zur Brunstzeit im Frühling den Waldsäumen nach. Es war das niedere Geflügel unter dem Staatshimmel;

es waren die ehemaligen Schreiber, gegenwärtigen Büralisten, man könnte ihnen auch Bureaukratisten sagen. Das sind lauter Leute, welche selten für was Anderes taugen, als ihre Carrière zu machen; dafür bieten sie allem auf, setzen das hinterste Glied in Bewegung. Solche Tage sind ware Herrenfressen für sie; da haben sie gleichsam das Recht, Bureau Bureau sein zu lassen und in Carrière zu laufen, Stadt auf, Stadt ab, um was Angenehmes zu haschen für ihre Chefs und dadurch zu wachsen in Gnade und Gunst derselben, in entschiedenen Fortschritt zu kommen. Sie sind so gleichsam die politischen **postillons d'amour,** ach, und oft wie **charmants**!

Diese begrüßten ihn mit Ehrfurcht, besonders der siebente Sekretär im diplomatischen Fache und das siebente Subjekt im Bauwesen. Im Kaffeehaus oder im Leiste, wie man es nennen will, war große Versammlung. Als Böhneler eintrat, ward er mit großem Geschrei empfangen: „Ach, Herr Böhneler! Ach, Böhneler gäht füre, gäht füre! Ihr wißt sicher, was bereits gegangen auf dem Lande, habt ihr schon Expresse oder Briefe, eine Post kam eben an?" Böhneler hatte, ausgenommen seiner Frau gegenüber, Haltung gelernt, und eine ruhige Fassung imponirt immer. Er nahm eine Prise, bot die Dose höflich im Kreise herum und sagte: „Es ist allerdings eine bedeutungsvolle Zeit für die, welche das Vaterland lieb haben. Heute ein besonders wichtiger Tag. Die Bösgesinnten haben sich gerührt, ich kann es euch sagen. Im Kühboden z. B. werden die Stimmen ganz schlecht fallen, aber deswegen, weil man noch wenig oder nichts weiß, muß man sich nicht wundern und das Schlimmste vermuthen, das geht auf dem Lande gar pomadig zu." „Ja, ja, so ist's, Herr Böhneler kennt seine Leute," hieß es von allen Seiten. „Seht," fuhr Böhneler mit frischem Muthe fort, um neun Uhr ist die Versammlung angesagt, um zehn Uhr niemand auf dem Platze. Man wartet, schiebt sich in's Wirthshaus, und sitzt man einmal da, so klebt man an und muß dreimal

die Leute aufrufen und ermahnen zu kommen; es müsse angefangen sein. So wird es eilf Uhr, — bis das Bureau gewählt ist, zwölf, darum zählt darauf, heute wird man wenig oder nichts vernehmen." „Ja, ja, Herr Böhneler weiß, wie es geht, man sieht, er ist mit dem Lande bekannt," hieß es wieder von allen Seiten. Das that Herrn Böhneler sehr wohl, denn das mit dem Lande bekannt sein gilt für einen sehr großen Lobspruch bei einem Regenten, er kömmt gleich nach dem von der entschiedenen Gesinnung. Von wegen es sind unter den Regenten die, welche mit dem Lande bekannt sind, rare Vögel, seltene Exemplare. „Und wenn endlich," fuhr er fort, „die Wahlen vollendet sind, so geht das Bureau nicht an die Ausfertigung der Protokolle, sondern an's Essen und Trinken, denn wer wollte so lange nüchtern bleiben und dazu noch arbeiten! Sind die Protokolle endlich fertig, so sagt man: am richtigsten giebt man sie auf die Post, einen Tag früher oder später wird niemanden das Leben kosten, und von Expressen ist keine Rede. Man nimmt das auf dem Lande viel kaltblütiger als bei uns."

Da, ehe der Chor einfallen konnte, ward die Thüre aufgerissen, und herein schoß Herr Spyri. Es war ein merkwürdiger Mann, der Herr Spyri. Er wußte alles, hatte auf alle Fragen die bestimmtesten Antworten und eine so feine Kombinationsnase, daß er auf Jahre voraus haarklein alles wußte, was der Kaiser von Rußland nicht bloß thun, sondern auch denken würde. Er kam nun daher gefahren wie eine Kanonenkugel, und als er durch eine Thüre gefahren, schmetterte er sie zu, daß das Haus in allen vier Ecken erzitterte. Man sagt sich, die Frauen, welche in seiner Nähe wohnten und guter Hoffnung würden, zögen aus, wenigstens über die gefährliche Zeit, um vor jähem Erschrecken, durch welches Herr Spyri manche Frau zu früh in die Wochen gebracht, sich zu sichern. „Wißt ihr, wißt ihr es schon?" schrie er unter der Thüre und wischte sich ein Tröpflein ab, das ihm an seinem

Spitz im Gesichte hing. Da fuhren alle Köpfe in die Höhe, alle Beine unter den Tischen hervor, und manche Tasse Kaffee ging den Weg alles Fleisches, und rasch war Spyri in dichtem Kreise. „Ja schöne Sachen, saubere Geschichten, ja lustig geht's!" Ein Sturm von Fragen brach los, und je mehr man fragte, desto weniger kam begreiflich Spyri zum Erzählen, bis endlich ein alter Hauptmann mit einigen Donnerwettern Spyri's Worten Luft machte.

„Denkt euch, stellet euch vor," schrie er, „so eben kommt die Post an, der Kondukteur ist mir sehr ergeben, seine Großmutter war bei meinem Vater Kindermagd; der sagt, um halb ein Uhr sei er durch's Kabisloch gefahren und habe vernehmen wollen, wer dort gewählt sei, um mir Bericht bringen zu können. Er hätte wohl gedacht, es würde mich interessiren. Schon von weitem habe er gesehen, daß die Sache nicht richtig sei. Die Leute seien um die Kirche herum gestanden, hätten geredet, geraucht, kurz, es sei ein großes Wesen gewesen, statt zu wählen. Er habe gefragt und gefragt, aber niemand habe mit der Sprache herausgewollt. Es sei noch niemand gewählt, hätte er mit Mühe herausgebracht. Da habe er nach dem Präsidenten gefragt, ob er nicht ein Wort mit ihm sprechen könne. Da habe ihm Einer gesagt, er zweifle, der Präsident habe genug sonst zu thun; d'Sach sei nicht richtig. Er habe die Post nicht länger können warten lassen, mit diesem Bescheid habe er weiter müssen. Da habe ich ihn gefragt: aber was war dann nicht richtig, die Wahlen oder was Anderes; ist Reaktion da? Da hat mir der Kondukteur auf die Achsel geklopft und gesagt: Herr, ich denke was, aber einstweilen sage ich's nicht. Kondukteur, habe ich gesagt, es ist eure Pflicht, im Namen vom Vaterland fordere ich euch auf, frei zu sagen, was ihr denkt. Da hat der Kondukteur gesagt: der Postillon hat schon dreimal geklepft, ich muß —, lebt wohl unterdessen! und fort war er, ich mochte rufen wie ich wollte. Ja, meine Herren, wenn's da richtig ist,

so bin ich nicht richtig im Kopf. Da muß eingeschritten werden, man muß die Kerls niederdonnern, ehe sie das Haupt erheben! Läßt man der Reaktion Luft, dann kann man sehen, wie es geht. Die Anfänge muß man zerstören, das ist Staatsgrundsatz. Die Aufrührer muß man in einem Mörser zerstoßen, daß nicht ein Kreuzer groß an ihnen bleibt!"

„Der macht doch immer aus einer Laus einen Elephanten," sagte Einer, der weit hinten stund. „Wahrscheinlich wird man gleich gehen, Pulver fassen und mit Kanonen fahren sollen. Wer ein schlecht Gewissen hat, der fürchtet sich vor jeder Maus, die aus dem Loche kömmt." So muckelte er und ging. Aber er ging allein; hinter ihm her tönte es: „Das ist auch so einer, ein Reaktionär, vor dem muß man sich in Acht nehmen, was man redet." Der Bericht von Spyri hatte Bestürzung verbreitet; Einige waren ganz blaß geworden, die Meisten wenigstens halb. Man trug die Wahrnehmungen, welche man seit einiger Zeit gemacht, zusammen, sie waren sehr bedenklich, deuteten auf nahe, dringende Gefahren. Sie hatten seit einiger Zeit mehrere Pfaffen auf der Straße gesehen und vernommen, sie hätten sogar einmal mit einander zu Mittag gegessen und zwar jenseits der Grenze. Die Herren von Buchenholz und von Würstlingen waren öfters zusammen auf's Land gefahren. Ja es hatten jüngst zwei alte Statthalter vor den Thoren, zwischen Tag und Nacht, mit einander gesprochen und die Hände stark verworfen. Und was das Schrecklichste war, die Kapitalisten nahmen noch immer den gleichen Zins, keinen höhern, und das thäten sie nur, um das Landvolk zu gewinnen, es zur Reaktion zu verleiten, offenbar.

Als sie so alles Verdächtige zusammengestellt hatten und nun zusammenrechneten, Schlüsse zogen, da wurde ihnen angst und immer ängster, schrecklich angst, als sie endlich zu dem Schlusse kamen: es besteht eine Verabredung durch's ganze Land, sonst wären Berichte da von allen Seiten, und jetzt

ist's ja stille hier wie in einer Sennhütte im Winter; heute Nacht geht es los, zählt darauf! — ja, da war guter Rath theuer, auf der Stelle mußte vorgebeugt werden, aber wo jetzt die Leute finden? Die Bureaux waren geschlossen, die Weibel begreiflich auch nicht hinter dem Ofen. Das Beste sei, man läute Sturm, da kriege man die Leute im Hui zusammen.

Spyri riß die Thüre auf bis hinten an und war am Fortschießen, den Rath zu vollziehen, als Böhneler mit Fassung hervortrat, ihm die Hand auf die Schultern legte und sagte: „Nit, nit, Herr Schutzgatter." „Ach, Herr Böhneler, **votre valet, votre valet,** gehorsamster Diener, — nicht wahr, stürmen mit allen Glocken, daß man gleich weiß, woran man ist?"

Da nahm Böhneler eine Prise mit Bedacht und sagte langsam: „D'Sach ist bedenklich, wir stehen auf einem Vulkan oder gar auf einem Pulverfaß, ein Funke und es geht los. Darum muß man sehr vorsichtig sein, nicht den ersten Funken herbeitragen; ja, wenn man immer bestimmt voraus wüßte, wem es die Beine kostet, wenn das Pulver losgeht, so wäre es was Anderes. Euer Eifer, Herr Spyri, ist ungemein zu schätzen, ich werde euren Sturmeifer nie vergessen, wollte Gott, es theilten ihn Alle. Aber bedenklich wäre es doch, wenn man auf bloße Muthmaßungen hin, die freilich mit der Gewißheit ganz zusammenfallen, ohne Handlung, ohne Faktum, woraus sich der Reaktionsversuch gehörig konstatiren ließe, stürmen ließe und zwar mit allen Glocken. Man könnte uns vorwerfen, es sei Provokation, und wir würden nichts gewinnen, als daß wir alle Vögel ausgeflogen fänden. Meine Herren, ich bin weit entfernt, der Sache keinen Werth beizulegen oder nur im Geringsten sie verkleinern zu wollen. Nein, meine Herren, ich habe alle Ursache, eure Muthmaßungen zu theilen. Es kennt vielleicht niemand besser als ich die Umtriebe, welche durch das ganze Land stattfinden, und die Leute, welche die Finger im Spiele haben. Ich könnte

euch Geschichten erzählen und Leute nennen, es würden euch die Haare zu Berge stehen. Am rechten Orte habe ich davon gesprochen, aber ich bin ausgelacht worden auf eine schändliche Art und von Leuten, ich darf sie euch nicht nennen. Da nahm ich mir vor zu schweigen, aber den Augenblick abzupassen, wo ich mich rechtfertigen könne. Darum nicht voreilig, meine Herren, finge man die Fliegen nicht, fiele alle Schuld auf mich. Man würde mir vorwerfen, die Sache sei von mir angezettelt, nur um mich wichtig zu machen, und habe ich das nöthig, meine Herren? Ich möchte doch gefragt haben, habe ich das nöthig?" „Aber, aber — jammerten viele Stimmen, vielleicht ist der rechte Augenblick verpaßt, und dann was mit dem Vaterlande? War es nicht zu allen Zeiten Grundsatz, daß das **praevenire** spielen das Sicherste sei; ist Einer einmal todtgeschlagen, schlägt er mich nicht todt, selb ist sicher."

Ehe Böhneler antworten konnte, kamen zwei vom niedern Geflügel hereingestürzt und schrieen: „Kommt, kommt, jetzt endlich ist's los!" Nun was konnten die Anwesenden anders glauben, als die Reaktion sei los; der Jammer um Weib und Kind begann und selbst Böhneler begann haltlos und ziemlich blaß zu werden.

Doch die Nachricht war umgekehrt. Es käme Botschaft zur Stadt hinein von großen Wahlsiegen, viele Trompeten brächten sie, wahrscheinlich hätten mehrere Wahlkreise sich vereinigt zu einer glänzenden Demonstration, zu einem schönen Witz, wie sie den Leuten erst nach dem entschiedenen Fortschritt beifielen.

Wohl, wie das wieder zum Kaffeehaus, dessen Thüren sich auf einem ansehnlichen Platz öffneten, herausstürmte, die Stühlchen herumfuhren und die verblüfften **garçons** unter die Thüren stunden, die davonlaufende Heerde zu betrachten und zu überwachen. Das Ding kam denn doch Vielen sehr verdächtig vor; sie dachten sehr beträchtlich an Weib und Kinder

und wie unglücklich diese wären, wenn sie den Vater verlören und zwar im Feuer. Das junge Pack und niedere Geflügel hatte keine Nebengedanken, sondern lauter Freude, von wegen es gab was Neues. Böhneler schritt mit Bedacht und Fassung der bocksprüngigen Heerde nach, von wegen er hatte einen Gedanken. Er kalkulirte nämlich, der Witz gelte ihm; er dachte, wenn er nur jetzt von Frau Säufuß die Bratwürste und Schnittchen wieder hätte. Nun könne sein Anne Bäbi sich selbst helfen, er möchte es ihm gönnen, wenn nicht zuletzt doch der Schmutz auf des Mannes Aermel käme, wenn das Anne Bäbi Oel verschütte. Böhneler erwartete Großes, aber er zeigte es nicht. Da wo er Wahlpanduren hatte, befand sich auch ein großer Künstler, ein Blas-Instrumentenmacher, namentlich von ganz herrlichen Trompetenkasten, welche trompeteten als wie die Trompeter von einem Dutzend Husaren-Regimentern zusammengenommen.

Böhneler erwartete steif und fest, mit dieser vaterländischen Musik würden ihm sinnige Männer eine Ueberraschung machen wollen. Er wußte nicht recht, sollte er heimlaufen oder Stand halten. Es war ihm wegem Traktiren. Um nicht Aufsehen zu erregen, entschloß er sich zu bleiben und sich hinter einen Dicken zu halten, was nicht schwer war, da die Dicken nicht halb so rar sind, als die Regenten, welche das Land kennen. So konnte er immer das Maßgebliche thun, laufen oder bleiben nach den Umständen. Die Verschiedenheit der Temperamente zeigte sich noch immer entschieden. Während die Einen ein Bein in den Lüften hatten, den Hut in den Händen und die Gedanken auf der Schmelze, um auszudenken, was für Festlichkeiten anzustellen seien und in welcher Kneipe noch der beste Kredit sei, sintemalen mehrere Wirthe sich bereits um den Athem gepumpt, klemmte es die Andern noch im Halse, sie dachten, vielleicht sei der Landsturm los, laufen wäre das Beste, aber es sei ausgelaufen, wenn man drei Kinder hätte, welche eben noch nicht laufen könnten.

Man hörte wirklich ein Getöne von ferne, das bedenklichen Menschen sehr bedenklich klingen konnte. Da lachte Einer laut auf und schrie: „Das sind mir saubere Räthe, hört doch: jung Hechte, alt Aalböcke, schreit es.“ Da ward es einen Augenblick stille, und wirklich kam ein Fischmann durch eine hintere Gasse, schrie so laut er konnte: „Jung Hechte, alt Aalböcke, Schnecke, Rebschnecke!“ Da lachte man einen Augenblick über diese neuen proklamirten Kreaturen, von denen man geglaubt, es seien die neuen Rathsherrn, meinte, der Spaß sei vorüber, wollte wieder zurück in's Kaffeehaus. Aber alsbald standen Alle wieder still, denn es war doch Musik in den Lüften, schöne Töne kamen über die Dächer her und näher offenbar, denn die Töne wurden zusammenhängend. „Das ist ja aus dem Freischütz,“ rief Einer und lächelnd drehte Böhneler die Dose zwischen den Fingern, er glaubte seiner Sache gewiß zu sein. Gar deutlich hörte man die Melodie zu den Worten:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Von veilchenblauer Seide,
Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
Zu Glück und Herzensfreude.
Schöner grüner Jungfernkranz
Von veilchenblauer Seide.

Da ward das Erstaunen groß unter dem hohen und niedern Geflügel, den jungen Hechten und den alten Aalböcken. Das ist sinnig, das paßt so schön, solchen Witz und Verstand hätten wir dem Volke gar nicht zugetraut, hieß es von allen Seiten. „Ja, ihr kennt darum das Volk nicht,“ sagte Böhneler schmunzelnd, „wenn ihr es kenntet wie ich; ach Gott, das ist ein Volk, und was ließe sich noch alles daraus machen!“

Alles lief der Straße zu, durch welche die Trompeter reiten mußten auf ihren schönen weißen Rossen. Als man an die Ecke kam, sah man keine Trompeten, keine weißen Rosse,

sondern eine vierspännige rothe Kutsche kam daher langsam, von der aus gingen die Töne, es war ganz, wie Böhneler es gedacht. Er sagte aber nichts, sondern hielt sich hinter einigen Dicken im Hintergrunde, er wollte das Weitere abwarten, die Ueberraschung sehen. Zu großem Erstaunen sah man im Wagen lauter elegante Frauenzimmer; man dachte an eine Maskerade, was um so wahrscheinlicher war, da einige derselben dunkle Streifchen unter der Nase hatten, welche gestutzten Schnäuzchen auffallend ähnlich waren.

Böhneler war selbst verblüfft, er wußte nicht, was er denken sollte. An eine Ironie, eine Persiflage, ihm seine Wahl in Weibskleidern anzukünden, daran konnte er nicht glauben. Da kannte ihn das Volk ja anders; wie oft hatte er ihm von seinem Heldenherz gesprochen und darauf geschlagen, daß es krachte, um zu zeigen, wie viel es ertragen möge.

Bei dem Haufen Leute, von denen einige mit **Billard queues** in Händen, hielt der Wagen; die Köpfe fuhren raus und die Zungen schnäderten nach allen Seiten, aber weltsch und wunderlich; es konnte sich keiner darauf verstehen, wenn er auch weltsch konnte, es klang nur wie: **où est le Puntsiss?** Niemand konnte was daraus machen. Endlich mischte sich der Kutscher ein, der ein Lausanner Kutscher war und etwas deutsch konnte. „Pardon, meine Herren," sagte er; „ich fahre Pariser **Modistes** von Genf; sie suchen den Bundessitz, wollen sich da etabliren, könnt ihr mir nicht sagen, wo er ist?" Da entstand ein sehr groß Gelächter bei den Einen, Andere schlichen bei Seite, Einer zeigte dem Kutscher weit unten in der Stadt ein Haus, wohin er fahren solle; es war der Gasthof zur goldenen Gans. **„Merci bien, Monsieur,"** sagte der Kutscher, peitschte die Rosse, drückte die Falle, und prächtig ging es wieder los die Stadt ab: „Wir winden dir den Jungfernkranz von veilchenblauer Seide ꝛc." Unser Böhneler war auch einer von denen, welche sich bei Seite drückten, er hörte den Streit nicht mehr, welcher sich jetzt im Kaffeehaus

erhob: ob das mit der Kutsche eine natürliche Geschichte sei oder ob was Gefährliches dahinter stecke, ein verkappter Reaktionsversuch. Die Einen sagten, das sei ja ganz einfach und natürlich, daß Pariser Modistinnen von Genf den Bundessitz suchten; die Andern dagegen behaupteten, gerade weil die Sache so einfach und natürlich scheine, müsse etwas dahinter stecken, das Einfachste sei daher immer das Gefährlichste, weil gewöhnliche dumme Menschen nichts drin suchten. Dieser Streit ist bis **dato** noch nicht entschieden.

Böhneler suchte den Rest des Nachmittags bestmöglich zu verbrauchen, denn so gerne er auch gewußt hätte, ob niemand ihm nachgefragt, so fürchtete er einstweilen das Heimgehen noch mehr. Er wußte, was Frau Böhneler konnte in ihrem Zorne; aber er kannte auch, wie Färber und Seifensieder die Zeit des Gährens und Vergährens, so ziemlich die Zeit, welche Frau Böhneler brauchte, um ihre gefährliche Gemüthsgährung zu verlieren. Das Grollen natürlich dauerte länger fort und hatte weniger seine bestimmte Zeit; es kam darauf an, was etwa noch vorging oder dazwischen kam.

Er brauchte die Zwischenzeit würdig. Böhneler war gerne überall populär, verschmähte keine Hand, sie mochte noch so schmutzig sein, sobald sie einem Manne gehörte, welcher seine Stimme gültig abgeben konnte. Er trat in mehrere Werkstätten ein, sprach die Meister freundlich an, fragte nach verschiedenen Preisen, stellte Arbeit in Aussicht, sagte den Einheimischen, sie könnten versichert sein, daß, wo er was zu sagen habe, den Landeskindern das Brod nicht entzogen werde, um es dem fremden Gesindel vorzuwerfen. Bei Fremden ließ er es merken, daß ein rechter Landesvater nicht auf Namen und Bürgerrecht sehe, sondern auf die tüchtigsten Leute und die beste Arbeit. Nun sei es einmal ausgemacht und fertig, daß die einheimischen Arbeiter nicht werth seien, den fremden die Schuhriemen aufzulösen. Sie seien zu faul und stolz, verstünden nichts und thäten nichts. Fremde Gesellen müßten

das meiste machen, und doch müßte man bei den Einheimischen noch einmal so theuer bezahlen, als bei einem Fremden. Wo Böhneler eine Werkstatt verließ, läutete ihm das rechte Ohr; denn allenthalben hieß es hinter ihm, das sei ein rechter Herr, wenn sie alle so wären, so wäre es nicht, wie es sei. Ist ein solch Lob nicht schön, sind die Gaben, mit welchen man es gewinnt, nicht edel? Ach Gott, über dieses Kapitel und über das dumme Volk wäre viel zu reden.

Böhneler glaubte, die Zeit sei gekommen, wo er ohne Gefahr heim gehen dürfe, und er ging. Er fand seine Familie bei der Abendmahlzeit zwischen Tag und Nacht, Licht sparend. Das Mahl war nicht üppig, Schinken und Bratwürste waren keine dabei, dünner Kaffee und Kartoffelscheibchen machten die Hauptbestandtheile aus. Brod war auch da, aber Frau Böhneler verbarg es halb und halb hinter ihrem Ellbogen. Als eine weise Mutter vermied sie so viel möglich, Gelüste zu reizen. Ihr Zorn war verraucht, wie Böhneler gehofft; sie war auf den Punkt gekommen, wo die Stichelreden anfangen, die ließ sie auch sonder Erbarmen über ihren Böhneler ergehen. Wir wollen sie nicht wiederholen. Es war noch kein Bote gekommen, dieser und Frau Säufuß sammt ihrem Schinken gaben reichen Stoff zu einer gepfefferten Unterhaltung. Böhneler war sehr hungrig. Am Mittageffen war er gestört worden, seither hatte er nichts gehabt, als einige Prisen und etwas Zuckerwasser, welche beide nicht besonders nahrhaft sind. Er griff tapfer zu; daneben eilte er sehr. Junge Soldaten schlottern sehr im ersten Feuer und lange gehen sie lieber aus dem Feuer, als in das Feuer; alte Soldaten dagegen lieben das Feuer, und wenn es recht hagelt um sie, soll es ihnen am wöhlsten sein. Das Weiberfeuer muß aber viel schärfer sein als Kanonen- und Flintenfeuer, denn wir haben noch keinen alten, ergrauten Ehemann getroffen, der demselben nicht gerne entronnen wäre und zwar je eher je lieber. So that auch Herr Böhneler. Bratwürste

hatte er keine, aber seine Kartoffeln wurstete er den Hals hinab, daß sie unten accurat wie Bratwürste angekommen sein werden. Den Kaffee ließ er laufen ohne Absetzen, wagte sich nicht an's Brod hinter seiner Böhnelerin Ellenbogen, machte, daß er endlich Licht bekam, was etwas lange ging, da die Kerzen erst geholt werden mußten, und suchte dann sein Arbeitsstübchen, Kabinet sagte man ihm. Aber Lust zur Arbeit hatte er keine, er sank auf seinen Lehnstuhl, Kanapee hatte er keins, und seufzte schwer. „Böhneler," sagte er endlich und seufzte wieder schwer, „und wenn du nicht wieder gewählt wirst, was dann? Du bist kein Bauer, kein Pädagog, kein Gelehrter, nicht einmal ein Jurist, du bist dann gar nichts, als der alte Böhneler! Was thun, was machen? Bist gerade wie ein alter Postgaul. Geschäft anfangen kannst du nicht, verstehst ja keins, und betheiligest du dich in einem, z. B. im Käshandel mit einem Panduren, so würdest du betrogen, wie man Exempel hat, denn du verstehst ja nichts. Den Agenten zu machen, schickt sich doch nicht wohl, auch war es ja mit deinem Reden nicht viel; es war wohl recht, aber die Leute verstunden es nicht. Dein bischen Land kannst du bauen, aber was hast du für Land und was verstehst du davon? Im Sommer verbrennt alles, es überzieht die Hühner, so steil ist's, den Knechten kannst du nachtrappen und fragen, was zu machen sei, und was man früher pflanze, den Reps oder den Hafer, und wenn man Sommerkorn säe, ob das nicht Roggen gebe. Sieh Böhneler, so bist du gar nichts mehr, gar nichts, nichts als der Böhneler! Ach, und das Vaterland, ist das sein Dank!"

Und Böhneler schlug die Hand vor die Augen und seufzte wieder bedenklich, und wer weiß, ob er nicht weiter gegangen wäre und noch geweint hätte, wenn nicht ein Geräusch entstanden wäre. Es polterte draußen, er hörte schweres, unsicheres Trappen schon im Gange in der Nähe seiner Thüre. Ein Holzträger war es nicht, so spät jedenfalls kein Arbeits-

mann. Böhneler fuhr auf, ergriff das Licht, öffnete die Thüre, da schoß es an ihn heran wie ein großer Frachtwagen, dem an einem Berge die Unterlage entglitten. Erschrocken fuhr Böhneler zurück, das Licht löschte aus, und mächtige Flüche donnerten durch die Finsterniß. Doch finster blieb es nicht lange. Thüren flogen auf, aus der Küche kam Anni mit Lampe und Besen ihrem lieben Herrn Böhneler zu Hülfe, aus dem Eßstübchen Frau Böhneler selbst aufbegehrend über solche Manieren, wie eine Katze, welcher man auf den Schwanz getreten. Als es helle genug war, daß man die prasselnde Donnerbüchse erkannte, war es ein dicker Schweinhändler, der gar jämmerlich aufbegehrte über die Bretter vor den Thüren in den Herrenhäusern, Beinbrechen sei kein Spaß, aber ein wenig Koth mehr oder weniger, selb mache nichts. Als er das ab dem Magen hatte, da erst grüßte er und sagte: „Guten Abend gebe euch Gott, Base Böhneler, und guten Abend, Vetter Böhneler.“ Es war ein Vetter von der Seite der Frau Böhnelerin und aus dem Orte her, wo Böhneler seine Errungenschaften, d. h. seine Liegenschaften hatte. Darum war Frau Böhneler auch sehr freundlich mit ihm. Wenn es ein Vetter von des Mannes-Seite her gewesen wäre, sie hätte ihre Nase ganz anders weggezogen. „Ja,“ sagte der Mann, „so geht's. Thut man jemanden einen Schritt z'Lieb und z'Ehr, so bricht man den Hals darob, es muß Einem verleiden auf diese Weise. Ich habe euch sagen wollen, daß ihr heute bei uns gewählt worden seid wiederum.“ Ach was es da dem Böhneler wohlete, jetzt war er wieder etwas. Und wie es der Frau Böhneler wohlete; jetzt konnte sie wieder mit dem Manne zanken, daß er hierbleibe und nicht heimgehe. Sie war natürlich lieber hier und gewählt, sie liebte die Quartalzapfen wenigstens viermal mehr als ihren Mann, von wegen die Zapfen kamen viermal des Jahres, der Böhneler aber blieb der Gleiche vom ersten Tag des Jahres an bis zum letzten. Frau Böhneler sagte freilich: „Das hättet ihr

können bleiben lassen, dafür danke ich euch nicht; es wäre uns viel wohler gewesen draußen bei euch, bei der Verwandtschaft, als hier bei dem vornehmen Lumpenpack, welches nichts kann als die Nase rümpfen und unser Gattig Leute ansehen, als wären wir nur Hintersäßen und nicht die, welche zu befehlen hätten, Gottlob!" Indessen ging sie doch ungeheißen ab, um für des Vetters Bedürfnisse, welche ihr recht wohl bekannt waren, zu sorgen. Wäre es aber ein Vetter von des Manns Seite gewesen, Böhneler hätte es ihr ungeachtet der Botschaft doch siebenmal bittend befehlen müssen.

„Kommt und sitzt," sagte Böhneler, „und erzählt mir, Vetter, wie es zugegangen; es interessirt mich nie was mehr, als Nachrichten von euch, wo es mir so wohl war, bis die Finger der Vorsehung mich höher führten." Als der Vetter auf dem Kanapee saß, sagte er: „Ja Vetter, gewählt wäret ihr, aber wenn ich nicht gewesen wäre, es hätte fehlen können, es hat auch so geharzet, daß es keine Art hatte." Das ging Herrn Böhneler in's Fleisch, er wurde ganz roth und frug: „So, geharzet, warum denn dies, was habe ich den Leuten z'wider dienet? Soll ich den Undank des Volkes auch erfahren, von dem man immer spricht und an den ich nicht glauben wollte? Ich sagte immer: das Volk kennt seine Leute. Was haben sie gegen mich?" „Vetter," sagte der Schweinhändler, und unterdeß ging Frau Böhneler ab und zu, stellte Wein auf, aber nicht vierbatzigen und wirkliche Bratwürste dazu. „Vetter, aparti haben sie nichts gegen euch, sie sagen, ihr seiet ein herzguter Mann, aber nicht schuld daran, daß die Frösche keine Schwänze hätten, und nützet ihr auch nicht viel, so schadetet ihr doch wenig, und es wäre gut, man könnte von den Andern dies auch sagen; das ist's eben, wo es harzet, d'Sach will den Leuten nicht mehr gefallen. Sie sagen, man habe ihnen goldene Berge versprochen, und jetzt, was hätte man davon, Hunger, Schulden, keine Arbeit, kein Geld, dagegen aber Steuern hageldick. Dann,

was man hört b'richten, sollen Viele ein so schlechtes Leben führen, daß die Buben auf der Straße ihnen nachlaufen, keine Religion und mit dem schlechtesten Volke in den schlechtesten Pinten Kameradschaft haben. Das will den rechten Leuten nicht mehr gefallen; denkt an mich, das geht nicht mehr lange so! Und wenn dann Einer aus der Stadt kömmt und man frägt ihn: „Was macht unser Böhneler, was sagt er zur Sach?" so heißt es: „Er ist immer ein guter Mann, er redet allem z'best."

Es sei ihm leid, sagte Böhneler, er könne es nicht anders machen, aber darauf könnte man zählen, daß das meiste erlogen sei von den Aristokraten und Jesuiten, um der Regierung den Kredit zu untergraben. „Als ob nur die lügen könnten, wir haben jetzt bei den Wahlen gesehen, daß ganz Andere das Lügen noch viel besser verstehen," antwortete der Schweinhändler. Ja, was ich sagen wollte, Vetter, das hat euch sehr geschadet, daß ihr da so weibeln ließet und das Pack aufbieten und durch Leute, welche von keinem rechten Menschen angesehen werden. Die sind von Haus zu Haus gelaufen, wie die Länderbettler, logen die dümmsten Sachen, verläumdeten die rechtschaffensten Männer auf die gottloseste Weise, daß man einen rechten Abscheu ab ihnen bekam, besonders ab dem hochmüthigen Schulmeister, der die Kinder auf die Wahrheit b'richten sollte und gegen das Lügen eifern und statt dessen den Lugihund gemacht hat, der Teufel könnte es nicht ärger. Selb hat den rechten Leuten nicht gefallen wollen, und viele sind daheim geblieben und haben gesagt, sie möchten mit der rechten Sache nichts mehr zu thun haben, sie würde ihnen zu wüst, und andere haben dem Andern gestimmt und gesagt, es müsse mit dem Böhneler auch nicht mehr sauber stehen, daß er durch solche Schlingel weibeln lasse. Es war ein Erbarmen, was für Leute man bei der Wahl gesehen hat. Fast keine rechten Männer mehr, zusammengetriebenes Zeug, das nicht wußte, was es machte, nichts weiß,

als daß ein Glas Branntwein einen Batzen kostet, das heute so stimmt, morgen anders, je nachdem geweibelt wird. Solche Leute haben euch meist gestimmt, aber auch nicht alle, ihr seid vielen schon zu alt. Darum wollte ich mich nicht auf die verlassen, das ist ein wetterwendisch Volk; wer sich nicht auf die rechten Leute stützt, macht nicht alte Beine in der Regierung." — So sprach der Schweinhändler. Schweinhändler nehmen bekanntlich kein Blatt vor den Mund.

Am Essen und Trinken irrte es ihn durchaus nicht; er sprach beidem tapfer zu, von seiner Base inbrünstig dazu genöthigt. Frau Böhneler hatte nämlich eine göttliche Freude an den Reden ihres Vetters. Sie hatte immer Freude, wenn ihrem Manne was angehängt ward, und vergaß Monate lang nicht, es ihm vorzuhalten, nicht bloß in trauten Stunden hinter den Gardinen, sondern über Tag und über Tisch, wo es sich traf. Aber so recht vaterländisch und in ihren Kram hinein hatte ihrem Böhneler noch niemand den Kopf gewaschen und die Läuse herunter gemacht, als jetzt der Vetter.

Sie haßte die Wahlpanduren sehr, denn sie kamen oft und liebten das Schmarotzen. Frau Böhneler mußte dann an ein Tischtuch glauben, mußte dies oder jenes ihrer Hausmannskost beifügen, sah denn doch sich nicht gehörig ästimirt und wußte nicht, wie diese Ausgaben für das Vaterland dem Staate in Rechnung zu bringen seien.

Als nun der Vetter so loszog, sagte sie in einem fort: „Gäll, Böhneler, gäll, der sagt dir die Sache! Habe ich dir das Gleiche nicht schon hundertmal gesagt, dem wirst du doch jetzt glauben, oder was sagst? Gäll, die kennen dich draußen auch, du Böhneler!" Sie hätte nicht eine rothe Kuh genommen für des Vetters Herzensergießungen. Sie erschrack ordentlich, als er aufstund und sagte, er müsse gehn; das begegnete ihr sonst bei Gästen selten. Sie fand die allermeisten schöner an der Ferse als an der Nase. „Ihr werdet doch nicht fort wollen so spät? Ihr bleibt bei uns, wir haben ein Bett für euch."

„Nein," sagte der Vetter, „ich habe ein Wägelchen voll junger Schweine bei mir, ließ bei der lahmen Ente dem Roß Haber geben, den Schweinen ein wenig Roggen, will auf den Markt nach Buchtigen, da muß ich pressiren und die Nacht durch fahren. Ich hätte früher weg sollen daheim, aber ich wollte das Botenbrod holen beim Vetter, dachte, es werde ihn blangen zu vernehmen, wie es gegangen, mußte warten, bis der Tschuep vorbei war."

Böhneler, etwas unangenehm aufgeregt durch den Vetter von der Frauen Seite, konnte sich nicht enthalten, zu fragen, wie es wohl im Spatzennest, seinem zweiten Wahlkreis, gegangen.

„Ho allweg gut," sagte der Vetter, „dort kann es euch gar nicht fehlen, dort ist ja Alles deren Zeug, welches euch bei uns gestimmt: dort sind keine Manne; dort hat euer Pandur seine Soldaten, und gewiß hat man ihnen versprochen, mit den Gemeinde-, Waisen- und Vogtsrechnungen durch die Finger zu sehen und fünf gerade sein zu lassen. Das kann nicht fehlen! Aber Vetter zählt darauf, das kommt mein Seel' nicht gut. Wittwen und Waisen schreien zu Gott, und der hat bessere Ohren als ihr allesammt. Es ist curios, wenn Einer einmal in der Stadt ist und was vorstellt, so böset ihm das Gehör, ehe ein Jahr um ist. Nichts für ungut, Vetter, und wenn ich mit Schweinen dienen kann, jungen oder alten, so sagt es mir, ich will euch versorgen, zählt darauf. Behüt euch Gott und lebet wohl," und dahin ging er, was er dachte, wissen wir nicht. Wir wissen auch nicht, ob er bloß den Schalk gemacht hat, oder ob sein Wesen Natur gewesen, bei Schweinhändlern und noch andern Leuten ist dies oft sehr schwer zu entscheiden. Also, Böhneler, bist wieder gewählt, sagte er halblaut zu sich — und wie? ertönte es hinter ihm, wo Frau Böhnelerin mit Abräumen sich befaßte. Nun entstand ein Zweigespräch, welches wir nicht wiederholen können; wir wissen nicht einmal, wie lange es dauerte, wahr-

scheinlich bis am Morgen, denn Herr Böhneler erschien sehr angegriffen in der Sitzung, aber in stolzer Haltung. Am Tage nach solch wichtigen Ereignissen ist man ziemlich früh in der Sitzung; selbst die, welche ihren ordinären Rausch zu verschlafen haben und daher immer eine halbe Stunde später sind, als ehrliche Leute, thun sich an solchen Tagen Zwang an. Es ist fast wie der erste Appell nach einem Schlachttage, da will man auch wissen, wer vom Regiment noch lebt und wer todtgemacht worden. Man bietet alle Unbefangenheit auf, welche man im Vorrath hat; aber wer sich auf die Beine versteht, der unterscheidet leicht und von weitem, bloß am Abtrappen, drei Klassen: die, welche wissen, daß sie nicht gewählt sind, die, welche das Resultat noch nicht wissen, die, denen ihre Wiedererwählung bekannt ist. Man kann sich bloß irren zwischen denen, welche gar nicht, und denen, welche zweimal gewählt sind, diese trappen am kühnsten ab.

So sammelten sie sich früh und stunden zusammen, gratulirten denen, deren Wahl bekannt war, auf das herzlichste, schüttelten die Hände, daß es in den Achseln weh that, und um die, welche nicht gewählt waren, ging man in einiger Verlegenheit herum, ungefähr wie die Katze um den heißen Brei.

Als Böhneler eintrat, waren schon Mehrere da, aber sie wußten noch nichts von ihm, behandelten ihn daher etwas zurückhaltend; er selbst that ebenfalls spröde und kurz, so daß zwei, welche seitwärts stunden, zu einander sagten: „Sind wir wohl endlich das Schaf, den Böhneler, los; er macht ein Gesicht wie ein Kind, welches die Ruthe gekriegt hat oder noch kriegen soll.“ „Weiß nicht,“ sagte der Andere, „Böhneler trotzt nicht auf seine Verdienste, er weiß, daß die Hauptsache ist, gewählt zu werden, und sieh, er macht nicht sein süßes Gesicht oder ein verlegenes; es lauert etwas in seinen Maulecken, als ob er was wüßte und einstweilen noch nicht sagen wollte. Gieb Acht, der ist gewählt und vielleicht gar

zweimal.“ „Warum nicht gar, ein solcher Esel! wird doch das Volk alle Tage aufgeklärter.“ „Das wird dir ein Schulmeister gesagt haben,“ antwortete der Andere, „dem glaub' doch nicht, sondern immer gerade das Gegentheil.“

Da ging die Thüre wieder auf und herein trat gravitätisch Einer, man sah ihm an, daß er mehr als die Andern zu sein glaube, und die Andern beugten sich auch vor ihm, wie vor Joseph's Garbe seiner Brüder Garben, und gratulirten ihm sehr, und als der Böhneler auch kam gravitätisch, um ihm zu gratuliren, sagte derselbe zu ihm: „Gratulire auch, Herr Böhneler, zweimal gewählt! gratulire sehr, das macht dem Vaterland Ehre.“

Potz, was die Worte für Wirkung thaten, und wie um Böhneler herum sich alsbald eine Freundlichkeit und Freundschaft gestaltete, die, wenn sie nicht sehr rührend gewesen, als Zudringlichkeit erschienen wäre. Die, welche vorher gesprochen, gratulirten mit einer Innigkeit, welche Herrn Böhneler die Thränen in die Augen trieb, als ob er am Schaben von Meerrettig wäre. Dann fanden sie sich, begreiflich ganz zufällig, zusammen in einer Fensterecke, und der zweite sagte zum ersten:

„Und jetzt, was sagst du zur Bildung des Volkes, das einen solchen Möff zweimal wählte? Aber hatte ich nicht Recht, er ist schalkhaft wie ein Esel, ich sah es ihm in den Mundwinkeln an, daß er die Wahl kannte.“

„Das hätte ich nicht geglaubt,“ sagte der erstere, „aber das Volk ist vernachlässigt, man muß es besser unterrichten, aufklären, so kommt es mir noch fast vor wie eine Kuh, welche jedes Trank schluckt, das man ihr einschüttet. Also den Tropf muß man wieder haben und zwar, weil er zweimal gewählt ist, jetzt einen doppelten Tropfen, und wenn man den ersten besten Lumpensammler oder ein Schwefelfraueli von der Straße nehmen würde, hätte man für die Geschäfte so viel an ihnen, als an dem Böhneler. Ein solcher

Esel, ein Waschlumpen sondergleichen, ein Achselträger und Speichellecker, der heute türkisch würde und morgen dem Papst die Füße leckte, wenn es der Präsident befehlen würde oder wenn er damit dreimal gewählt werden könnte!"

„Schrei nicht so," sagte der andere, „man könnte was merken. Was kömmt's am End auf die Geschäfte an, nichts, pfiff darauf, wenn nur das System durchgeht, das ist die Hauptsache, und sich befestigt. Geschäfte das sind Dummheiten, Sand, welchen man dem Volke in die Augen streut und womit wir uns wichtig machen, aber das System ist unsere Fahne, mit dieser fahren wir durch die Welt!" „Nun, Böhneler fährt mit, wohin es geht und wär's zum Teufel; aber er ist eben blinder Passagier, und was hat man für Nutzen von solchen?" frug der erstere.

Da entstund Bewegung, ein Weibel kam und meldete, die Post sei noch nicht da. Ob es etwas gegeben auf dem Lande, frug Einer. Ein Anderer sagte: „Warum nicht gar! Es ist halt die schlechte Ordnung, wenn die Chefs mit den Kondukteurs saufen und spielen, so kömmt es so." Man schimpfte schrecklich über die eingerissene Unordnung und beschloß scharfe Untersuchung, strenge Handhabung der Reglemente. Man nimmt gewöhnlich erst Notiz von einer Sache, wenn man von derselben beschlagen wird. Da die Regenten so zu sagen auch Menschen sind, so haben sie es oft auch so, was zuweilen etwas fatal für das Publikum wird.

Unterdessen war Böhneler an sein Tischchen getreten und hatte ein Billet geschrieben, gesiegelt und ersuchte den Weibel, welcher wieder auf die Post mußte, so gleichsam als Vorläufer des Donnerwetters, das nächstens folgen sollte, dasselbe in seiner Wohnung abzugeben; es war an seine Frau adressirt. Es entrann ihm ein schwerer Seufzer, als er desselben sich entledigt hatte. Der Leser glaube nicht etwa, Böhneler künde seiner Ehehälfte die Scheidung an; bewahre, an so was Dummes dachte er nicht. Böhneler hatte etwas viel

Schwereres auf dem Herzen. Böhneler war auf dem Wege zur Sitzung seinem kraushaarigen Wahlpanduren begegnet, welcher zu ihm wollte, ihm die Nachricht zu bringen, daß er auch in seinem Wahlkreise gewählt worden sei und zwar glänzend. Böhneler konnte nicht anders, als ihn zum Mittagessen einladen, was jener mit vielem Dank annahm; denn er hätte noch mit Herrn Böhneler zu reden, wie er sagte. Böhneler hatte diese Nachricht so erquickt, daß sie ihn rasch in die Sitzung trieb, um dort als doppelt Gewählter zu erscheinen. Sobald aber diese Freude vorüber war, fiel ihm schwer auf's Herz, was die Frau Böhnelerin zu dem Gaste sagen würde und wie ihm aufwarten? Es war unglücklicherweise kein Vetter von ihrer Seite. Es war Böhneler nicht eingefallen, den Herrn in ein Wirthshaus einzuladen, weil seine Frau krank wäre oder den Kaminfeger oder die Wäsche hätte. Zudem hätte das auch seine Schwierigkeiten gehabt, denn Frau Böhneler war Finanzminister und Kassirer in gleicher Person. Selbst gehn und ankünden, was er gethan, mochte er nicht; er hatte Wetter genug ausgestanden; er war ja noch ganz schachmatt davon. Als ein doppelt Gewählter konnte er sich schon was erlauben, und kam er dann mit dem Gast zum Essen, sei der erste Zorn vorbei und der Gast, ein schönes Stück Mensch, sein Schild, dachte er. So that er also, aber wohl war ihm nicht dabei.

An den einlaufenden Nachrichten, den vorkommenden Geschäften nahm unser arme Böhneler wenig Theil: sein Anne Bäbi lag ihm auf dem Herzen und zwar immer schwerer. Er dachte, er sei doch eigentlich bei allem Glück unglücklich. Wie gut auch der Brei an sich wäre, immer werde er ihm versalzen. Wenn er nur nicht Schande erleben müsse, sein Anne Bäbi Anlaß gebe, daß er im ganzen Lande verbrüllet werde, ein Mann wie er!

Die Zeit kennt kein Erbarmen, sie geht wie sie will, nicht schneller, nicht langsamer nach Laune und Bitten der Men-

schen. Mittag war da, unvermeidlich, und der Präsident hob pünktlich die Sitzung auf; er sah, daß die Geister anderswo beschäftigt waren. Ach Gott, und schon vor dem Sitzungssaale traf Böhneler seinen treuen Panduren an. Der muß eine starke Freßglocke im Magen haben, was wird Anne Bäbi dazu sagen? dachte Böhneler. Er mußte vorwärts, es war ihm fast wie einem Rekruten, der gegen eine Batterie geführt wird. Böhneler wäre in diesem Augenblicke gerne nur einmal oder gar nicht gewählt gewesen, aber was half das jetzt: „selber tha, selber ha," sagt das Sprüchwort.

„Spaziert nur gefälligst hier herein," sagte Böhneler, als sie endlich die Treppen auf waren, und öffnete den Salon. Da öffnete sich eine Seitenthüre und eine Stimme rief: „Das Essen ist auf dem Tisch!" „Ei nun, in diesem Fall," sagte Böhneler, „wollen wir gleich da hinein," und bekomplimentirte höflichst seinen schönen Panduren in den Speisesaal, d. h. in's Eßstübchen. Aber o Himmel, wie ward ihm, als er hinter dem breiten Rücken des schönen Stück Menschen hervorkam und in's Eßstübchen trat! Da war's wie immer, als ob seine Bitte gar nicht vernommen worden, und doch war sie es, das sah er an der gespaltenen weißen Tasse, welche oben auf dem Tische stund und der Visite galt. Die Kaffeekanne stund da, Erdäpfel waren auf dem Tisch ohne Tischtuch ausgeleert, und in einem Napfe stund etwas, Böhneler sah in seinem Schreck nicht, was. Frau Böhneler begehrte nicht auf; sie frug sogar den Panduren, ob sie auch schön Wetter hätten daheim. Als sie ihm himmelblauen Kaffee eingeschenkt hatte, sagte sie: „Ihr müßt vorlieb nehmen, wie wir es haben, ihr werdet es daheim auch nicht viel anders gewohnt sein und essen müssen, was die Mutter gekocht hat."

Böhneler war auf Dornen, aber er durfte Anne Bäbi nicht von ferne touchiren oder ihm widerreden wollen, sonst kam das Wetter, er wußte es. Das war bitterer Kaffee, zu welchem Frau Böhneler nicht einmal Zucker gab.

„Nehmt Erdäpfel," sagte sie, „wenn ihr nicht zu schmäderfräßig seid, sie sind gut, der Sack kostet uns zwei und einen halben Gulden. Ja, es ist ein theures Haushalten, besonders wenn man noch immer fremdes Volk füttern muß." „Habt ihr auch viel Einquartierung gehabt?" fragte Böhneler rasch. „Ueber die wolle sie nicht so viel klagen," sagte Frau Böhneler eben so rasch. „Wenn schon nicht hinreichend, so sei man doch in etwas entschädigt worden, und wer nicht gemeint, er müsse sie füttern, daß sie noch in der Ewigkeit genug hätten, hätte dabei so viel Schaden nicht gehabt."

So lief das Gespräch, aber lang dauerte es nicht, man kann denken, daß schnell abgegessen war. Böhneler führte darauf den Gast in's Salon, wollte Wein befehlen und dann leise vorbauen wegen dem Gerede, welches der Pandur anzetteln konnte. Der aber sagte sehr höflich, er bitte sehr, Herr Böhneler solle sich nicht Mühe machen, er habe vortrefflich gelebt und sei sehr pressirt. Er möchte Herrn Böhneler für etwas ansprechen, er müsse Geld haben, zweitausend Franken; das und das Banquierhaus wolle es ihm geben gegen einen soliden Bürgen; er denke, Herr Böhneler schlage ihm diese Gefälligkeit nicht ab. In einem Vierteljahre, gedenke er, sei alles wieder bezahlt. „Und die Bank?" frug Böhneler schüchtern. Den Kredit dort brauche er anders, antwortete der Pandur. Die Zeit sei schlimm, er habe die Tasche voll Wechsel, aber versilbern könne er sie nicht. Ja, was wollte jetzt Böhneler anders machen? Er mußte in den Apfel beißen und um das Mittagessen gut zu machen, mußte er gehen, für zweitausend Franken Bürge sein und noch dazu Gott danken, daß es sein Anne Bäbi nicht wußte. Aber was meint man, wenn es dem Panduren auch geht wie hunderten von seinen Brüdern, wenn er in dem Trocknen sitzt und auf dem letzten Löchlein pfeift und Herr Böhneler zahlen muß und sein Anne Bäbi es vernimmt, was wird dann Anne Bäbi sagen? Und was hat es wohl

gesagt, als die andern Panduren auch kamen und was wollten, und was giebt's am Ende aus allem? das mag der gütige Leser sich einstweilen denken. —

Sage vom Meyer auf der Mutte.

Die Erzählung erschien zuerst in der neuen illustrirten Zeitschrift für die Schweiz, Jahrgang 1850.

Vor uralten Zeiten, doch nicht vor Adam, sondern seither, lebte eine alte Frau und hatte viele Güter, aber keine Kinder. Mädchen hatte sie nie gehabt, sondern bloß Söhne, diese waren ihr erschlagen worden. Damals erschlug man nämlich die Menschen, heutzutage schießt man sie todt, kömmt aber einigermaßen auf's Gleiche heraus, besonders wenn man einmal todt ist. Es war eine sehr verständige Frau. Auf den Männern hielt sie gar nichts, besonders seitdem dieselben ihr die Söhne erschlagen. Kein Mann sollte einen Pfennig von ihrem Gute erhalten, in die Hände ihres Geschlechtes sollte alles kommen. Aber wie gesagt, sie war eine verständige Frau, kannte daher auch die Neigung ihres Geschlechts, alles, was es hat, baldmöglichst an Mann zu bringen, d. h. irgend einem Bengel an den Hals zu hängen. Sie stiftete daher ein Klösterlein, über dessen Schwelle nicht ein Gedanke an einen Mann kommen sollte, geschweige denn ein wirklicher Mann, und vergabte diesem all ihr Gut.

Eine so vollständige Instruction wie Königin Agnes bei Stiftung des Klosters Königsfelden machte sie nicht. Agnes meinte es gut mit den Nonnen, ordnete für die, welche kränklich waren, Reis, Mandeln, Feigen, Weinbeeren und

Hühner, den übrigen des Mittags zwei Gerichte von Brei und eins von Eiern, des Nachts eins von Brei, eins von Eiern und eins von Milch oder Käs, auch Schweinefleisch, Hasenpfeffer, Sulzen und Obst und je für fünf Schwestern täglich zwei Maas Wein. Sie rechnete auf guten Appetit der Schwestern, wie man sieht, und namentlich auch darauf, daß der Aargauer Wein mehr nach unten trachte, als nach oben. Sie scheint sich mit dem Letzten ganz verrechnet zu haben, denn in der letzten Zeit spukt derselbe den Aargauern gewaltig im Obergaden.

Frau Friedoline machte bloß zwei Bestimmungen: 1) Die Hälfte der Nonnen sollten Wittwen, die andere Hälfte Mädchen sein. 2) Die Hälfte der jährlichen Einkünfte sollte zur Erhaltung der Bewohnerinnen und nicht zu was Unnützem, die andere Hälfte zum Besten der Armen verwendet werden. Motive gab die alte Dame keine an; vermuthlich sollten die Wittwen die Erfahrung repräsentiren und die Mädchen in der Entsagung der weltlichen Lüste unterrichten, die Mädchen dagegen das Gefühl repräsentiren und die Begeisterung, für welche Wittwen zumeist wohl kühl sind. So ordnete die gute Dame es an und meinte für alles gesorgt zu haben. Aber der Mensch hat kurze Gedanken, sein Sorgen ist stets nur Stückwerk, und immer artet aus, was der Mensch säet und pflanzet, wenn nicht von oben der Geist, der gesäet und geflanzt, erhalten und erneuert wird. Nachdem sie so für ihre Habe gut gesorgt zu haben meinte, starb Frau Friedoline alt und lebenssatt.

Das Klösterlein hatte sich alsbald gefüllt mit Wittwen und Mädchen, von denen die einen schmollten mit der Welt, die anderen diese satt oder ein Grauen vor derselben hatten. Von je war es schwer, den rechten Mittelweg in Beziehung auf die Welt zu treffen, nicht mit ihr den Narren zu machen und nicht durch sie zum Narren zu werden, sie zu gebrauchen, als gebrauchte man sie nicht. Und darum ist dieses so schwer,

weil der Mensch wähnt, er sei der Herr der Welt, daher nicht merkt, wie die Welt der Herr des Menschen wird.

Anfangs ging es schön und gut im Klösterlein, fast als wie im Himmel. Wenn Frau Friedoline niedersehen konnte aus dem Himmel auf ihr Stift, mußte sie große Freude daran gehabt haben. Die Wittwen walteten mit verständigem Sinne, ja was noch mehr heißen will, absonderlich wo lauter Weiber beisammen sind, mit einträchtigem Sinn. Sie waren Vorbilder im Beten und Arbeiten, hielten die Mädchen nicht als Mägde, sondern als Schwestern, freuten sich, derselben Hände und Seelen zu stärken, sie zu unterweisen in getreuem Verrichten ihres Tagewerkes, lehrten sie austheilen mit Liebe und Verstand, was so leicht nicht ist, lehrten sie beten, daß es Gott wohlgefiel und ihre Herzen stärkte, was nicht Alle können, lehrten sie ein frommes Genügen, durch welches der Friede kommt, der über allen Verstand geht. Die Mädchen rankten sich auf an den würdigen Matronen, brachten ihnen junges Leben, erhielten sie frisch und grün, wie Epheu die altersgrauen Thürme, kurz, es war fast, als ob endlich der Fleck gefunden sei, wo auf Erden ein neu Paradies entstehen, das tausendjährige Reich seinen Anfang nehmen sollte. Weit umher waren sie geliebt und geehrt; die Armen fanden Hülfe, die Reichen suchten die Kraft ihres Gebetes, und wenn das Klösterlein so geblieben wäre bis auf den heutigen Tag, so hätte mancher sich weniger versündigt, indem er seine Hände mit fremdem Gut befleckte, und mancher Unschuldige wäre nicht um der Schuldigen willen gestraft worden, ja selbst vielleicht die Thurgauer hätten sich bedacht und heilige Gefäße nicht an Juden verschachert und sich geschämt, um einiger Silberlinge willen Juden Gelegenheit zu geben mit christlichem Glauben und christlichem Gefühl Spott und Hohn zu treiben. Aber es kam anders; der Teufel fand die Spalte, wo er hineinschlüpfen konnte, um bösen Samen in den Acker zu säen.

So lange Frau Friedoline lebte, war sie die erste und älteste unter den Schwestern gewesen und hatte das Scepter geführt, so gleichsam als von Rechtswegen. Als es zum Sterben kam, rief Frau Friedoline die Schwestern zusammen, übergab ihre Macht der ältesten, befahl ihr, wenn auch sie zum Sterben komme, ebenfalls der ältesten die Gewalt zu übertragen und alleweil so fort. Das ward von allen begriffen und billig gefunden, denn jede konnte ja die älteste werden, und alle weinten von Herzen der guten und weisen Stifterin nach. So ging es nicht ganz hundert Jahre unwidersprochen im Frieden. Da geschah es, daß, als eine Aebtissin starb, die älteste außer Stande war, dieses Amt zu versehen. An diesen Fall hatte Frau Friedoline nicht gedacht, was der guten alten Frau nicht aufzurücken ist, haben es ja die allerneuesten Gesetzgeber noch nicht dahin gebracht, an alles zu denken. Ein solcher Fall war also nicht vorbedacht, daher keine Bestimmungen dafür da.

Nun fing man an zu verweisen, wie die Gesetzgeberin es eigentlich gemeint, und auszulegen, was sie für diesen Fall für Gedanken gehabt und welche Bestimmung aus diesen Gedanken am natürlichsten hervorgehe. Nun, wenn man einmal in's Auslegen oder Interpretiren, wie die Gelehrten sagen, der Gesetze kommt, dann kriegt der Teufel freie Hand. Was das einmal für einen Spectakel geben und wie Flaum und Federn gen Himmel fahren werden, wenn die Gesetzgeber hinter ihre Ausleger gerathen können!?

Die einen behaupteten mit großer Zuversicht und Heftigkeit: sei die älteste blödsinnig oder nicht für das Amt gemacht, so trete offenbar die zweitälteste an ihre Stelle, das sei eine ausgemachte, ausdisputirte Sache. Das wollte eine zweite Partei nicht glauben. Sie sagte, die zweitälteste könne ebenso unfähig sein, als die älteste, und die drittälteste so unfähig als die zweitälteste. Daher sei es ganz klar, Frau Friedoline habe immer die älteste unter den

fähigsten zum Amt berufen wissen wollen oder vielleicht die fähigste unter den ältesten, doch sei dieses so ganz klar nicht. Die dritte Partei, und zu dieser gehörten die jüngsten Mädchen, meinte, es sei offenbar eine Lücke im Institute, welche Frau Friedoline ganz sicher ergänzt hätte, wie man mit Bestimmtheit schließen könnte, wenn ihr nicht zu früh der Athem ausgegangen wäre. Da sie verordnete, daß immer halb Wittwen, halb Mädchen im Kloster sein sollten, so sei es offenbar ihr Wille gewesen, daß Mädchen und Wittwen gleichen Antheil an ihrer Vergabung hätten, zwischen ihnen kein Vorrecht sei, die höchste Würde nicht vorzugsweise den Wittwen zufiele. Nun sei es aber bekannt und die Erfahrung im Kloster beweise es, daß die Wittwen zähere, die Mädchen zartere Naturen hätten, daher die Wittwen ein höheres Alter erreichten und somit immer nur Wittwen Aebtissinnen würden. Offenbar habe Frau Friedoline das nicht gewollt, sondern daß Mädchen und Wittwen sich in dieses Amt theilten, d. h. abwechselnd es verwalteten. Sie möge es nun gesagt oder nicht gesagt haben, so sei das unbestritten ihr Sinn gewesen.

Man sieht, schon damals konnten die Gelehrten verschiedener Meinung sein und bei der Auslegung von Verfassungen und Gesetzen sich in die Haare gerathen.

Es gab gewaltigen Streit im Klösterlein. Jede Partei suchte Anhang; ihrer Meinung die Oberhand zu verschaffen, war ihre Hauptsorge, welcher sie alles opferte. Niemand war da, der rechtsgültig den Streit entschieden hätte, der Klostervogt abwesend, der Bischof weit weg, der Beichtvater, wohl jung, schlug sich im Stillen zur letzten Partei und wirkte für sie, wie er konnte und mochte.

Man kann sich's denken, wie bei solchem Streit die Hauptpunkte der Stiftung, die Hälfte des Ertrages für das Kloster, aber nichts zu unnützem Zweck, die andere Hälfte für die Armen zu gebrauchen, im Auge behalten wurden.

An sie dachte eigentlich niemand mehr im Ernste, wenn zuweilen auch sehr heftig davon die Rede war, wenn eine Partei der andern etwas aufrücken wollte. Wir wollen die Geschichte der Parteien im Klösterlein zu Schweißberg, zwischen Röthenbach und Signau im Kanton Bern liegend, nicht der Nachwelt überliefern, es ist die Geschichte aller Parteiungen, wie man sie in Ländern und Städten, in Monarchien, Aristokratien und Demokratien findet. Eine Partei macht die andere runter und niederträchtig, bis alles niederträchtig und runter ist. So ging es auch zu Schweißberg. Der Streit setzte sich fest, ward chronisch, wie die Aerzte gelehrt sich auszudrücken wissen. Man weiß, wie in Familien Krankheiten sich einheimisch machen und nicht mehr zu heilen sind und in Gebäuden Gerüche und Ungeziefer, daß nichts mehr dagegen helfen will als das Abbrechen; so geht es auch in Häusern und Gemeinschaften mit dem Streit, er erbt sich fort und wird unaustilgbar.

Wie es da mit der Zucht gehalten ward, kann man sich denken. Bald konnten alle leben nach ihrem Wohlgefallen, niemand wahrte den Dienst des Herrn und den Willen der Stifterin, es ward gesotten und gebraten den ganzen Tag, und wenn eine sonst noch Freude hatte an etwas Anderem, so stund ihr niemand im Weg. Und wiederum ward es anders, und nur die einen konnten thun, was sie wollten, die andern waren unterdrückt, litten am Nöthigsten Mangel und wurden bei der leisesten Widerrede gestraft, wie hart, schrieb damals niemand auf. Hätte es jemand aufgeschrieben, es könnte heutzutage manchem Freiburger und Luzerner zum Troste dienen, daß er sagen müßte: „Nein, gottlob, ganz so arg geht es heutzutage doch nicht mehr bei uns, das stünden die heutigen Leute ja gar nicht aus!"

Am bösesten kamen dabei natürlich die Armen weg; an die dachte niemand mehr, die Nönnlein hatten ja genug an

sich zu denken und an ihre Feindinnen, und wenn was da war zum Brauchen, so hatten sie es für was Anderes nöthig, als für die Armen: erstlich für sich und zweitens für sich und drittens für sich. Denn wenn auch viel außerhalb des Klosters gespendet ward, so war es doch nicht um Gottes-, sondern um seiner selbst willen, um jemandem die Augen zu salben, einen süßen Mund zu machen, ein mild Herz und gegen allfällige Klagen die Ohren zu stopfen, seinen Anhang zu stärken, der Gegenpartei bös Spiel zu machen. Der Teufel hatte nicht bloß neben die Kirche eine Kapelle gebaut, sondern die Kirche selbst zu seiner Kapelle gemacht.

Dabei waren die Armen wohl zu bedauern, aber mehr doch noch die, deren Herzen gebrochen wurden im Klösterlein. Es gab auch noch in der Zeit, als der Teufel bereits seinen Stuhl aufgeschlagen hatte im Klösterlein, es aber noch nicht so recht ruchtbar und bekannt war, Solche, welche aus innerem Triebe der Welt entsagten, um ein gereinigt Herz dem Bräutigam der Seelen zuzubringen. Und gerade als die Fäulniß im Klösterlein sich ansetzte, gab dasselbe den blendendsten Schein der Frömmigkeit von sich. Das waren nun wirklich arme Seelen, man kann es sich denken. Anfänglich ging es schön, jede Partei suchte sie in ihr Interesse zu ziehen, allmählig dem alles verschlingenden Strudel zuzulocken. Und manche ward verschlungen, ehe sie daran dachte, ehe sie wußte, was ihr geschah, weinte dann wohl eine Weile bitterlich, bis die Thränen vertrocknet waren und das Schwimmen mit dem Strome sie lustig dünkte. Aber die, welche sich nicht verlocken ließ, sondern widerstand, eine treue Magd des Herrn bleiben wollte, gar vielleicht bekehren wollte, sich berufen glaubte, den Teufel auszutreiben und den Herrn wieder einzusetzen in sein Haus, war in Dornen gebettet unter Scorpionen und Nattern, Gift ihre Speise und Abscheu ihr Trank, bis der Leib verzehret, das Herz gebrochen war in unaussprechlichem Weh. Nun,

als das einmal bekannt war, flohen solche Herzen die unselige Stätte.

Aber deswegen fehlte es dem Kloster an Bewohnerinnen nicht. Das weibliche Geschlecht besitzt viel Kühnheit, wagt gerne allerlei Kämpfe, hat den Glauben, wenn es einmal habe, was es wolle, werde das Uebrige sich schon geben, das werde sich schon fügen müssen dem nachhaltigen Willen und der süßen Hand. Was wagt das Weib nicht um einen Mann! was sollte es sich vor einem Kloster fürchten? Zudem muß man nicht vergessen, wie gerne Klosterfrauen sich durch Verwandte stärken, Nichten und Basen locken mit allerlei Versprechen und Aussichten. Man glaubt nicht, welche schöne Aussicht für die Nichte eine Aebtissin in einem Kloster ist, und welch gewaltige Hülfsmacht für eine Tante Aebtissin eine hübsche, gescheidte Nichte. Verstehen die beiden sich, spinnen sich die Fäden in die Hände, wird die eine das Haupt der jungen, wie die andere das Haupt der alten ist, dann ist ihre Macht entschieden, die mißgünstigen erfahren es, wie schwer es ist, wider den Stachel zu löcken. Dabei ist es durchaus nöthig, daß beide gescheidt seien, nicht mit geschlossenen Augen in's gleiche Horn blasen. Die vollkommene Einigkeit muß bloß unter der Hand statt finden, äußerlich aber eine anständige Opposition, ungefähr wie das Verhältniß zwischen König und Kronprinz. Hat der Alte die alte Generation, der Junge die junge, kann's da fehlen?

Die Meyer auf der Mutten waren von je mit Kindern reich gesegnet, absonderlich mit Töchtern. Schweißberg und die Mutte lagen nicht gar weit auseinander, und die Töchter von der Mutte paßten absonderlich gut in's Klösterlein zu Schweißberg und namentlich in dessen letzten Zeiten. Sie waren stattlichen Leibes, sinnlicher Art, doch diese untergeordnet der Sucht nach Macht und Besitz, so daß die erstere nicht selten als Mittel gebraucht wurde, der letztern zu dienen. Sie betrachteten nach und nach die Macht im Klösterlein als

ein Erbstück der Familie, und wenn diese jemals in andere Hände kam, verschrien sie es als einen Frevel gegen Gott und Menschen. Dann ging der Streit von neuem los, und gewaltig spukte es im Kloster, bis wieder eine Meyerin von der Mutte den Stab in Händen hatte. Damals war etwas nicht, was manchem kommod wäre, es wäre jetzt noch nicht, damals wußte man nichts von Klosterrechnungen. Nach altem Zeug stöbert man in allen Archiven, man findet das wunderlichste Zeug: Titel und Urkunden von allen Arten, aber keine Klosterrechnungen aus den alten Zeiten, von denen wir reden. Ja nicht einmal im Aargau, ja selbst nicht im Thurgau, welche Gäuer sicher schon damals in Cultur und Bildung weit voran waren, hat man deren gefunden. Damals brauchte oder verbrauchte das Geld nicht, je nach seiner Art und seinen Gelüsten, wer die Macht dazu in Händen hatte; damals ward frommes Gut vielfach durch frommen Sinn geschützt, zuweilen auch aus Furcht vor dem Teufel. Fehlt der fromme Sinn oder fürchtet man den Teufel nicht, schützt man mit Rechnungen frommes Gut nicht, kommt es an die Juden, **vide** Exempel am Bodensee. So war es den Muttetöchtern möglich, einen Schatz anzulegen, einen goldenen Sparpfennig für die Zeiten der Noth.

Schweißberg lag im Gebirge, dem Rittervolk zu Brandschatzungen abhanden. Von den Hirten des Gebirges war bei kluger Benützung des Aberglaubens Bedeutendes zu ziehen; auch das Arznen trug viel ein, wenn man es einzurichten wußte. Um Gotteswillen freilich sollten die Nonnen helfen, aber wenn sie dann den Leuten den Verstand machten, dem Kloster um Gotteswillen Geschenke zu bringen, was die Wirkung der Arzneien bedenklich fördere, wer wollte es wehren?

Sie wußten ihr Gut durch Schenkungen und Vergabungen zu mehren und noch auf andere Weise, für welche auch noch in den heutigen Rechnungen keine eigene Rubrik angewiesen ist. Was einmal da war, hielten sie mit fester Hand

zusammen, kümmerten sich um den Willen der Stifterin ungefähr so viel, als heutige Majestäten. Die mächtigen und die, welche es mit ihnen hielten, lebten gut und hatten vollauf, den andern überließ man das Beten und Weinen und sorgte dafür, daß sie häufig zu Gott schrien; um die Armen kümmerte man sich, wie man es gut fand. So lebten sie im Kloster lange und sicher, als ob Zeit und Welt zwei Pferde vor ihrem Wagen wären, die geführt würden an starken Zügeln, mit sicherer Hand, in gewohntem Geleise. So dachten sie zu fahren, bis Zeit und Welt abgekarret seien und untergehen müßten.

Aber der Mensch denkt und Gott lenkt, und Gott wollte es anders, als die letzte Aebtissin, Brunhilde von der Mutte. Es war eine stattliche Frau in den besten Jahren und mit handfester Gemüthsart, eine von denen, welche unserem Herrgott unter den Bart stünden, wenn er sie bis dahin kommen ließe. Aber gerade solchen pflegt er am liebsten zu zeigen, wie sie nichts zu zwingen vermögen, wenn er nicht will, wie sie alles müssen, wenn er will.

Es war eben auch ein gut Jahr gewesen, mit Wohlbehagen sah Brunhilde das Mehren ihrer Schätze und hatte nebenbei allerlei Gedanken. Eines Tages sprach ein wandernder Krämer im Kloster vor, wo er wohl bekannt gute Kundschaft hatte. Der erschreckte die Nonnen mit dem Bericht, wie eine grausame Pestilenz die Welt verheere, vom Mohrenland sei sie bis in's Weltschland gekommen, habe hinter sich eine Wüste gelassen. Wie ein grimmig Thier dringe sie vorwärts; als ob der Tod eine ungeheure Sense schwinge und die Menschen das Gras in der Wiese wären, sei es. Wo die Sense durch die Wiese fahre, sei am folgenden Tage kein lebendig Bein zu finden. Die Aebtissin aber erschrack nicht, sie meinte, hier herauf komme die Pestilenz nicht. Wenn der Tod unten durch die Ebene fege, sei für die da oben, was unten im Thale liege, gute Beute und viel Erbens, wo

viel Wehklagens sei. Als die Nonnen mit Fasten und Beten, mit Klingeln und Räuchern Gnade suchen wollten und Schutz vor der grimmigen Seuche, schalt sie dieselben hart ob dieser Säumniß und versprach viel Siedens und Bratens für die Zukunft.

Ob sie es aber gethan hätte, wenn es zum Halten gekommen, ist Gott bekannt, von wegen man hat Exempel bis auf den heutigen Tag, daß nicht alles gehalten wird, was versprochen worden von Geistlichen und von Weltlichen, vom Genfersee bis an den Bodensee und wahrscheinlich noch einige Stunden jenseits derselben.

Die Kunde von dem grimmigen Tod fuhr durch's ganze Land wie ein Sturmwind und machte die Herzen voll Schrecken, die Wenigsten hatten den kecken Sinn der Aebtissin von Schweißberg und meinten, er thue ihnen nichts, sondern bringe ihnen noch viel Erbens. Von wegen sie dachten, wenn der Tod die Menschen mähe wie das Gras auf der Wiese, so bleibe ja niemand am Leben, und wer nicht mehr am Leben sei, was helfe dem das Erben, dann sei es ja ausgeerbt. Das Volk suchte Trost, Schutz und Abwehr an den gewohnten Orten, wo es dieselben so oft gefunden, in den Gotteshäusern und an den Altären. Je mehr die Schrecken vor dem Tode wuchsen, desto tiefer sank das Irdische im Werthe, desto inbrünstiger wurden die Gebete, desto reicher die Gaben für die, welche beten helfen, Fürbitte thun sollten für die Schafe der zitternden Heerde. Die Gaben hätte Brunhilde gerne genommen, wenn sie vom Himmel gekommen wären, aber aus Menschenhänden, welche vielleicht in ihren Händen neben der Gabe auch den Tod hatten, wollte sie keine, wollte aber auch nicht Trost bringen in die Hütten, als Lohn dafür den Tod holen. Brunhilde rechnete anders. Sie hätte eine gute Krämplerin gegeben. Sie wollte nichts Großes wagen an Kleines. Erst schalt sie das Volk, daß es sich so schrecken lasse von nichts, es solle daheim bleiben und arbeiten, man

habe Kunde, der Tod komme nicht, und komme er doch, dann sei es ja früh genug, zu klagen, zu beten und Schutz bei Gott zu suchen. Aber sie konnte das Volk nicht beruhigen. Das Volk meinte, es sei doch gescheidter, dem Uebel zuvorzukommen, als es erst einreißen zu lassen und dann erst das Loskommen zu versuchen, sowie es auch klüger sei, ein Haus gar nicht anzuzünden, als sich auf das Löschen zu verlassen. Das Volk kam daher in größeren Haufen, je näher der Tod seine Sense schwang, was so nahe geschah, daß jenes bereits das Rauschen der letztern zu vernehmen glaubte. Des Klosters Kirche ward nie leer, ganze Haufen knieeten Tag und Nacht an den Altären.

Da fand eines Morgens das Volk das Kloster geschlossen, keine Nonne war zu sehen, auf kein Klopfen kam eine Antwort. Endlich, als der Tag vorrückte und das Volk ungeduldig ward, kamen aus der Höhe der Kirche dumpf die Worte: der Tod ist da! und dreimal rief es dumpf: der Tod ist da! der Tod ist da! der Tod ist da! und immer langsamer kamen die Worte und zuletzt so langsam schauerlich, als ob sie vom Tode selbst kämen aus sterbendem Munde. Da ward zu Eis alles Blut, schneeweiß wurden alle Gesichter, wie Todtengebeine klapperten alle Glieder, stille ward's wie im Grabe, und nichts ward vernehmbar, als das Klappern der Glieder am Leibe, der Zähne im Munde. Endlich rang eine Stimme sich frei und stöhnte laut: der Tod! der Tod! Und über das Volk kam der Wahn, der Tod sei wirklich da, leibhaft hätte Einer ihn gesehen. Von plötzlichem Schrecken erfaßt schrien Alle laut auf, warfen sich auf die Flucht unter schrecklichem Geschrei und jeder so schnell als seine Beine sich rühren wollten. Hinter sich glaubten sie den Tod, sein höhnisch Gelächter war in allen Ohren. Es war das Gelächter der Aebtissin und der frechsten der Nonnen, welche diesen Spuk mit dem Volke trieben.

Als das Volk sich durch der Aebtissin Vorstellungen nicht

wollte fern halten lassen vom Kloster, war Zorn und Angst groß in demselben; denn man zweifelte nicht, wenn einmal der Tod wirklich komme in die umliegenden Thäler, flöhen Alle da herauf und schleppten mit sich den Tod für Alle. Da lachte der Aebtissin Nichte, die hieß Krimhilde und hatte die größten Anlagen zu einem grimmigen Burschen, war daneben hübschen Leibes. „Die will ich rasch von dannen geben," sagte sie, „daß keiner mehr das Kloster zu sehen begehrt. Es ist hartnäckig Volk, aber dümmer als Haberstroh, mit Verstand richtet man nichts mit ihm aus, aber wer herzhaft ist und ein Wort nicht achtet, macht mit ihm, was mit dem Schaf oder der Kuh." „Was meinst?" frug die Alte. Die Nichte gab Bericht. Das fanden alle gut und lachten deß, nur die jüngste Nonne nicht, und die hieß Fideli. Die sagte: „Das sind frevle Worte und es ist Gott versucht, mit solchen Reden läßt sich nicht spielen, was der Mensch Böses sich anlügt, das läßt Gott an ihm haften oder an ihn kommen, so sagte meine Großmutter, und die hatte es viel hundertmal erfahren." Da erscholl ein Lachen, daß die Wände tönten, und weit vor allen Krimhilde's Lachen, und mit Spott ward das arme Kind übergossen, daß sein Schmerz groß ward, sein Weinen so laut, daß es tönte in den Hohn der anderen wie das Wimmern eines Kindes in der Wölfe Geheul. Ueber dieses vernahm man endlich die Ungeduld des Volkes und den Lärm an des Klosters Pforten. Da sprang Krimhilde auf, sah Brunhilde an, und als diese nickte mit dem Kopfe, sprang sie der Kirche zu, Fideli sprang nach, hing sich an Krimhilde's Kleid und wollte sie abhalten von ihrem frevlerischen Beginn. Aber Krimhilde achtete das arme Kind so wenig wie eine Fliege auf ihrem Rocke und vollführte die Frevelthat. Und es war, als führe in alle der Teufel und lache aus jeder über das arme Volk, das in Todesängsten über den Berg lief, es war, als ob in jeder ein Dutzend Kehlen wären.

Als endlich das letzte Mannli verschwunden, nichts mehr

zu lachen war und man sich wieder ansah, da fuhr durch alle ein jäher Schreck, einem Blitzstrahl vergleichbar, und aller Augen schauten auf einen Punkt, auf Krimhilden's Gesicht. Krimhilde stand da mitten unter ihnen, starr und steif, blau im Gesicht und blutroth die Augen. Der Mensch behält immer ein Gewissen, auch wenn sich eine Kruste von Granit gebildet hat, der ganze Mensch ein Urgebirge scheint. Bekanntlich kann Einer Haut wie Ochsenleder in der Hand haben, alles todt scheinen, drunter ist's doch lebendig, es kömmt nur darauf an, daß man tief genug schneidet. Bekannt ist, wie man in Belgien in einer wenigstens zweitausendjährigen Steinformation eine lebendige Kröte gefunden; sie schien todt, wurde aber alsbald lebendig, als man die Schichten durchgrub und sie lebendige Luft in die Nase kriegte. Ungefähr so ist auch das menschliche Gewissen, es bleibt lebendig, man mag es begraben, so tief man will. Als die Nonnen das Gesicht sahen, fiel ihnen der Teufel ein und wie sie sich an Gott versündigt; sie machten das Kreuz, so streng sie mochten, über Brust und Kopf, aber Sinn und Gedanken waren ihnen wie todt. Bloß die Aebtissin hatte Besonnenheit, spritzte die Nichte tapfer mit Weihwasser und legte sie zu Bette. Jetzt konnte die Alte beten und reden, aber die Nichte nicht mehr. Ehe der andere Morgen kam, war sie starr, steif am Leib und todt und schwarz die Augen im blauen Gesichte, denn es war nicht der Teufel, der sie geholt, sondern für einstweilen nur der Tod. Die Aebtissin merkte das aber nicht; sie dachte, die Nichte sei erschrocken über ihr vermessen Thun uno der Schreck hätte ihr dies angethan. Zu jung sei sie noch gewesen für solch Beginnen. Aber als sie aufstand von Krimhilde's Lager und sich umsah, da standen die Nonnen alle hinter ihr, blau im Gesicht und blutroth die Augen, denn der Tod war da. Der hatte sie alle gefaßt bis an Fideli, die war nicht unter denen mit den blauen Gesichtern und rothen Augen. Da ward die Aebtissin von schauderhaftem Schrecken ergriffen, jetzt wußte

sie, das war der Tod und der war auch in ihr, und sie entrann ihm nicht. Sie fühlte seine Glut in ihren Eingeweiden, sie fühlte aber noch eine andere Glut in ihrem Gewissen und sie wußte, die erlosch nicht mit dem Tode, wie die andere Glut in den Eingeweiden. Die mächtige Frau bebte wie ein Thurm im Erdbeben, aber sie fiel nicht, sie raffte sich zusammen, eilte dem Thore zu, wollte es öffnen, vermochte es nicht, fiel vor demselben nieder. Da beugte sich über sie die arme Fideli, wollte helfen und trösten, aber Frau Brunhilde nahm ihr die Rede und keuchte mit heiserer Stimme: „Lauf auf die Mutte, lauf zu meinem Bruder, sag' ihm, hier sei der Tod eingekehrt und Alles todt. Hier den Schlüssel bring' ihm, hinter dem Altar kann er ihn brauchen. Aber das Halbe den Armen, vom andern Halben nichts z'unnütz. Das soll er halten, sonst brennen wir beide in einer Glut, die nicht erlöscht, sie brennt, sie brennt, sie brennt in mir; lauf, sag's, sag's, er soll's thun, sonst brennt sie ewig, ewig, fürchterlich." So stöhnte Frau Brunhilde, winkte heftig nach dem Thore; Fideli öffnete, ward auf der Mutte gesehen und nachher nicht mehr.

Der Tod war darauf auch in's Thal gekommen, hatte weit an die Berge hinauf gemäht fürchterlich. Darob hatten Alle das Kloster und dessen Bewohner vergessen. Wer leben blieb, hatte nicht Zeit gehabt, um Andere sich zu kümmern; damals war nur Angst und Weh in den Herzen, für Neugierde kein Platz. Wer wollte da Trost und Hülfe suchen, wo der Tod zuerst eingekehrt, wo man sich selbst davor nicht zu wehren vermocht. Als endlich alles vorüber war und die Wenigen, welche noch lebten, es wagten, sich umzusehen, wer noch lebe mit ihnen zu Berg und Thal, kam man auch zum Kloster, fand das Thor offen, Alles todt, unkenntlich und halb verwes't.

Die, welche es so fanden, erschracken und flohen; lange wagte sich niemand hinauf. Als endlich der Schrecken schwand

und man hinging, war das Kloster zerstört durch Feuer; woher aber das Feuer gekommen, ward nie vernommen und allgemach Schweißberg sammt Nonnen und Kloster vergessen.

Kurz vor dem Uebergang, d. h. der Einnahme der Schweiz durch die Franzosen, Anno 1798 war es, daß ein Bauer vor seinem Hause saß. Das Haus stand nahe bei der Mutte, und schön schien der Mond. Der Bauer wachte einer Kuh, welche kalben sollte, und weil es so schön draußen war und so heiß im Stalle, hatte er sich an die frische Luft gemacht für eine Weile, da die Kuh nicht Miene machte pressiren zu wollen. Es war ein frommer, braver Mann, dafür Gott und Menschen bekannt, denn er war fromm von Herzensgrund und that darnach. Plötzlich stund ein Mann vor ihm, als sei er aus der Erde herauf gewachsen, fremd von Gestalt und Gesicht. „Guten Abend," sagte der Mann, „wachest? Hätte Wichtiges mit dir zu reden, wenn du mich hören wolltest." „Kenne dich nicht, daneben red', wenn du was zu reden hast," antwortete der Bauer. „Glaub's," antwortete das Mannli, „denn mehr als dreihundert Jahre bin ich alt, und als vor hundert Jahren ich hier war, da hatte Gott dein Leben noch nicht angehen lassen." „Vexir nicht," sagte der Bauer, „liebe solche Späße nicht. Wenn du deren machen willst, so bist am Unrechten, und dir ist's nützer, du machest dich den Berg ab." „Vexire nicht, mir ist's nicht darum, habe es verlernt während den dreihundert Jahren, wo ich nicht zur Ruhe kommen kann. Hörtest du nie von dem Meyer auf der Mutte, der abhanden kam, als zu Schweißberg der Tod die Nonnen nahm, und der umgehe und nicht zur Ruhe komme?" „Wohl," sagte der Bauer, „es ist ein G'red vom Kloster und von einem Schatz und von Nonnen, welche der Teufel genommen, und meine Großmutter redete davon, wie sie von ihrem Vater gehört, daß ein Mann umgegangen sei, der Geld angeboten, aber es habe es niemand nehmen wollen." „Nun, dieser Mann bin ich," antwortete die Erscheinung,

„und alle hundert Jahre darf ich umgehen und dem Gut den rechten Platz suchen, finde ich ihn, so kann ich zur Ruhe. Jetzt ist die Zeit meines Umgehens wieder da und hier der rechte Platz, wo ich meine Bürde ablegen kann, du bist der Mann, mir sie abzunehmen."

Der Bauer erschrack sehr ob dieser Zumuthung, denn nun zweifelte er nicht mehr, daß das ein verstoßenes Wesen sei, das nicht zur Ruhe kommen könne, sondern umgehen müsse, bis jemand es erlöse. Er war kein unbarmherziger Mann, half gerne jedermann in leiblicher und geistlicher Noth, aber er wußte, daß das Erlösen nicht Kinderspiel ist, daß man darob zu Schanden werden, zu Grunde gehen kann mit Leib und Seele. Er sagte daher: „Du bist am Unrechten, auf solch Ding verstehe ich mich nicht, du mußt zu jemanden gehen, der mehr weiß von der Sache als ich und sie kräftiger in die Hand nehmen kann."

„Gerade du bist der Rechte," sagte der Mann, „und was du wissen mußt von der Sache, sollst wissen. Höre: ich war wohlhabend für selbe Zeit, hatte Essen und Trinken, was mir wohl that, und wenn auch zinsbar in's Kloster und dem Freiherrn von Signau, doch von keiner Seite gedrückt. Im Kloster hatte ich Verwandte. Der Freiherr aber war reich und stolz darauf, wenn auch seine Leute nicht arm waren. Aber das war mir doch nicht recht, wäre selbst gerne ein Freiherr gewesen und konnte es nie begreifen, warum nicht ich, sondern der Freiherr von Signau in der Burg geboren und Herr daselbst geworden sei. Als der Tod in's Land brach, dachte ich, der mache mir wohl Platz da oben, nehme die alten Freiherren weg, und Freiherr könne dann der werden, dem es zu rechter Zeit einfalle und der dazu thue. So saß ich eines Tages vor meinem Hause, betrachtete die hohe Burg und dachte daran, was ich dort oben treiben wolle, wenn ich Freiherr geworden. Das sah der Teufel, und wie ich so recht im Eifer war mit Den-

ken, kam keuchend eine Nonne von Schweißberg gelaufen, brachte mir einen Schlüssel und die Botschaft meiner Schwester, hinter dem Altar sei ein Schatz, den solle ich an mich nehmen, aber die eine Hälfte den Armen geben, die andere für mich nehmen, aber nichts unnütz verbrauchen. Ich wußte darum, daß die Glieder unserer Familie im Kloster ein Geheimniß hatten, ich ahnte wohl, daß sie sammelten, denn offenbar war's, daß die Einkünfte nicht verbraucht wurden. Jetzt hatte ich den Schlüssel zum Geheimniß in der Hand. Die Nonne hieß ich alsbald zurückkehren mit dem Bescheid, ich würde nachkommen; sie that es, ich aber nicht. So dumm, dachte ich, sei ich nicht, den Tod würde ich holen im Kloster statt der verheißenen Schätze. Dort seien diese mir einstweilen sicher, mein Leben zu fristen, sei jetzt die Hauptsache; wenn die Pestilenz vorüber, sei es früh genug, den Schatz zu heben.

„Ich nahm den Stab in die Hand und floh vor dem Tod, freute mich meines Schatzes, ärgerte mich nur über den Antheil der Armen, sann über Mittel, ihn zu schmälern und unter Schein Rechtens das Meiste für mich zu gebrauchen. Offenbar, dachte ich, sei nur der Abnutz gemeint, und da seien Abzüge zu machen von allen Arten, gegen die niemand was haben könne. Aber hinter mir her zog auch der Tod und schlug die Menschen. Ich eilte weiter und weiter, und wenn ich tagelang gelaufen und mich gerettet glaubte, hörte ich sein Schnauben dicht hinter mir, und die Menschen, erschreckt von der Kunde, schloffen vor mir die Thüren, als ob ich selbst der Tod sei leibhaftig. Es kam mich ein Schrecken an, als sei ich auch ein ewiger Jude geworden, aber wie der erste den Tod suche und immer umsonst, so lange die Welt bestehe, müsse ich, der zweite, vor ihm fliehen, auch so lange die Welt bestehe. Ich wandte mich oft um, dem Schatze zu aber wie ich es that, hörte ich des Todes Schnauben, kehrte um, floh weiter in unwiderstehlichem Schrecken. Mein Glück

lag ſicher in Schweißberg hinter dem Altare, was ich wollte, hatte ich, wenn ich am Leben blieb. Was half mir todt der Schatz? Da begann mich ein Zweites zu plagen: meine Schweſter. Sie erſchien mir alle Nächte, blau im Geſicht, blutroth die Augen, ganz wie die Nonne mir geſagt, daß ſie dieſelbe verlaſſen. Sie hob zu mir brandſchwarze Hände auf, ſtromweiſe liefen blutige Thränen über die blauen Wangen, ſie ſeufzte markdurchdringend, ſie ſprach endlich, daß mir das Blut in den Adern ſtockte, von ihrer Qual und wie die nicht milder würde, bis ich den Armen gegeben, was den Armen gehöre; verhaltenes Armengeld ſei Höllenglut, ein Pfennig ſei Höllenqual, mit jedem Pfennig ſei verdoppelt die Qual, ſie leide Qualen über alle Zahlen aus. So ſah ich meine Schweſter; ſie ſchreckte mich, aber ſie rührte mich nicht. Ich dachte, wie groß wohl bei ſolchen Qualen der Schatz ſein müſſe, und wie ich ein Leben führen könnte, wenn ich Freiherr von Signau wäre oder Freiherr an einem andern Orte. Und wenn ich mich dann freuen wollte oder umkehren, ſo ſchnaubte hinter mir der Tod; in grauſigem Schrecken floh ich weiter, und Nachts ſtand ſcheußlicher als nie die Schweſter an meinem Bette und heulte um Erlöſung. Ich erhörte ihre Bitte dennoch nicht, ich ſorgte für mein Leben. Da ſtand einmal, eben als ich meinte, jetzt ſei ich ſicher, der Tod vor mir; als ich fliehen wollte, war er auch hinter mir, er war mir zur Rechten, zur Linken, er hatte mich, ich mußte ſterben und ward an fernem Orte ſammt dem Schlüſſel zum Schatze, den man bei mir fand, begraben. Aber Ruhe im Grabe fand ich nicht. Ich mußte neun und neunzig Jahre im Grabe vor dem Tode fliehen, meine Schweſter blau, blutig, ſchwarz, heulend vor mir haben fort und fort, ohne Schlaf, ohne Unterlaß. Als neun und neunzig Jahre um waren, ward mir verkündet, ich könne jetzt Einen ſuchen gehen, der den Schatz hebe und nach Vorſchrift verfahre; fände ich Einen, ſei ich erlöſt. Ich ging, nahm das Suchen leicht, der Ge-

fundene das Halten; der Schatz kam wieder an seinen Ort, ich nicht zur Ruhe, sondern neun und neunzig Jahre lang in gleiche Pein. O sie sind lang, neun und neunzig Jahre in solcher Pein! Und wiederum konnte ich ein Jahr umgehen, und wiederum ward ich nicht erlöst. Und wiederum mußte ich neun und neunzig Jahre mein grauses Leben leben, und wieder gehe ich um zum dritten Male und suche meinen Erlöser. Und lange habe ich gesucht und fleißig, um ist bald das Jahr, und habe keinen gefunden, dem ich den Schlüssel anvertrauen darf, der das Werk vollbringen kann, als dich. Du bist besonnen und ehrlich; hilf mir. Denke, du rettest eine Seele! Denke an neun und neunzig Jahre in unaussprechlicher Pein; die wenigstens nimmst du mir ab. Denke, du kannst; willst du nicht, wie wird das von Gott dir angesehen? Bedenk!" „Du erschreckst mich nicht," antwortete der Bauer, „aber deine Worte nehme ich dir auch nicht übel. Wer weiß, wie ich in ähnlicher Verdammniß reden würde. Willst du, so will ich deinen Schatz suchen, heben und alles den Armen geben von Herzen gerne, wenn damit deiner Seele geholfen wird, keinen Kreuzer will ich für mich." „Den Schatz will ich dir schon geben," sagte der Mann; „der ist an selbem Ort, ich sehe ihn von hier, weiß, wie groß er ist, denn die Kraft meiner Wahrnehmungen ist seit dem Tode nicht an die Sinne gebunden und in deren Schranken eingegränzt. Aber was geordnet ist, bleibt geordnet, und wer eigenmächtig den letzten Willen verletzt, ist geachtet, als hätte er ihn ganz gebrochen. Annehmen oder nicht annehmen, das steht frei, aber einmal angenommen ist der Empfänger gebunden, und das Recht steht in Gott. Ich darf nicht ändern, nicht deuten, nicht auslegen. Die Hälfte den Armen, die andere Hälfte dir, aber keinen Kreuzer unnütz ausgeben, so lautet das Wort. Hilf mir, du kannst es, hilf mir um Gottes Willen, es ist damit eine Seele erlöst. Bedenk!" „Willst du mir Zeit zum Bedenken lassen?"

fragte der Bauer. „Sieben Tage," antwortete der Mann und war verschwunden.

Das waren sieben harte, schwere Tage für den armen Bauer, daß er manchmal fast unwillig wurde und sagte: „Ist's denn auch recht und billig, daß, weil ich schlecht und recht zu leben suche, mir solches auferlegt wird zum Lohn?" Der Bauer hatte eine Frau und zwar eine gute. Die sah ihm begreiflich alsbald an, daß er etwas Schweres zu verwerchen hatte, aber sie frug ihn nicht alsbald: „Was hast du?" sie war auch von den schlauen eine und wartete, bis der Mann es hatte wie ein Huhn mit dem Legen, d. h. bis es ihm so recht d'rum war, seine Bürde ablegen zu können. Da brauchte sie bloß mit dem Finger zu düpfen, so hatte sie die ganze Geschichte. Die Sache kam aber der Frau auch schwerer vor, als sie gedacht; so was hatte sie noch nicht erlebt; sie hätte einen blanken Batzen gegeben, sie hätte geschwiegen und sie nicht vernommen. Jetzt erst begriff sie so recht, wie man in Versuchung kommen kann. Das Geld hätte sie sehr gefreut, sehr. Sie hatte Kinder und namentlich einen langen, langen Sohn, der gar bedenklich essen und trinken mochte, zu dem sie oft sagte: „Johannes, ich weiß nicht, wie du es einst machen wirst, ihrer Sieben schaffen dir nicht genug herbei." Sie war eine gute Frau, gömte den Armen viel und gab gerne und hätte sie kaum übervortheilt, kaum vielleicht des langen, dicken Uriels wegen. Aber nichts z'unnutz verbrauchen, auch nicht einen Kreuzer! Sie riethen nach allen Seiten, riethen besonnener als die Meisten pflegen; die Rathsherren im Schweizerland könnten sich noch heut zu Tage ein Exempel daran nehmen. Sie riethen niemanden zu Lieb und Gunst, sie riethen in Treuen um das Heil ihrer und anderer Seelen. Als die sieben Tage um waren, saß der Bauer wieder vor dem Hause; unterdessen war der Mond voll geworden, hell und schön leuchtete er vom unbewölkten Himmel her in die Landschaft

hinein. Zur nämlichen Stunde erschien der Mann urplötzlich, wie aus dem Boden herauf, vor dem Bauer. Derselbe erschrack diesmal nicht. „Sitz ab, wenn d'magst," sagte er; „an Speis' und Trank wirst nichts begehren, sonst sag's, wenn du es brauchen kannst. Du wirst die Antwort wollen; die kann ich dir geben. Wir haben gedacht und gebetet, mit uns und Gott gerungen, aber können keine andere dir geben, als wir dürfen es nicht, ich und meine Frau. Meine Frau läßt dir sagen, du müssest Einen ohne Frau und ohne Kinder suchen, der könne es vielleicht halten. Wo aber eine Frau sei, wäre ein Versprechen, keinen Kreuzer z'unnutz auszugeben, Gott versucht und gegen das Wort: du sollst den Herrn deinen Gott nicht versuchen!" Da stöhnte der Mann jämmerlich: „Also noch keine Ruhe! Doch," sagte er, „ohne Hoffnung bin ich nicht. Meine Tage des Wandelns sind heute zu Ende, ich muß wieder in's Grab für neun und neunzig Jahre, aber dann hoffe ich Erlösung. Zum ersten Mal in meinem freien Jahr erschien mir in der letzten Nacht meine Schwester in großem Jammer, machte mir harte Vorwürfe, daß ich nur hier herum treue, aufrichtige Seelen gesucht und nur bei den Christen. Das Jahr sei um und meine Pein wieder da. Wenn aber neun und neunzig Jahre vorüber seien und ich meinen Erlöser finden, ihr Milderung schaffen wolle, solle ich alsbald in's Aargau oder in's Thurgau oder das Elsaß gehen, aber nicht zu den Christen, sondern zu Juden, die hielten noch heilig der Väter Gebote und rein vor unsauberer Berührung, was geweiht sei und rein bleiben solle, die thäten nichts unnutz ausgeben und zögen besonnen jeden Kreuzer zu Rath, die thäten nicht gerne groß mit nichts, wollten gen Himmel fliegen ohne Flügel nach Art heutiger Richter, Rathsherren und anderen Geflügels. Dort im Aargau oder Thurgau oder im Elsaß bei den Juden, die nicht schacherten mit dem Geweihten und einmal heilig Gehaltenen, nicht mit Armengeld die Gurgel schwenkten, dort

würde ich meinen Erlöser finden!" So sprach das Mannli und war verschwunden.

* * *

Jetzt wird der Meyer von der Mutte noch im Grab sein schrecklich Leben leben, wenn nämlich was an solchen Sagen sein sollte. Wer nach sieben und vierzig Jahren im Thurgau oder Aargau oder Elsaß aufpaßt, namentlich von den Juden, wird wohl merken, ob was Wahres an der Sage ist.

Das Erdbeeri Mareili.

Diese Erzählung erschien zuerst in den Alpenrosen. Jahrgang 1851.

Peter Hasebohne, Hase Peter genannt, war noch nicht lange in der Gemeinde Holderberg und schon Gerichtsäß geworden. Er hielt sehr viel darauf, und eher hätte der Sonntag gefehlt, als Peter Hasebohne in der Kirche. Damals hielt man dafür (und jetzt noch thäte man wohl daran), der, dem seine Nachbaren ein Ehrenamt anvertrauten, der sei vor aller Welt als Ehrenmann gestempelt und besiegelt. Je höher man das Geld schätzt, desto geringer schätzt man die Ehre, vide Exempel an Völkern und Menschen. Je gieriger man nach bezahlten Aemtern jagt, desto geringer schätzt man und desto mehr verlacht man Ehrenämter, und wer einen wohlbezahlten Posten kriegt, wird siebenmal hochmüthiger, als früher ein Ehrenmann bei seinem Ehrenamt. Ein Gerichtsäß mußte in seinem Bezirke versiegeln, d. h. wo nämlich etwas zu versiegeln war.

Eines Morgens ward Peter Hasebohne in den Tschaggeneigraben gerufen. Das Erdbeeri Mareili sei gestorben, er müsse versiegeln, so lautete die Botschaft. Im Tschaggeneigraben war er noch nie gewesen, vom Erdbeeri Mareili hatte er wohl so im Vorbeigehen gehört, kannte aber weder dessen Umstände, noch dessen Person. Die Versäumniß kam ihm ungelegen, er brummte: was es sich nöthig hätte, bei solchen Personen zu versiegeln. Indessen Peter Hasebohne ging, denn er war ein

Mann, der sein Amt zu hoch hielt, um dessen Pflichten zu versäumen. Er machte zwar keine Gesetze, alle Tage andere nach Laune und Vortheil und hielt selbst keine, er bürdete nicht unerträgliche Lasten auf, die er selbst mit keinem Finger berührte, aber die Gesetze, welche für ihn gemacht waren und auf die er beeidigt war, hielt er, denn er war ein Ehrenmann und ein Christ. Peter Hasebohne wußte nichts von Gesetze hin, Gesetze her, Reglemente hin, Reglemente her, er trieb nicht Schindluder mit Eid und Gewissen.

Das Erdbeeri Mareili wohnte an einem wüsten Orte im Tschaggeneigraben z'hinterst, wo Füchse und Hasen einander gut Nacht sagen, lauter Weid und Wald, kaum ein eben Plätzchen einer Hand groß ist. Als der wohlachtbare Gerichtsäß hinkam, fand er zu seiner großen Verwunderung keine strube, verwahrloste Hütte, sondern eine wohlerhaltene mit ganzen Fenstern, ganzem Dach, und sauber war's darum herum. Das Stübchen glich auch keinem Stall, manche Bäurin hätte ein Exempel daran nehmen können von wegen der Reinlichkeit. Nachbarsleute waren da wie üblich, ein schlankes Mädchen weinte sehr. Zwei wohlgepflegte Katzen strichen demselben knurrend und tröstend um die Beine, und im Bette lag das todte Erdbeeri Mareili bereits eingenäht. Es schien, als schliefe es nur, so friedlich lag es im saubern Bette. Im ganzen Stübchen sah es gar nicht armüthig aus. In einer Kommode und einem großen Schranke, welche zu versiegeln waren, fanden sich schöne Kleider, reichliches Leinzeug, Schmucksachen, Schriften und Geld in allen Ecken, in alten Strümpfen unter schmutziger Wäsche u. s. w. Der Gerichtsäß schüttelte bedenklich das Haupt über den Reichthum in diesem abgelegenen Häuschen. Da werde versiegeln nicht viel helfen, wenn niemand da sei, als das Meitschi, und jemand stehlen wolle. Häb nit Kummer, Gerichtsäß, sagte eine alte Frau. Deppe alleine wird man das Meitschi nicht lassen, daneben wäre es das erste Mal, daß hier gestohlen würde, das ist hier nicht

wie in den Dörfern draußen, wo kein Nachbar dem andern seine Sache ruhig lassen kann und ein Strolch am andern hanget. Hieher kommen diese nicht, hier giebt's für sie nichts zu schnausen. Aber wenn du den Todesfall beim Pfarrer angeben und das Grab bestellen wolltest, so wäre das uns anständig, es hat niemand Zeit, das zu verrichten, und dir geht es im gleichen Gang zu. Sag dem Pfarrer nur, es sei das Erdbeeri Mareili, er kennt es gut und weiß dann das Andere schon.

Der Gerichtsäß übernahm den Auftrag, und als er ihn ausrichtete, betrübte er den Pfarrer sehr. Todt das Erdbeeri Mareili, sagte der, und ich wußte nicht einmal, daß es krank wäre. Wieder ein Mensch weniger auf der Welt, der mir lieb war wegen seinem Gemüthe. Der Gerichtsäß berichtete, daß Mareili nicht eigentlich krank gewesen, sondern ausgeloschen sei wie ein Licht und ganz friedlich, als ob es schlafe in seinem Bette.

Es müsse eine seltsame Person gewesen sein, er sage aufrichtig, wenn er schon Gerichtsäß sei und just nicht der dümmste, so hätte er doch nicht gesucht, was er gefunden an Kleidern und Kleinodien und sonst alles so gut z'weg. Dahinten sei es allweg zu solchen Sachen nicht gekommen, aber daß es mit solchen Sachen zu hinterst im Tschaggeneigraben, wo man selbst eine halbe Geiß sein müsse, um da wohl zu leben, habe wohnen mögen, das dünke ihn curios. Daneben hat mancher Mensch einen guten Grund, daß er sich nicht gerne viel vor den Leuten zeigt und lieber da ist, wo er niemanden vor die Augen kommt und vielleicht gar meint, er sei auch unserm Herrgott aus dem Gesicht.

Nit, nit, Gerichtsäß, sagte der Pfarrer, nicht immer das Böseste geglaubt und den Nächsten gerichtet! Wer vom Erdbeeri Mareili was Böses sagt, versündigt sich, Mareili war besser als ihr und ich. Ja Gerichtsäß, so ist's, und macht nur Augen wie zweicentnerige Käse, es bleibt doch so. Ein

schöneres, reineres Gemüth wüßte ich in der ganzen Gemeinde nicht, euere und meine Frau nicht ausgenommen.

Wegem Pfarrer, daß Erdbeeri Mareili besser sein sollte, dagegen hätte Peter Hasebohne nichts gehabt, aber daß es besser sein sollte als ein Gerichtsäß, selb war starker Tubak. Der Pfarrer werde wohl wissen, was er rede, daneben wundere es ihn doch, was so b'sunderbar Bravs an der Person gewesen sei, daß es keine solche mehr geben solle wie die, sagte Peter Hasebohne.

Ja, mein lieber Gerichtsäß, sagte der Pfarrer, das war nicht so eins von denen, wie die Welt sie bald rühmt, bald richtet. Sein Leben war kein äußeres, welches in die Augen fiel, es prangte nicht mit Hoffahrt, verrichtete keine Heldenthaten weder mit dem Spieß, noch mit der Zunge; sein Leben war ein inneres, sein Wesen war gering vor der Welt, und auf solche Wesen versteht die Welt sich nicht.

Das werde sein, sagte Gerichtsäß Hasebohne. Er habe schon mehr als sieben Jahre in der Gemeinde gewohnt und vom Erdbeeri Mareili nichts Apartes gehört. Daneben achte er sich des Geschwätzes der Leute nicht viel, er habe Besseres zu thun, als allem abzulosen. Und hättet ihr euch auch dessen geachtet, ihr hättet nicht viel gehört. Mareili war seit langem nicht mehr in den Mäulern der Menschen, und doch, wenn's nicht mehr ist, werden Viele es vermissen, Viele nach ihm fragen.

Es nehme ihn jetzt bald wunder, was Merkwürdiges an der Person gewesen, sagte Peter. Den Kleidern an hätte er wohl gesehen, daß die einmal gute Zeiten müsse gehabt haben. Es wäre ihm anständig, wenn der Pfarrer Zeit nehmen wollte und es ihm verzählen.

Warum nicht, sagte der Pfarrer, es hat es wohl verdient, daß man ihm zu Ehren eine Stunde verbraucht, man braucht hunderte unnützer. Da, Gerichtsäß, ist Tabak, stopft eine Pfeife, von wegen so was muß mit Verstand erzählt und

angehört werden. Frau bring' eine Flasche vom Bessern, Merliger Siebenundvierziger.

Als alles eingerichtet war, um mit Behagen zu erzählen und zu hören, und die Frau Pfarrerin die Erlaubniß erhalten hatte, da zu bleiben, weil keine geheimen Verhandlungen obschwebten, und ihre Lismete in Gang gesetzt war, erzählte der Pfarrer was folgt.

Vor vielen Jahren, ehe ihr und ich von Holderberg etwas wußten, kam Mareili's Mutter hieher in den Tschaggeneigraben. Sie hatte mit ihrem Mann in Bern gelebt, wo derselbe einen schönen Verdienst hatte; beide ließen sich wohl sein dabei. Da starb der Mann, eben weil er, wie man sagt, sich zu wohl sein ließ. Der Verdienst blieb dahinten, für die Zukunft war nicht nur nicht gesorgt, sondern auf die Zukunft hin verzehrt, was einen beträchtlichen Unterschied ausmacht. Was da war, nahmen die Gläubiger bis an die Kinder. Mit diesen wußte die Mutter in der Stadt nichts anzufangen und kam mit ihnen der Gemeinde zu. Sie war eine gute Frau, gönnte Andern, was sie hatten, arbeitete, was man ihr in die Hand gab, aber unternehmend, angreiflich war sie nicht, hatte nicht besondere Einfälle, und hätte sie deren auch gehabt, so hätte sie doch nicht gewußt, wie dieselben in's Werk setzen. So hatte sie, als der Mann in Bern vollauf verdiente, in Bern eben nur gelebt und nicht geschafft. Sie hatte daher keinen Verdienst, der ihr blieb, stund mit niemanden in Arbeitsverkehr, hatte daher keine Leute, welche Vertrauen in sie setzten, Erbarmen mit ihr hatten; sie konnte nicht mehr in der Stadt leben, sie mußte heim auf's Land. So geht es noch vielen Leuten, welche an einem Orte eben nur leben, durch keine bestimmte Thätigkeit einwurzeln, kömmt ein Windstoß, bläst er sie fort. Als die arme Wittwe mit ihren Armseligkeiten in den Tschaggeneigraben kam, war es Frühling. Die Gemeinde hatte ihr für das erste Jahr den Hauszins versprochen und erklärt: dr nebe mußt du luege, wie du d'King und

dih düre bringst, das ist dy Sach. Das waren harte Worte, gaben der Frau zu denken, machten ihr das Herz schwer; sie hatte guten Willen, nur wußte sie nicht recht, was mit machen. Sie begriff, daß sie im Tschaggeneigraben nicht bloß leben konnte, daß sie um zu leben erst etwas vornehmen müßte. Was? das ist eine strenge Frage, wenn davon das Dasein abhängt und besonders, wenn sie zum ersten Mal jemandem gestellt wird.

Und hat man auch endlich das „Was" ersonnen, kommt erst noch das „Wie" und am Ende noch die Hauptsache, die Energie und das standhafte Ausharren, was so Wenigen gegeben ist. Die gute Frau sann manch lieben langen Tag und ersann nicht viel. Sie pflanzte, wie auf dem Lande es üblich ist. Sie konnte dieses noch von ihrer Jugend her, doch ging's mühsam. Das Land zum Pflanzen gaben gute Leute unentgeltlich, aber begreiflich nicht besser, als man es im Tschaggeneigraben hat. Aber Verdienst und Geld für's Uebrige hatte sie damit doch nicht. Zufällig kamen die Nachbarn darüber, daß die Frau recht gut lismen, nähen, ja sogar selbst zuschneiden konnte und zwar manches nach einem unerhört guten Schnitt. Damals war dies ein Fund. Damals hatte man freilich viel weniger zu lismen und zu nähen als jetzt, damals liefen sogar Gerichtsäße noch barfuß, damals ließ man noch nicht ändern, wenn man eine Sache zweimal angehabt, und hatten die Töchter und Mägde nicht Zeug an den Kleidern, welches weder Sonne, noch Mond, noch Sterne ertragen mochte. Aber damals waren Näherinnen und Lismerinnen rar, man mußte sie aus dem Solothurner- oder Länderbiet kommen lassen. Damals waren die Näherinnen noch nicht so hageldick wie Nesseln in den Häägen und Steine auf dem Emmengrund. Damals war noch kein Drang darnach, am Schatten bleich zu werden und in Schnürleibern zu ermagern, um schön und vornehm zu scheinen; damals stund ein rothbackig Mensch noch höher im Curs als eine bleiche

Gränne. Damals war die Freiheit, ohne Zucht von Meister und Meisterfrau in einem eigenen Stübchen zu wohnen, wo man aus- und eingehen und ein- und auslassen konnte, wann und wen man wollte, noch nicht so geschätzt wie jetzt. Daher verdiente die Frau damit Geld, wenig zwar, denn die Leute schätzten das Geld höher als die Arbeit, dafür gaben sie ihre Produkte wohlfeil ab. Sie verdiente aber nicht bloß Geld mit der Arbeit, sondern auch die Theilnahme der Menschen, sie ward ein lebendig Glied in der Kette der Bewohner, sie lebte nicht mehr bloß im Tschaggeneigraben, sondern sie gehörte dazu und that was darin.

Sie führte indessen doch ein kümmerlich Leben, so recht abtheilen konnte sie nicht, wußte daher oft von einem Tage zum andern nicht, was essen. Die Nachbaren, welche ihr die verdienten Kreuzer nachrechneten und sie durch ein Vergrößerungsglas ansahen, konnten das nicht begreifen, meinten, sie sollte ein Herrenleben führen können. Die guten Leute haben in der Regel für sich und Andere eine ganz andere Rechnungsweise, sie legen ein Maß an Andere, über welches sie gen Himmel schreien würden, wenn Andere es an sie legen wollten. Wenn sie einmal klagte, so sagte man ihr: Ei mein Gott, was, so viel Geld verdienen und es nicht machen können! Es giebt Leute, welche es mit dem Zehnten machen müssen und doch meinen, wie gut sie es hätten. Die gute Frau führte ein schwermüthig Leben, seufzte oft, weinte viel, aber zeigte es dabei vor den Leuten so wenig als möglich.

Einmal an einem schönen Sonntag, nach Johanni war's, baten und schmeichelten die Kinder nach dem Mittagessen, bis sie mit ihnen in die Wildniß wanderte, hinauf in Wald und Weid. Erdbeeren hatten sie bei anderen Kindern gesehen, nach solchen verlangten ihre Herzchen, die Mutter sollte ihnen welche suchen helfen. Sie gingen lange, lange durch den Wald, Schattseite dem Graben entlang, und auch nicht ein Erdbeeri fanden sie, und traurig wandten sie sich um, auf der

andern Seite heimzugehen, Sonnseite. Kaum hatten sie einige Schritte gethan, so zupfte das kleine Mareili, das jüngste ihrer drei Kinder, welches der Mutter an der Schürze hing, dieselbe heftig und rief: Mutter, Mutter, lue, warum ist's dort so roth? Und siehe, es war ein großer Fleck voll reifer Erdbeeren an der sonnigen Halde. Sie hatten in der Stadt gelebt und nicht daran gedacht, daß man die ersten Sonnseite, die letzten im Herbst Schattseite suchen müsse. Da war ein Jubel! Sie fanden mehr als sie aßen, großen Vorrath nahmen sie noch heim. Als die Frau die schönen Erdbeeren betrachtete, dachte sie, wenn die jetzt in der Stadt wären, aus denen löste man viel Geld, so schöne sind dort selten. Aber die Stadt war weit, doch, dachte sie, liebt man vielleicht in den vielen Herrenhäusern da herum Erdbeeren auch mit Zucker als Erdbeerisalat oder auf andere Weise. Wenn man ihnen brächte, wären sie froh darüber. Wie sie merken mochte, that dies niemand. Die Leute sammelten wohl auch Erdbeeren, aber für sich zu einem Erdbeeristurm oder Brei, aber nicht zum Verkauf. Sie gedachte es zu probiren. Geldnoth nöthete sie, sich nicht lange zu bedenken. Schon am folgenden Tag ging sie an's Werk. Gesammelt waren bald viele, besonders da die Kinder mit Freude und Geschick ihr an die Hand gingen. Desto schwerer ward ihr das Vertragen.

Es kam ihr vor, als sie mit dem Körbchen auswanderte, als wollte sie betteln gehen, und als sie beim ersten Hause, an das sie klopfte, abgewiesen wurde, entfiel ihr aller Muth, sie wäre alsbald heimgelaufen, wenn ihr nicht zufällig, wie man zu sagen pflegt, eine Herrenfrau begegnet wäre, welcher die angetroffenen Erdbeeren äußerst willkommen waren, die sie bewunderte und alsbald nach Hause tragen ließ. Bringt mir noch mehr, sagte die Herrenfrau, aber nicht weniger schöne, ich nehme sie gerne. Die Leute hier herum bringen nichts dergleichen zum Hause, ich glaubte, es gebe hier keine. Es sind sicher noch andere Leute froh, wenn man ihnen Erdbeeren

bringt. Das war der Anfang eines recht guten Verdienstes. Von da an hieß die Wittwe die Erdbeerifrau und war gewissermaßen angesehen und gern gesehen im Lande. Der Tschaggeneigraben und was dazu gehörte war eine rechte Schatzkammer voll Erdbeeren und schöner Erdbeeren. Die Erdbeerigwinner machten einander nicht Plätzen ab, die Erdbeerifrau hatte keine Konkurrenten, man gönnte ihr den neuen Verdienst und ließ sie machen. Sie konnte den Beeren vollständig Zeit lassen, auszureifen, brauchte nicht sie halb hart und halb weiß zu nehmen, wenn sie dieselben haben wollte. (Ja, Gerichtsäß, es ist ein beträchtlicher Unterschied, nicht bloß zwischen halb und ganz reifen Erdbeeren, sondern überhaupt zwischen halb und ganz reifen Menschen und Früchten. Ja und wie es Jahrgänge giebt, wo keine Frucht reifet, alle sauer und bitter bleiben, so giebt es Zeiten, wo die Menschen nicht reifen, wo man sie nicht reifen läßt, wo sie bloß unreif Mode sind, wie in Deutschland die Stachelbeeren.)

Mareili, welches die Erdbeeren entdeckt hatte, war ein eigentlich Erdbeeriherli. Die Entdeckung, die Freude der Mutter darüber, die schönen Batzen, welche sie heimbrachte, thaten in dem sinnigen Kind einen eigenen Sinn auf, weckten in ihm ein besonder Leben. Es behielt die Gabe der Entdeckung, es war, als ob es die reichen Erdbeerifelder in der Luft merke, es hatte ein eigenes Auge, die bescheidene Erdbeere, von denen die schönsten am sittsamsten sich bergen unterm dunkelgrünen Laubdach, zu sehen, eigene Händchen, die saftige Beere zu pflücken, daß auch nicht der Schatten eines Druckes an ihr sichtbar war. Das Erdbeerigwinnen war sein Leben, füllte des Tags seine Gedanken, des Nachts seine Träume, daß es davon redete, die Mutter Acht haben mußte, daß das Kind nicht aufstund und schlafend Erdbeeren suchen ging. Wie traurig senkte es sein Köpflein, wenn es regnete, trauriger senkte es kein Erdbeeristüdeli. Ein Bauer, der tausend Garben am Wetter hat, kann nicht so sehnsüchtig harren auf

Sonnenwetter, als Mareili harrte. Wie von selbst gab es sich, daß Mareili der Souverän wurde in diesem Gebiete, die kleine Erdbeerikönigin. Die ältern Geschwister erkannten es unbedingt an, achteten auf seine Winke und führten sie aus als dienstbare Geister des Meisters der Geister.

Aber wie der Frühling vergeht, wo die Elfen tanzen, verging auch der Sommer, der Herbst, wo die Erdbeerikönigin regierte in ihrem Gebiete. Traurig senkte sie ihr Köpflein, als sie eines Tages nur noch ein Erdbeeri fand und das letzte. Mareili weinte ihm lange nach, mußte endlich sich doch ergeben äußerlich. Aber inwendig blieb es Meister, schuf sich in seinem Inwendigen einen großen, großen Erdbeeriberg mit Sonn- und Schattseite, mit tiefem Graben, hohen Tannen, ließ da die Sonne scheinen, Erdbeeri blühen, reifen und wandelte darin des Tages in Gedanken, des Nachts in Träumen und pflückte Erdbeeren, so herrliche und süße, wie es keine noch erlebt. Das ist eine schöne Gabe, wenn der Mensch sich innerlich erbauen kann, was äußerlich die Zeit ihm wegschwemmt oder das Geschick nie ihm giebt. Es besitzen sie wenige Menschen, es wissen sie wenige zu schätzen; dagegen ärgern sich viele darob, wenn sie dieselbe bei andern bemerken, und zwar nicht aus Neid, sondern aus Unverstand. Die Mutter ärgerte sich anfänglich auch über dieses Träumen und nannte Mareili oft du klyne Erdbeeri-Göhl. Am Ende gewöhnte sie sich daran und sagte bloß, es sei ein b'sunderbar Kind, nicht eins wie die andern, sie könne sich gar nicht auf dasselbe verstehn.

Wie der Sommer gegangen war, ging auch der Winter, von wegen es geht alles in der Welt, nicht bloß das Helle, sondern auch das Trübe, und wie schön das Helle ist, zeigt erst das Trübe. Es war kein Winter gewesen, in welchem man um's Neujahr Erdbeeren fand, sondern ein harter und strenger, der die Kräfte der Erde festgebunden hielt und mit Nebel oder düstern Bysluftwolken der Sonne das Scheinen

vertrieb. Aber wie es strengen Herren zuweilen geht, ward er rasch und unerwartet vom Throne gestürzt, kam um seine Herrschaft vollständig; ein schöner Frühling stand mitten im Lande, zeigte sich sogar im Tschaggeneigraben, ehe die Menschen nur Zeit hatten, ihre Thüren und Fenster aufzuthun. Wie die Erde aufthaute, ging es auch Mareili, sein Gesichchen glühte plötzlich freundlich, fröhlich jauchzte es auf, als es grünen sah in Busch und Weid, und unermeßlich war seine Freude, als es an einem einsamen Erdbeeristüdeli die erste Blüthe fand.

Aber jetzt kam erst die rechte Ungeduld und gramselte ihm in allen Gliedern. Jedes Ding auf Erden will seine Weile haben und zäh und eigensinnig macht es dran, wie es gewohnt ist und bis es fertig ist; auch die Erdbeeristüdeli haben ihren eigenen Gang und eigenen Willen, und machtlos dagegen ist des Menschen Ungeduld. Darein konnte Mareili sich fast nicht schicken, was uns nicht wundert, können doch größere Leute, welche Erfahrung haben sollten, so oft nicht in Geduld sich ergeben und in den geordneten Gang der Dinge sich nicht schicken.

Nun es hat aber auch alles seinen Nutzen. Die kleine Erdbeerenkönigin, die in ihrem Blangen fast alle Tage nach reifen Beeren suchte, lernte ihr Gebiet besser kennen. Dies ist ein großer Vortheil, namentlich für Königinnen, große und kleine, welchen es oft begegnet, daß sie bloß an den Früchten sich erlustigen, aber nie den Boden kennen, auf welchem sie wachsen, und es ist namentlich für eine Hausfrau nichts fataler, als wenn sie die Bäume nicht kennt, auf welchen das Obst wächst, Birnen auf Nußbäumen sucht und Pfirsiche da, wo die Tannzapfen wachsen, oder einmal, wie jene Frau Pfarrerin, buchene Tannzapfen bestellt. Der kleinen Königin wuchsen dabei auch Augen, welche nicht bloß Erdbeeristüdeli und die Beeren daran sahen, sondern auch die Thiere alle, welche ihr Gebiet bewohnten, die Hasen und Eichhörnchen,

die Amseln und Drosseln, die Rinderstaaren und Herrenvögel. Sie wußte, wo jedesmal, wenn sie kam, Amseln waren, fand bald auch die Nester, ward ihnen auch alle Tage eine bekanntere Erscheinung, vor der sie erst flohen, wenn ihr Tritt ihnen von weitem hörbar war, später immer mehr ihre freundliche Harmlosigkeit erfassend, die Zweige des Tannenbuschlis, unter dem sie brüteten, auseinander biegen, sich begucken ließen, ohne abzufliegen. Solche Nestchen waren Mareili Geheimnisse, welche es niemanden verrieth. Die Entdeckungen jeden Nestchens, auf dem so ein dunkler Vogel saß mit dem gelben Schnabel und den sinnigen Augen, machten ihm größere Freude, als dem Seefahrer die Entdeckung irgend einer unbekannten Insel in den schwarzen, weißen, stillen, eisigen Meeren. Das Nestlein betrachtete es als sein Eigenthum, ein Schlößchen seiner Vasallen. Aber gütiger als manche andere Herrin ließ es das Nestchen unberührt, nahm die Jungen nicht aus, noch weniger Jung und Alt zusammen, es begnügte sich am Augenscheine, und später sperrten dumme Jungen die weiten Schnäbel auf, wenn sie was nahen hörten und schluckten, was es brachte, als ob's von Mutter oder Vater wäre, die dummen Jungen machten keinen Unterschied. An der Sonne sah es die Häsin mit ihren Jungen spielen. Wenn die schüchternen Jungen bei seinem Nahen in die Sträucher schlüpften oder in's Moos sich duckten, blieb die graue kluge Alte noch lange sitzen, die langen Ohren über den Rücken gelegt, als ob sie zum Tanze anspringen wolle, einem hoffährtigen Mädchen gleich. Dies machte ihm die Ungeduld weniger peinlich, und wenn schon nicht Erdbeeren, so fand und sah es doch alle Tage was Neues.

Endlich röthelten die Beeren, endlich fand Mareili eins und wieder eins zum Versuchen, endlich gab's ein Krättchen voll; der erste Batzen erschien wieder willkommen wie der erste Storch im Frühjahr. Die Beeren mehrten sich, doch langsam. Mareili konnte keine Beere unreif brechen, sie mußte ihm wil-

lig und gerne in's Händchen fallen, mußte groß, dunkel, süß und saftvoll sein, und wie es thaten auch seine Geschwister. Wenn dann am Abend die Mutter die gesammelten Beeren Heerschau passiren ließ, Kries und Gras daraus that, die Portionen in Krättchen vertheilte, sahen die Beeren so frisch und kerngesund aus, daß es eine Freude war. Die Kinder sahen zu und jubelten, es war, als ob sie jede Beere kannten. Dies habe ich gefunden, rief eins, ich dies, rief das andere, dies bei der langen Birke, dies unter dem alten Haselstock, dies am Reckholderknübeli, so tönte es, bis die Mutter fertig war.

Als diese nun wieder leichtern Herzens mit neuen Erdbeeren hausiren ging, war sie überall eine willkommene Erscheinung. Mama, Mutter, die Erdbeerifrau ist wieder da, die so schöne hat, schrien in vielen Häusern die Kinder, und Mama kam selbst, hieß die Frau willkommen, sagte, sie hätte schon gefürchtet, sie komme in diesem Jahre nicht wieder, da schon lange Erdbeeren kämen, aber nicht halb so schöne, als sie gebracht. So sammelte sie Lorbeeren, die thaten ihr im Herzen wohl. Wir lassen sie reifen, ich und meine Kinder, sagte sie, wir dürfen kein unreif Beeri abbrechen, wenn wir schon wollten, Mareili thäte es nicht. Wenn dann die Leute wissen wollten, wer das Mareili sei, das da regiere, so erzählte die Mutter mit Andacht von dem b'sunderbaren Kinde, welches nicht sei wie die andern, sondern wie sie noch keines gesehen, darum es ihr auch so großen Kummer mache, dieweil sie gehört, solche Kinder lebten nicht lange. Dann bettelten die Kinder dies und jenes der Mama ab für Mareili und ließen ihm Botschaft werden, das nächste Mal solle es die Mutter begleiten, sie möchten es auch einmal sehen. Kam die Mutter am Abend heim, mußte sie die Geschichte des Tages erzählen, die Häuser beschreiben, in denen sie gewesen und wiederholen, was die Leute gesagt, so daß die Kinder ganz genau bekannt wurden mit den Kunden der Mutter.

Wenn sie die Botschaft an Mareili ausrichtete, so freute dieses Mareili, die andern Kinder nicht weniger und keins fragte, lassen sie mich nicht auch grüßen, soll ich nicht auch zu ihnen kommen? Es war ihnen, als verstünde es sich von selbst, daß dieses nur Mareili gelte, welches dann aber auch den bessern Theil der Geschenke an sie gelangen ließ. Die Mutter zu begleiten, weigerte es sich lange, es ging lieber zu seinen bekannten Erdbeeristüdeli, als zu den unbekannten Menschen.

Einmal hatte es hart geregnet bis in den Vormittag hinein, Erdbeeren konnte man nicht g'winnen, wollte man nicht die Stüdeli verderben, die Beeren vercharen. Die Mutter wollte einige Körbchen vertragen, nur in kleinerem Kreise, da endlich ließ Mareili sich bewegen, sie einmal zu begleiten. Wie ein junges Reh, welches aus dem Walde in's offene Feld setzt mit gespitzten Ohren und aufgesperrten Augen, so trippelte Mareili in die Welt hinaus. Als es an der Mutter Schürze und hinter derselben halb verborgen zum Hause des ersten Kunden kam, ertönte alsbald durch's ganze Haus das Geschrei: d's Mareili ist da, d's Erdbeeri Mareili! Und von diesem Tage an hieß es das Erdbeeri Mareili bis auf den heutigen Tag. Damals war es ungefähr acht Jahre alt und soll ein schönes Kind gewesen sein mit dunkelblauen Augen, halb scheu, halb wild, länglichtem Gesicht, verschlossenem Munde, blondhaarig und schweigsam. Mit weit offenen Augen sah es bald die Menschen an, die um ihn's sich sammelten, bald zu der Mutter auf. Auf die ungezählten Fragen antwortete es nur durch die Mutter gestoßen, lächelte und dankte für Gutthaten, welche man ihm erwies, reichte langsam das Händchen, wenn man es verlangte, antwortete den Kindern auf ihr freundliches Gerede mit freundlichen Blicken.

Aehnliches wiederholte sich in den meisten Häusern, an einigen Orten machte man über das Mareili laut Bemerkungen,

als ob es taubstum sei, hie und da freilich quasi weltsch, das aber doch fast so verständlich wie deutsch klang. Es wurde dem Kind nach und nach unheimlich, angst, es erwildete und zog nach heim, keine Geschenke und Versprechen hielten es mehr. Es wäre der Mutter ausgerissen, wenn sie nicht den Rückweg eingeschlagen hätte. O Mutter, ist's noch weit bis heim, o Mutter, sind wir nicht verirrt, jammerte es in einem fort. Es beruhigte sich erst, als sie ihr Häuschen sahen, denn bis dahin hatte es nicht einmal glauben wollen, daß sie wirklich im Tschaggeneigraben wanderten. Sie hatten einen reichen Erntetag gehabt. Mareili hatte große Freude, mit dem Besten seine Geschwister glücklich zu machen, und doch wollte es nicht mehr mit der Mutter gehen: Mag das G'red und G'stürm nicht mehr hören und das Weltschen nicht; o erdbeeren ist viel schöner, sagte es. Umsonst frugen seine Geschwister, Mareili, willst nicht noch einmal gehen, umsonst ließ man ihm von allen Seiten entbieten, man hätte etwas für ihn's, es solle es holen. Mag nicht, sagte Erdbeeri Mareili, und dabei blieb es.

Als im folgenden Sommer die Erdbeerifrau sich wieder zeigte, hatte sie eine schwarze Schürze um. Dessen erschracken alle Leute und frugen, ob das Erdbeeri Mareili gestorben. Aber es war nicht Mareili, sondern Bäbeli, das gestorben. Dann entrann den Leuten wohl: He nu, Gottlob, so macht's denn nichts. Aber so war es doch der Mutter nicht. Bäbeli war ihr auch lieb gewesen, sie wußte viel von ihm zu rühmen, wie die Kinder sich lieb gehabt, wie Mareili ihm abgewartet und sich fast nicht habe wollen trösten lassen. Erst als die Erdbeeren reiften, wurde es wieder munter und fleißigte sich doppelt, damit die Mutter nicht weniger verkaufen könnte.

Und es schien, als hätten die Erdbeeren den gleichen Sinn, als wollten sie ihrem Mareili zu seinem Vorhaben helfen, denn nie blüheten sie schöner und dauerten länger, als

in diesem Jahr. Die Frau brachte ihre Finanzen in Stand, tilgte die Rückstände, plagte die Nachbaren nicht, konnte den Hauszins zahlen ohne Hülfe der Gemeinde. Das brachte die Frau in Respekt, denn Fleiß, Sparsamkeit und niemanden zur Last fallen galten von jeher viel im Bernerland. Marei, sagten die Nachbaren, Marei, wenn es Alle so machten wie du, die Gemeinden wären weniger geplagt mit Armen. Wenn Eine begehrt etwas zu verdienen, so ist immer noch etwas zu machen, der alte Gott und gute Leute leben immer noch und die Kirschbäume blühen alle Jahre. Wenn du was mangelst, so sprich zu, es soll nicht Nein sein, wenn wir's einmal haben. Es ist dann doch nicht, daß wir die wüstesten Hüng syge, aber d'Lüt müsse auch darnach thun. Das sei guter Bescheid, sagte dann Marei, es danke dafür, aber so lange es ihm möglich sei, plage es lieber niemanden. Daß es ihnen Ernst sei, hatten die Nachbarn erzeigt, als das Kind krank war, gingen ihm zum Doktor, brachten, was sie gut glaubten, was dann freilich nicht immer das Beste war.

Es schien, als habe der Tod eine besondere Freude an Mareis Kindern, denn im nächsten Winter erschien er wieder und holte Mareili's Brüderchen ab. Da war ein großer Schmerz in der Hütte, Mutter und Mareili konnten ihn kaum verwinden, zuweilen hörte man ein leises Weinen, sonst war es stille bei ihnen wie im Grabe. Die Mutter kostete ihr bitteres Leiden, sie mochte wollen oder nicht, fort und fort schluckte sie an dieser bittern Arznei, dachte an die Zukunft, was Alles ihr noch warte, ob sie das Bitterste wohl auch noch erleben müsse. Mareili lebte ein seltsam Leben, bald im Himmel, bald auf Erden, beide waren eins und eng verflochten in einander. Es dachte an seine Erdbeeren in Weid und Wald im Tschaggeneigraben, an sein Schwesterchen, sein Brüderchen im Himmel, ob sie dort oben wohl auch einen Erdbeeriberg hätten, und wie groß und schön wohl die Beeren wären. Ach und vielleicht sei kein Winter da oben,

sondern Sommer alle Tage und reife Erdbeeren das ganze Jahr durch und nie Schnee und Frost? Wenn doch einmal Schwesterchen und Brüderchen kämen und ihn's berichteten, wie es da oben sei, wie schön das Leben und wie groß die Erdbeeren. Wenn sie doch einmal zu ihm kämen, wenn es oben im Walde alleine sei, wenn doch einmal in den Erdbeeristüdelen Schwesterchen und Brüderchen säßen, zwei weiße Engelein, grüßten es freundlich und erzählten ihm von dem Wohnen im Himmel und wie lieb der liebe Gott sie hätte, brächten ihm viel Beeren mit von Oben und Krättchen und Körbchen für ihn's und für die Mutter! Wenn in den langen Abenden die Lampe schläfrig wurde und düster, die Mutter emsig das Rad trieb, der Wind mächtig um's Häuschen rauschte, da gab Mareili seinen Träumen Worte, begann leise zu reden von den Engeln und zu fragen, ob sie noch immer auf die Erde kämen, ob wohl, wenn man recht fleißig sei und fromm und man dem lieben Gott so recht anhielte, man einen Engel sehen könnte und wenn es und die Mutter recht beteten, er wohl Schwesterchen und Brüderchen erlauben würde, ihnen zu erscheinen und mit ihnen zu reden.

Die Mutter erschrack über solche Gedanken und wehrte ihnen. Sie glaubte, man könnte damit sich versündigen, die Kindlein an der Ruhe stören, daß sie wieder kommen müßten. Und denke doch, Mareili, sagte sie, was die Leute sagen würden, wenn sie wieder kämen? Sie würden ja meinen, die Kinder hätten sich so schwer versündigt, daß sie nicht an die Ruhe könnten; zugleich machte es sie traurig, denn sie hielt solche Reden für Vorboten des nahen Todes. Kinder, die viel von Engeln sprächen, würden bald auch solche, und Kinder, welche viel vom Himmel redeten, fühlten wohl, daß Gott sie bald holen lasse in den Himmel. Sie hatte schwere Angst, der dritte Winter koste sie das dritte und letzte Kind. Du mußt nicht von solchen Sachen reden, sagte sie, der liebe

Gott hat es ungern, und du könntest dich versündigen, und um Mareili's Gedanken abzuwenden, erzählte sie ihm dann Gespenstergeschichten von gräulicher Art, daß sie beide schlotterten wie Espenlaub und vor Schlottern kaum zu Bette konnten.

Die Mutter konnte Mareili wohl das Reden wehren, aber nicht das Denken. Die Bilder der Seele gestalteten sich um so lebendiger, es gestaltete sich in ihm ein fast zusammenhängend Leben mit den Gestorbenen, lange, lange Gespräche führte es mit ihnen. Immer ungeduldiger ward es im engen Stübchen, sehnte sich immer mehr nach dem Warmen der Sonne, daß sie den Schnee ihm vertreibe und die Blümlein wieder wecke in der Erde Schooß. Die Mutter dagegen freute sich nicht darauf, es machte ihr angst. Es bangte ihr, das Kind so alleine gehen zu lassen in die Wildniß, sie versuchte, ihre eigene Angst dem Kinde einzuimpfen. Sie stellte ihm vor, wenn es sich verirren würde, die Mutter nicht mehr fände und elendiglich verhungern müßte im Walde. Mareili sagte, ich verirre mich nicht, ich wußte vern und vorvern den Weg immer am besten und verirrte nie, warum sollte ich jetzt noch verirren? Ja wenn du verhexet würdest, sagte die Mutter, man hat Beispiele, daß man in bekannten Wäldern so verhexet wurde, daß man nie mehr den Ausgang fand. Aber Mutter, warum wurden wir vern und vorvern nicht verhexet, es sollte doch den Hexen mehr dr werth gewesen sein, drei zu verhexen als nur eins, und was hätten wir machen wollen? Ja, aber es könnte was Anderes geschehen, denk, es giebt Drachen im Walde, böse Thiere, welche die Kinder fressen, und Berggeister, welche Kinder stehlen und sie in unterirdische Höhlen führen, wo sie Sonne, Mond und Sterne nie mehr sehen, sagte die Mutter. Aber Mutter, sie hätten uns ja vern und vorvern auch stehlen können, sagte Mareili, und haben es doch nicht gethan. Es wäre an einmal zu viel, sagte die Mutter, und willst du dann deiner

eigenen Mutter nicht mehr glauben, ei, aber Mareili, das duret mich, habe doch geglaubt, du seiest nicht wie die andern wüsten Kinder, welche Vater und Mutter nichts mehr glauben wollen, und machst es mir jetzt so! Mutter, ich will dir alles glauben, wenn du mich willst erdbeeren lassen, sonst will ich sterben, dann komm ich zu Brüderchen und Schwesterchen und kann mit ihnen erdbeeren, wo keine Unghürer sind und alle Tage Sommer ist. Aber Mareili, rede nit vom Sterben, könntest dich versündigen, wollen ja erdbeeren wie sonst, aber mußt mir nicht mehr so reden, sagte die Mutter.

Auch dieser Winter verrann, und alle Tage mächtiger zog die Sonne das Kind an die warme Halde, wo die ersten Erdbeeren blühten und reiften. Die Mutter konnte es nicht mehr halten und ging mit ihm, las aber, weil es sich für eine arme Frau nicht schickt, müssig spazieren zu gehen, Holz auf und brach Reckholderschützlig ab. Sie mußte sich wirklich wundern, wie Mareili überall Bescheid wußte im weiten Walde, jede Tanne kannte, immer zum voraus sagen konnte, was kommen werde, ein Bach, die größte Tanne oder die, welche der Blitz gespalten. Und als sie an die Sonnseite kamen, wo schon alles lebendig war, zeigte es ihr das frühste Erdbeeristüdeli und fand zu seiner großen Freude schon Blüthen dran. Mutter, dort war ein Amselnest, ist wohl wieder eins da? Richtig saß unter dem Tannbuschli brütend die Amsel und flog überrascht diesmal weg, doch nicht weit. Auch die bekannte Häsin sprang auf, setzte über einige Stauden weg, dann auf die Hinterbeine und sah sich verwundert um, als wenn sie sich vergwissern wollte, ob's das Mareili sei oder jemand anders; deß verwunderte sich die Mutter sehr, es wollte ihr aber fast vorkommen, als ob dies nicht natürliche Thiere seien, sondern verzauberte, es ward ihr anfangs unheimlich dabei. Sie begleitete anfangs das Kind beim Beeren und gewöhnte sich an die verzauberten Hasen und andern Vögel, daß sie ihr ganz natürlich vorkamen.

Nach und nach aber ließ sie Mareili alleine gehen, denn sie sollte pflanzen und verdienen; die Krankheit des Kindes hatte sie zurück gebracht. Wo der Verdienst nur kreuzerweise eingeht, da wird jeder Kreuzer, der nicht eingeht, und jeder Kreuzer, der unerwartet ausgeht, schwer empfunden, hinterläßt Nachwehen.

Mareili wußte dies wohl, kannte beim Kreuzer Schulden und Vermögen der Mutter. Je kleiner die Hütte ist, desto kleiner werden die gegenseitigen Geheimnisse; wo Hühner und Menschen in einem Stübchen wohnen, kann eins vor dem andern nicht viel verbergen. Mareili hatte diesmal Mühe, die Erdbeeren so recht reifen zu lassen, und jeder trübe Tag war eine Prüfung Gottes, die Mutter hatte um so länger kein Geld und es doch so nöthig. Endlich bleibt nicht ewig aus, endlich war's erlebt, das Gewinnen begann, aber jetzt nur noch mit zwei Händchen zumeist, statt mit sechs, und die Mutter hatte mehr Geld nöthig als nie. Zudem schien es kein Erdbeerijahr werden zu wollen, es regnete viel und war nicht heiß. Kornjahre und Weinjahre kennt man, nicht bloß jedes Kind weiß, was sie zu bedeuten haben, sondern sie haben große Bedeutung in der Weltgeschichte. Von Erdbeerijahren redet kein Mensch, kein Geschichtschreiber zeichnet sie auf, und doch haben sie große Bedeutung für arme Kinder und arme Weibchen. Nun das wird eben daher kommen, daß die Geschichtschreiber sich mehr kümmern um Weinherren und Kornwucherer, als um arme Kinder und arme Weiber. Mareili wollte mit Fleiß ersetzen, hatte weder Ruhe noch Rast, war früh und spät, daß die Mutter oft die Hände über dem Kopfe zusammenschlug über den Segen, den es heim brachte. Da ward noch dazu das Wetter beständig, die Sonne heiß, alles wollte auf einmal reif werden, Mareili wußte gar nicht wie wehren. Begreiflich ward das Kind bei der verdoppelten Anstrengung sehr müde. Wenn es des Morgens erwachte, waren ihm die Glieder wie angeleimt im

Bette, daß es sie kaum heben und bewegen konnte. Die Mutter mahnte oft zur Ruhe oder einen Tag daheim zu bleiben, aber Mareili wollte nicht, und ließ sie es eines Morgens ausschlafen und weckte es nicht, weinte es so bitterlich und ward böse über die Mutter, daß sie es nicht mehr that. Mareili wollte nichts versäumen, sondern wollte immer zu rechter Zeit auf dem Platze sein. Brüderchen und Schwesterchen wüßten, dachte es, um welche Zeit sie sonst das Gwinnen angefangen; wenn sie nun einmal zu der gleichen Zeit kämen und es wäre nicht da und es käme immer nicht, so könnten sie ja meinen, es sei nicht mehr da, komme nicht wieder, könnten dann gehen und nie mehr kommen. Mareili träumte im Stillen immer von diesem Erscheinen, aber ließ es die Mutter nicht merken, weil es sie betrübte im Gemüthe. Alle Morgen, wenn es durch den Wald ging, war es gefaßt auf eine Erscheinung hinter den Bäumen hervor, oder es finde sie sitzen an der Halde mitten in den Erdbeeren, oder wenn es beim Gwinnen aufsehe, stünden sie plötzlich vor ihm in weißen Engelskleidern.

Wie oft es vergeblich träumte, es träumte doch am folgenden Morgen das Gleiche wieder, es war auch eine von den Hoffnungen, welche alle Tage neu werden. Oft ging es den ganzen Tag nicht heim, wenn es an entferntern Orten beerte. Dann geschah es wohl, daß, wenn die Sonne mitten am Himmel stand, es heiß ward auf Erden und es am Schatten sein Stücklein Brod verzehrte und aus einem Krüglein einen Tropf Milch dazu, Meister Schläflein kam, sich in Mareili's Augen ein Nestlein baute, die Vorhänge niederfallen ließ, um süß zu schlummern im Dunkeln. Es wehrte sich wohl dagegen, und wenn es aufwachte und merkte, was geschehen war, hatte es es ungern, aber Meister Schläflein ist ein gar mächtiger Mann, kann schlafen wo er will, Könige zwinget er, geschweige denn Kinder.

Eines Tages war sein Suchen besonders gesegnet. An

ein neu Plätzlein war es gekommen, wo es noch nie gewesen und sonst noch niemand, so dicht, groß und dunkelroth hatte es die Beeren noch nie stehen gesehen. Um Mittag aber ward es gar grimmig heiß, aber fast ein ganzes Tagwerk hatte es schon vollendet. So setzte es sich mit ruhigem Gewissen an Schatten, aß sein Brod, und als auch diesmal Vetter Schläfli kam, wehrte es sich nicht so nöthlich und ließ ihn machen. Alsbald träumte es wieder. Es wußte, die Engelein waren da, aber es sah sie nicht, es hörte sie nicht, es wollte sie suchen, aber es konnte nicht, seine Glieder waren gebunden. Plötzlich hörte es eine Stimme dicht über sich wie vom Himmel herab, es fuhr auf, und vor ihm stund ein Engel und beugte sich über ihn's. Ein wunderschöner Engel war's mit dunkeln Augen und dunkelm Haar, von hoher Gestalt, mit weißen Kleidern angethan. Leise den Kopf zur Seite geneigt und das ganze Gesicht voll Liebe sprach der Engel zum Kinde gar hold und weich, aber das erschrockene Kind verstund ihn lange nicht. Es war nicht das Brüderchen, nicht das Schwesterchen, der Engel war viel größer und schöner, blickte so lieblich aus seinen dunkeln Augen und doch mit wunderbarer Kraft, als vermöge er die Seelen zu ziehen aus dem Körper des Menschen, als sei er der Engel, der umgehe auf Erden, die schönsten Seelen zu sammeln und dem Vater sie zuzuführen. Endlich verstund Mareili, wie er ihm zusprach, nicht erschrocken zu sein, ihn's liebes, liebes Kind hieß, sonst viele holde Worte ihm sagte, endlich nach den Erdbeeren ihn's fragte, ob es wohl geben wollte von den prächtigen, die da im Krättchen neben ihm stunden. Mareili sah mit offenen Augen den Engel an, aber reden, antworten konnte es nicht, es nickte bloß, es reichte ihm die schönsten, und als der Engel davon aß, glänzte sein Gesicht auch wie das Gesicht eines Engeleins, und als der Engel fragte, ob er das ganze große Krättchen haben könnte, nickte Mareili noch freudiger und faltete die Hände, als ob es beten wollte. Da küßte

der Engel das Kind auf die Stirne, gab ihm ein glänzend Silberstück, ging in die Bäume, sah noch einmal nickend sich um, und wie schöne Sterne glänzten seine Augen, da verschwand er.

Jetzt hatte Mareili einen Engel gesehen, es war nicht Brüderchen, nicht Schwesterchen, aber ein Engel war's gewesen. Erstaunt hörte die Mutter Mareili's Bericht, aus dem sie lange nichts machen konnte, da die Worte wirr durcheinander flogen, wie ab einem Kirschbaume die Blüthen, wenn der Wind darein fährt. Endlich sagte die Mutter, es sei ein Traum gewesen und anders nicht. Da zeigte Mareili das Silberstück, da wußte die Mutter nicht, was sie sagen wollte, der Verstand stund ihr lange still. Endlich ging er wieder und sie sagte, sie hätte eigentlich nie gehört, daß die Engel Geld hätten, nach den schönen weißen Kleidern sei das eine vornehme Herrenfrau oder Herrentochter gewesen, die hätten solche Kleider und schönes Geld. Aber Mareili meinte, es wüßte nicht, warum die Engel nicht Geld haben könnten, Gott könne ihnen ja geben, was er gut finde, und wenn er den Menschen so viel Geld gebe, so könnte er den Engeln ja noch viel mehr geben. Es beschrieb die Erscheinung noch viel englischer und herrlicher, daß die Mutter wirklich nichts mehr zu entgegnen wußte und halb und halb sich in den Glauben des Kindes gefangen gab, besonders als alle Nachbarn sich auf die Seite des Kindes stellten. Wie wollte doch eine vornehme Herrenfrau oder Herrentochter dahin gekommen sein, von einem Engel hergegen könne man es wohl begreifen, sagten sie.

Eins kränkte Mareili. Es hatte dem Engel nichts gesagt, ihn nicht gefragt nach Brüderchen und Schwesterchen, ihm nicht Grüße an sie aufgetragen, ihn nicht gefragt, ob auch ein Erdbeerenberg im Himmel sei, und wie schön die Beeren daselbst würden. Sein Trost war, er werde wieder kommen. Dann wollte es ihn aber auch zur Mutter führen,

damit die auch einmal einen Engel sähe und künftig ihm glaube, wenn noch mehrere zu ihm kämen. Aber der Engel kam nicht wieder, und andere kamen auch nicht. Umsonst setzte es sich, so oft es sich thun ließ, um Mittagszeit an's gleiche Ort, dann kam Vetter Schläfli, kamen Träume, aber nie weckte ihn's wieder eines Engels Stimme, nie stund, wenn es die Augen aufschlug, ein Engel da. Darum verklärte sich der Engel in Mareili's Gedanken immer herrlicher, und der Glaube, daß es wirklich ein Engel gewesen, wurde alle Tage fester. Wäre es kein Engel gewesen, so wäre er wieder gekommen, sagte man.

Je mehr der Glaube an den Engel sich fest setzte, desto mehr wuchs der Mutter der Kummer, der weiße Engel bedeute den Tod, daß dieser das dritte Kind im dritten Winter holen werde. Was wollte er Anderes bedeuten, sagte sie. Der dritte Winter kam mit großer Angst und vielem Bangen, aber Gottlob ohne Tod. Mareili war auch nicht ein einzigmal krank, und als der Frühling kam, war es selbst das schönste Erdbeeri in Wald und Weid. So lebten sie fort Jahr um Jahr in glücklicher Gleichförmigkeit, von Gott gesegnet. Der Segen war freilich nur klein. Güter der Welt gewannen sie nicht, aber er genügte ihnen, machte sie glücklich, und was will man mehr? Was änderte, war, daß Mareili alle Jahre größer und stärker wurde, die Mutter älter und schwächer, die Gliedersucht war es, welche sie hauptsächlich plagte. Das Gehen ward ihr beschwerlich; wenn es ander Wetter geben wollte, konnte sie die Beine fast nicht mehr vorwärts bringen. Mareili mußte sich daher nach und nach auch an's Vertragen gewöhnen. Es gewöhnte sich aber schwer daran, es ward ihm unheimlich draußen in der weiten Welt unter den vielen Menschen. Die langen und breiten Straßen langweilten ihn's gar unendlich. Es erzeigte es aber der Mutter so wenig als möglich, damit sie sich nicht über ihre Kräfte anstrenge, um selbst zu gehen. Der Eintritt Ma-

reili's in die Welt erregte Aufsehen und Freude bei der Kundschaft, die sich durch ihn's noch vergrößerte. Mareili's Wesen hatte etwas Eigenes, fast möchte man sagen, Vornehmes, trotzdem daß es barfuß ging. Es war kurz in seinen Worten, aber freundlich, hielt feste Preise, hielt sich höchst selten an einem Orte länger auf, als es sein mußte, wie gerne man auch mit ihm geplaudert hätte, und wenn ein Herr, besonders ein junger, ihm was sagen wollte, so lief es davon wie ein Reh, das einen Hund anschlagen hörte. Es brachte in seinen Absatz nach und nach eine Art System und zwar nach Sympathie und Antipathie. Es entdeckte nach und nach etwas, welches vielen Leuten verborgen bleibt, denn Mareili hatte eine dünne Haut, der meisten Leute ihre ist dagegen mit Sohlleder gefüttert. Es fühlte, daß ihm aus jeder Hausthüre ein eigener Geist entgegen wehe und an jeder Thüre ein anderer, und zwar an den meisten Orten stätig der gleiche, nur wie auch der Wind geht, schärfer oder leiser, ein milder freundlicher, ein roher hochmüthiger, ein geiziger oder mildthätiger, ein theilnehmender, ein harter, ein lustiger oder ein lüsterner, ein nobler oder ein gemeiner, kniffsüchtiger.

Es war ihm schon um's Haus herum, als fühle es diesen Geist und selten täuschte es sich. Er kam ihm aus der Hausthüre entgegen, es nahm ihn wahr, je nachdem man ihn's warten oder nicht warten ließ, ihm auf seinen Gruß dankte, die Körbchen ihm abnahm, die Waare beurtheilte, marktete, das Geld brachte, und was für Geld. Je nachdem der Geist war, je nachdem wurde ihm das Haus lieb oder widerlich. Es gab Häuser, vor welchen es floh, als sei die Pest darin, vor die man ihn's mit keinem Lieb gebracht hätte. O wenn die Leute so gierig nach einem Körbchen haschten, mit den Fingern darin herumfuhren, die schönsten Beeren hervorgrübelten, alles verchareten, von einem Körbchen zum andern fuhren, ein Mensch nach dem andern zum Versuchen kam, alles beschnüffelten, verherrgeten, verblizgeten und am Ende

nichts kauften oder für einen Batzen oder zwei und kaltblütig ihn's laufen ließen mit seinen entehrten Körbchen, die es vor keines Menschen Auge mehr abdecken mochte, wie ihm da das Herz blutete, wie es das Haus floh für immer, als hausten darin Hunger, Pestilenz und Krieg und die übrigen bösen Geister alle. Es hatte verschiedene Striche, welche es besuchte, und in jedem Striche Häuser, welche höher oder tiefer standen in seiner Gunst, je nach dem Geiste, der darin wehte. Darnach ordnete Mareili auch seine Erdbeeren und seine Wege. Es mußte nicht zu machen sein, so steckte es einem Lieblingshaus, wo man es freundlich begrüßte, billig behandelte, namentlich die Kinder manierlich thaten, gute Worte ihm gaben, das schönste Krättchen zu, daß Alle hell aufjauchzten, die Hände über dem Kopf zusammenschlugen über die prächtigen Beeren und dringlichst ihn's hießen bald wiederkommen. Mit der abnehmenden Gunst nahmen auch die Erdbeeren ab an Größe und Schönheit oder waren allesammt mittel gut, doch immerhin so gut, als irgend ein Erdbeerimeitschi sie im Lande herum trug. In der Regel kam es glücklich seinem Vorrath ab, und blieb ihm zuweilen auch ein Krättchen oder Körbchen übrig, he nun, so machten sie daraus einen Erdbeeristurm und lebten auch wohl daran.

Dann gab es in jedem Sommer einige unglückliche Tage, wo nichts ihm ging, wie es wollte, sondern immer das Gegentheil, wo es ihm schien, als sei es verkauft und verrathen oder gar verhexet. Die schönsten Erdbeeren wurden ihm weggeschnappt, es wußte nicht wie, die besten Kunden traf es nicht an, hier war man schon versorgt, dort laxirte man und konnte Erdbeeren nicht brauchen. Dann mußte es die Runde erweitern, an neue Häuser klopfen, das that es äußerst ungern. Zu jedem neuen Hause ging es mit Schrecken, es wußte nicht, welch Geist ihm aus dem Hause entgegenkomme, was für ein Hund vor dem Hause bellen werde. Vor solchen

Häusern, wo man ihn's nicht kannte, ging es ihm selten gut, es wurde grob behandelt, grob abgefertigt, manchmal durch eine Stimme aus irgend einem Loche her, es wußte nicht ob über oder unter der Erde. Nun war es an Mareili, Bericht aus der Welt zu bringen, der Mutter seine Erlebnisse mitzutheilen.

Solche Berichte waren das Labsal der Mutter, aber die Hauptsache darin blieb ihr immer, wer nach ihr gefragt, ob man an die Erdbeerifrau noch denke? Man ist nicht gerne vergessen schon bei Lebzeiten, man lebt gerne lange, und wenn man auch sterben muß, möchte man doch gerne noch lange leben nach dem Tode. Es ist kaum ein Bettelmannli auf Erden, welches nicht an dem Gedanken wohl lebt: was wird man sagen, wenn ich nicht wiederkomme? man wird noch oft an mich denken. Und ach, wenn die Menschen drei Wochen nach ihrem Tode gucken könnten aus irgend einem Himmelsfenster in die hinterlassenen Häuser, in die hinterlassenen Herzen hinein, es würde den meisten übel werden, trotzdem daß sie im Himmel sind. Ja, und wenn die Menschen drei Wochen nach ihrem Tode wieder kommen könnten auf Erden, so würde es den meisten betrübten Hinterlassenen übel werden, daß sie meinten, sie müßten sterben, ja da würde es auch wahr, daß der zweite Schmerz größer wäre als der erste.

War es möglich, so zwängte die gute Frau alle Jahre ihre schweren Beine noch einmal in die Welt hinaus den Kunden nach, um sich persönlich zu überzeugen, wie lieb die Leute sie noch hätten und noch lange nicht vergessen. Und wenn sie dabei von weitem ein Tönchen aufgabeln konnte, als hätten die Leute sie noch lieber als Mareili, als hätte sie ihre Sache doch noch besser gemacht, so war sie überglücklich. Das war denn auch das Erste, was sie Mareili berichtete und wie sie glaube, sie hätte noch das größere Zutrauen und brächte eine größere Losung z'weg. Mareili

gönnte diese Freude der Mutter von Herzen, in demselben war keine Spur von Eifersucht. Hatte es ja doch auch seine eigenen Freuden, welche die Mutter nicht kannte. Hatte es doch so innige Freude an den Erdbeeren nicht bloß um der Losung, sondern um ihrer selbst willen, weil sie ihm so lieb waren. Hatte es doch sein ganzes inneres Leben mit all seinen Träumen, wo der von dem schönen weißen Engel aber ihm einer der liebsten blieb und die Hoffnung, es werde ihn doch einmal wiedersehen. (Das gute Kind lebte am liebsten in der wunderbaren dunkeln Welt, die jenseits unserer Sonne liegt, nach welcher seit Jahrtausenden die Gelehrten aus-ziehen mit Fackeln, Stangen und Spießen, sie zu erobern, und wenn sie dann lange mit ihren Stangen und Spießen im Nebel herumgeguselt vergeblich, sie nie an ihren Spieß gekriegt, ihr Dasein in Abrede stellen und der Welt klar demonstriren, es existire keine solche unsichtbare Welt, weil, wenn eine wäre, sie dieselbe hätten an ihren Spieß kriegen müssen, nun hätten sie aber keine dran gekriegt, ergo sei auch keine. Nun existiren aber, Gott sei Lob und Dank, gar viele Dinge, welche Gelehrte und Weise dieser Welt nie und nimmer kriegen an ihren Spieß, dieweil sie trotz aller Weis-heit nie fassen und begreifen werden, was als Himmelsgabe kindlichen Gemüthern gegeben ist und über allen Verstand der Verständigen geht, kein Chemiker es mit seiner subtilen Waage wägen, mit irgend einem Stoffe fassen, zersetzen oder binden kann.

Je verständiger und sinniger Mareili sein Tagewerk betrieb und Ordnung in dessen Verlauf brachte, desto eifriger trachtete es darnach, ein bestimmtes Kennzeichen sich zu merken, ob ein Tagwerk glücklich oder unglücklich ablaufen werde. Wie viel konnte es sich ersparen, wenn es an unglücklichen Tagen nicht hinausging in die Welt, wo es nichts fand als Verdruß und Mühe.

Aber es ging ihm sonderbar. Glaubte es eins entdeckt

zu haben, weil es einigemal eingetroffen, und wollte darauf abstellen, so fehlte es das nächste Mal gänzlich, es ging ganz das Widerspiel. Es achtete sich auf die Träume der Nacht, des Beines, welches zuerst aus dem Bette kam, des ersten Vogelgeschreis, des ersten begegnenden Menschen, des Stolperns und Nichtstolperns, und alle Zeichen waren gut und alle Zeichen täuschten, und kehr um glaubte Mareili an jedes mit immer festerem Glauben. Zu einer Zeit, als eben sein Glauben auf Träume sich gestellt, hatte es immer und immer wieder mit trübem wüstem Wasser zu thun, es war in Todesängsten und Todesnöthen.

Mutter, sagte es am Morgen, heute habe ich einen bösen Tag, lauter Unglück und Verdruß, wenn es nur zu machen wäre, ich bliebe daheim, trübes Wasser ängstigte und nöthete mich gar zu grusam. Das ist bös, sagte die Mutter, gehst nicht, so charen die Erdbeeren, darf sie nicht mehr vertragen, hast von zwei Tagen beisammen, was wir beide gewinnen mochten, und es gab so wohl aus. Weiß es wohl, Mutter, antwortete Mareili, sagte ja bloß, wenn es zu machen wäre. Will es in Gottes Namen probiren, mich grusam in Acht nehmen, z'tödte wird es nicht gehen. Mareili ging.

Die erste Person, welche ihm begegnete, war eine alte böse Frau, welche im Rufe stund, sie könne mehr als Brod essen, sie könne hexen. Es ist doch gut, sagte Mareili, halte ich nicht mehr alles auf der Sache, die hätte mich sonst können zurücktreiben. Als es dahin kam, wo der Tschaggeneigraben in's weite Land sich mündete, käderten ein ganzes Regiment Aegersten gar mörderlich. Alle Bäume waren voll, es war, als ob sie eigens wegen Mareili hier eine Versammlung angestellt hätten. Das stellte Mareili. Soll ich oder soll ich nicht? sagte es. Auf dem Vogelgeschrei halte ich nicht am meisten, aber es trifft ja alles zusammen, das muß etwas zu bedeuten haben, viel Böses allweg. Aber i Gotts Name, sei

das jetzt wie es wolle, es muß gegangen sein. Ich will brav beten, es ist doch am Ende der liebe Gott der Meister, und d'Aegerste werde nit alles könne zwänge. Und am Ende, was sy soll, muß ja sy.

Indessen mit dem Mißgeschick schien es denn doch Ernst zu sein, es ging ihm alles verkehrt und wie verhexet. Im ersten Hause, für welches es seine schönsten Erdbeeren gebeizt, war niemand daheim, als eine alte böse Magd. Diese hatte Mareili schon lange auf dem Strich, mißgönnte ihm jedes gute Wort, jedes Geschenk, welches man ihm gab, als wenn es von ihrer Sache genommen wäre. Wie die jetzt glücklich war, daß sie es einmal in Schußweite vor ihrem Maule hatte. Man brauche nichts, sagte sie. Es würde ihm auch besser anstehen, etwas zu arbeiten, als nur den faulen Hund zu machen, alle Tage den Leuten vor der Thüre zu stehen. Das sei nicht viel Anderes, als gehe es betteln; wer bettle, stehle und mach sonst noch was er könne, b'sunders so große Meitscheni, pfy Tüfel! Vor dem G'sindel käme man selbst nicht mehr zur Arbeit, werde alle Augenblicke davon gesprengt. Mareili bekam den Hals so voll, daß es nicht einmal fragen konnte, wenn es wieder kommen solle, und ging weiter, fand in einem Hause die Leute, welche Erdbeeren aßen, krank, ein ander Haus mit Erdbeeren so überfüllt, daß sie nicht alle brauchen konnten; an einem vierten Orte sagte man ihm trocken: mangeln keine. Und als es sagte: es hätte doch so schöne, ließ man es einfach ohne Antwort stehen, bis es endlich ging. Das that ihm so weh, man glaubt es nicht. Sein Herz ward ihm ganz schwer, sein Gemüth voll Elend, denn mit seinen Kunden stund es nicht bloß in einem Erdbeerivverkehr, sondern in einem gemüthlichen, sie waren so gleichsam seine Freunde und Verwandte. Sein Elend half ihm nicht von den Erdbeeren, es mußte seinen Ring weiter schlagen, mußte zu neuen Häusern, mußte sogar vor Wirthshäuser. Diese waren ihm in der Regel am meisten zuwider,

da fiel es in die Hände der Köchinnen und Stubenmägde, die gar zu gerne schnöd und schnippisch mit den Leuten umgehen, besonders mit Erdbeerimeitscheni. Mareili fürchtete sie auch mehr als die großen Hunde vor den neuen Häusern, von denen es noch nicht wußte, aus welchem Ton sie bellen. So setzte es endlich wohl etwas von Erdbeeren ab, doch langsam und mit Verdruß statt mit Freude. Wenn es vor dem G'schänden nicht einen so großen Grausen gehabt und die Erdbeeren dafür ihm nicht zu lieb gewesen wären, es hätte sie hinter einen Zaun geschüttet und wäre heim gelaufen.

Da könne man sehen, dachte es, ob man sich der Zeichen achten solle. Wenn man doch nur immer den rechten Glauben hätte, könnte es Einem nicht fehlen. Bei einem Hause gab ihm endlich eine freundliche Frau Bescheid. Kann sie wäger nicht nehmen, Meitschi, sagte sie, ich thäte es dir sonst gerne zu Gefallen, aber wir essen keine Erdbeeren, sie erkälten uns zu sehr. Aber weißt was, ungefähr eine Viertelstunde von hier ist ein großes Herrenhaus, haben immer viele Leute dort. Dorthin gehe, hast schöne, brauchst sie sicher. So weit war Mareili noch nie gegangen, so weit von Hause nie gewesen, noch nie des Nachts ausgeblieben, schon so spät und noch so weit! Solche Angst um Absatz hatte es nie empfunden. In Gottes Namen, dachte es, eine Viertelstunde zwingt nicht alles, aber dann keinen Schritt weiter, sondern heim. Es war eine lange Viertelstunde. Maßleidig schleppte Mareili sie ab. Endlich merkte es an den wohlgepflegten Baumgängen die Nähe des Herrenhauses. Mit Bangen betrat es sie, und dieses Bangen mehrte sich bei jedem Schritte. Es war so einsam in denselben, so seltsam knirschte der Kies unter seinen Tritten, so feierlich rauschte der Wind in den alten Bäumen, es kam ihm vor, als ginge es zu einem Zauberschlosse, von dem die Mutter ihm oft erzählt hatte, wo alles, was in dessen Nähe kam, verzaubert und verwandelt wurde in Pflanzen oder steinerne Säulen oder gebannt in

Bäume und Brunnen. Es trappete immer leiser ab, gerade wie wenn es des Morgens durch's Stübchen ging und die Mutter nicht wecken wollte. Plötzlich sah es seinen Engel neben sich stehen, weiß und schön wie vor Jahren, die mächtige Fee im Zauberschlosse, die alles verwandelte, was in ihre Nähe kam. Und Mareili versteinerte, starrte mit offenem Mund und Augen, wie damals an der Erdbeerihalde, die Erscheinung an. Der Engel sah das plötzliche, lautlose Erstarren des Mädchens, betrachtete es schärfer, länger mit seinen wunderbaren tiefen Augen, rief dann freudig: Was, mys Erdbeeri-Engeli von den Bergen! Bist's oder bist's nicht, red, mys Kind, oder kannst nit, bist stumm, doch nicht? Gäll, du kannst reden? Und des Engels Macht, welche in seinen Augen war, löste den Bann, zog die Stimme aus der zusammengezogenen Brust, und das Erdbeeri-Engeli sagte endlich: Gottlob nit! Es ist ein selten Ding auf Erden, daß zwei Engel sich begegnen, sich Jahre lang im Andenken bewahren und als Engel wieder finden — auf Erden. Der eine Engel war das Schloßfräulein, der andere das Erdbeeri Mareili. Das Erdbeeri Mareili war innig bewegt, seine Augen begannen zu strahlen in feuchtem dunkelblauem Glanze, es freute sich seines Engels, aber still und innerlich.

Des Schloßfräuleins Freude war lauter, so weit seine weiche Stimme reichte, sammelte es die Leute, stellte das Erdbeeri Mareili unter sie und erzählte, wie endlich das Erdbeeri Meitschi gefunden sei, von dem es ihnen so oft erzählt, wie es dasselbe gefunden, als sie auf ihren Berg gegangen, oben in einer Weide, schlafend unter einer Haselstaude, dasselbe aufgeweckt und ihm Erdbeeren abgekauft und so reuig gewesen, daß es dasselbe so schnell verlassen, weil es gefürchtet, die übrige Gesellschaft nicht mehr zu finden. Das Kind habe ganz einem Engelein geglichen, aber nicht geredet, es wisse nicht, ob aus Furcht oder weil es stumm gewesen. Mareili mußte Auskunft geben, wer es sei. Es komme aus

dem Tschaggeneigraben, man sage ihm nur das Erdbeeri Mareili, berichtete es. Da war wieder eine große Freude unter Allen, denn Alle hatten schon von dem Erdbeeri Mareili gehört, und das Fräulein sagte, es habe sich schon lange geärgert, daß das Mädchen nicht zu ihnen komme, Aufträge gegeben, daß man es ihnen zuweise, aber keine Ahnung gehabt, daß das Engeli und das Mareili ein Wesen seien. Daß Mareili seinen Erdbeeren abkam und bewirthet wurde, versteht sich, und recht betrübt war das Fräulein, als Mareili heim pressirte und für kein lieb da über Nacht bleiben wollte, weil d's Müetti Angst hätte, und ein gut Meitschi macht, so viel an ihm, dem Müetti nie Angst. Es mußte versprechen, bald, bald wieder zu kommen, und doch sah lange das Fräulein traurig ihm nach mit den Augen voll Liebe, als ob es schon oft erfahren, daß verschwunden und nicht wieder gekommen, was es geliebt, und wieder fürchte, es möchte die liebe Erscheinung auch schwinden und nicht wieder kommen.

Von Mareili war alle Müdigkeit gewichen; es kam heim, als hätte es Räder unter den Füßen, als hätte die Freude ihm Flügel wachsen lassen. Einen Augenblick nur hatte es ihn's betrübt, daß es nicht ein wirklicher Engel gewesen, des Fräuleins holdes Wesen hatte ihn's bezaubert, jetzt war es glücklich, seinen Engel auf Erden zu haben in Menschengestalt. Jetzt sei es doch gut gewesen, dachte es, daß es den Weg unter die Füße genommen trotz trübem Wasser, alten Weibern und der Aegersten Gekreisch. Indessen hätten die doch allweg etwas zu bedeuten gehabt, einen ganzen Tag voll Verdruß und Unglück. Aber weil es das Alles ausgehalten, sich in nichts versündigt, die Beeren nicht hinter den Zaun geworfen, sei am Ende doch alles gut gekommen, große Freude und Glück, welche es nie gehabt, wenn das Mißgeschick ihn's nie so weit getrieben hätte. Und allweg hätte es nicht alles annehmen und aushalten können den ganzen Tag, wenn es nicht gemahnt worden wäre an Unglück und Verdruß und sich

darauf hin hätte fassen können. Wie gute Eltern den Kindern gute Ermahnungen auf den Weg geben, daß sie sich in Acht nehmen möchten vor allem Bösen und standhaft sein in allem Guten, so werde es auch Gott thun, wenn man ihn lieb habe. Darum sei gut, wenn man sich allem achte und denke, es komme von Gott.

Die Mutter verstaunete ganz, als Mareili berichtete, wie es ihm heute ergangen und wie es den Engel lebendig auf der Welt gefunden. Als sie aber vor Erstaunen zu sich selbsten kam, sagte sie alsbald: Habe ich es nicht von Anfang an gesagt, es sei kein Engel gewesen, sondern eine vornehme Herrenfrau oder Herrentochter? Daran, daß sie es von Anfang an gesagt und nur um Mareilis willen geschwiegen, lebte sie wenigstens eben so wohl als am Engel selbst. Mareili gönnte und ließ der Mutter die Freude, Recht gehabt zu haben, wie die Mutter ihm die Freude am Engel, und wo Jedes dem Andern seine Freude gönnt, da ist's schön, da ist Friede.

Wo ein gefundener Engel in einen Lebenskreis trittet, da gibt es neues Leben begreiflich. Um ihn bewegten sich ihre Gespräche, er bildete den Mittelpunkt ihres Erdbeerilebens. Mit besonderem Geiste wurden für das Fräulein die schönsten Beeren gewonnen. Mareili kannte natürlich die Stellen, wo sie am schönsten und größten wuchsen, dort sammelte es, wenn es ins Schloß gehen wollte. Zweimal in der Woche geschah es anfänglich, bis die Beeren rarer wurden; das waren seine Festtage, sorgfältiger kleidete es sich, früher machte es sich auf den Weg, rascher ging es, es war ihm fast, wie wenn es an großen Feiertagen zur Kirche ging. Das Fräulein sah es fast allemal, fühlte die magnetische Kraft in den dunkeln Augen, die ihm das Herz bewegten, fast wie der Engel das Wasser im Teiche Bethesda, mit dem Unterschied jedoch, daß es Mareili nicht trüb ward im Herzen, sondern hell und licht, eine klare Freudenflamme loderte. Das Fräu-

lein sprach, wenn immer thunlich, mit Mareili, freute sich seiner und war theilnehmend, doch etwas ungleich, freundlicher und ernster, milder und erregter. Mareili fühlte den Unterschied und betrübte sich darüber, doch nur um des Fräuleins willen, dachte nicht von ferne daran, den Grund dieser Verschiedenheit bei sich zu suchen. Das Fräulein war sein Engel geblieben, seine Erscheinung ihm jedesmal eine himmlische. War diese Erscheinung trüber, dunkler, so kümmerte es sich darüber, sah mit größerer Liebe zu ihr auf und hätte fragen mögen, was fehle, ob es helfen könne.

Und wenn es auch nur die Erscheinung hatte, sie ihm bloß von ferne zunickte und auch nicht nickte, so war Mareili zufrieden und dachte wohl darüber nach, was Alles ihr Leben bewege, was ihr weh thue oder Freude mache. Mareili dachte sich den lieben Gott auch von Empfindungen bewegt, traurig und zornig, vergnügt und hellauf, alles nach dem Thun der Menschen; wenn es dem lieben Gott so geht, warum sollte es einem Engel nicht auch so gehen und zwar um so mehr, je ähnlicher er dem lieben Gott ist? Das betrübte Mareili sehr, wenn es das Fräulein gar nicht sah. Fragen durfte es nicht nach ihm. Es stellte sich dann alles Mögliche vor, dachte ihn auch verschwunden für ihn's, war nicht eher wieder froh, bis es ihn wieder sah und dann gewöhnlich freundlicher als nie. Wann kommst wieder? frug das Fräulein, als es eben einmal so freundlich gewesen. Nicht mehr, sagte Mareili, und aus seinen großen Augen rollte Thräne um Thräne. Es waren heute die letzten. Das Fräulein erschrack selbst ob dieser Antwort. Was soll ich machen, wenn mein Erdbeeri Mareili nicht wieder kommt? sagte es. Aber warum weinst so? fragte das Fräulein. Hast dann nichts mehr zu verdienen? Aber ihr werdet wohl nicht alles gebraucht, sondern etwas zurückgelegt haben für den Winter? Es ist nicht wegen dem, schluchzte Mareili, aber ich habe grusam Längizyti!

Liebes Kind, sagte das Fräulein, man muß sich an alles

gewöhnen in der Welt und es nehmen, wie Gott es giebt. Es ist dir sicher gut, wenn du dich auch gewöhnst an das Daheimbleiben, es ist wohl langweiliger, das beständige Herumlaufen ist kurzweiliger, macht aber auch die Menschen leichtsinnig, und wer sich zu sehr an das Straßenleben gewöhnt, wird zu vielem Gutem untauglich und nimmt selten ein gutes Ende.

Es ging dem guten Fräulein, wie es manchem Prediger, berufenen und unberufenen, geht, sie zielen wohl gut und treffen richtig, aber nicht in die rechte Scheibe. Es ging dem Mareili tief in's Herz, daß das Fräulein meine, es hätte Anlagen zur Landstreicherin, aber es konnte es nicht sagen, sondern bloß denken oder fühlen, daß eine ganz andere Längizyti als die nach der Straße ihn's plagen würde. Statt der Antwort rollten seine Thränen nur noch größer und dicker. Tröste dich, mein liebes Mareili, fuhr das Fräulein fort, sei diesen Winter recht fleißig, die Zeit geht schnell, ein anderer Sommer ist bald wieder da, dann kannst du wieder gehen den Erdbeeren und ihren Essern nach und zu uns kömmst wieder und bringst die ersten, hörst du, daß du mir nicht fehlst.

Da sah Mareili so eigen zu dem Fräulein auf, daß dasselbe seine weiße Hand auf dessen Kopf legte und zu ihm sagte: Und hörst, in sechs Wochen, achte dich dessen wohl, ziehen wir in die Stadt, vorher kommst du noch einmal zu mir und frägst nur mir nach, hörst du wohl, und komme ohne Fehler. Da Mareili nichts darauf sagte, sondern ihn's nur ansah, so fuhr es fort: Du bist ein wunderliches Kind, du mußt besser antworten lernen. Aber höre, kömmst du nicht, so kaufe ich dir auch keine Erdbeeren mehr ab. Das Fräulein war an ein ganz anderes Benehmen der Untergebenen gewöhnt, die wissen gewöhnlich mit Worten und Geberden ganz anders auszudrücken, was sie angenehm und einträglich glauben. Gäll du kömmst, sagte das Fräulein, reichte Mareili

die Hand und sah es an. Mareili brachte kaum ein Ja aus dem Weinen heraus.

Es g'späßigs Meitschi, sagte das Fräulein und sah ihm sinnend nach.

Mareili fand sich zur anberaumten Zeit ein. Die dazwischenliegende Zeit war ihm eine Wüste gewesen ohne Baum, ohne Haus, ein unwirthlich Land, eine Nacht ohne Mond und Sterne. Wie der Tag nahte, wo es gehen wollte, da dämmerte es, tagete endlich. Das Fräulein beschenkte das Kind reichlich mit Winterkleidern für ihn's und die Mutter, denn große Wohlthätigkeit war Familiensitte, man gab viel und gern, man begriff, daß Geben seliger als Nehmen sei. Als Mareili wohl sich freute, sehr dankte, aber beim Fortgehen doch noch mehr weinte, da sagte das Fräulein wieder, es g'späßigs Meitschi, und sah ihm sinnend nach. Im folgenden Sommer knüpfte der Verkehr sich wieder an und hatte nichts an Innigkeit verloren, am wenigsten von Mareili's Seite, das Fräulein blieb sein Engel, dessen Erscheinung sein Herz mit Freuden füllte. Auch das Fräulein blieb bei seiner Theilnahme und Freundlichkeit und nicht bloß wegen dem romantischen Anfang ihrer Bekanntschaft, wegen dem Interessanten, welche derselbe auf sie beide warf, sondern es war ein seltsam Etwas, welches dasselbe an Mareili fesselte, von dem das Fräulein zwar immerfort sagte, es g'späßigs, es curioses Meitschi. Es dankte ihr viel weniger als Andere für Guttthaten, es brauchte nie schöne Worte, nie schmeichelnde Redensarten, aber es liebte die Hand, aus der sie kamen von ganzem Herzen und von ganzem Gemüthe, das war das G'späßige in seinem Wesen, das so natürlich war und doch lange ein Räthsel blieb.

Man fordert Dankbarkeit vom Armen, Ergebenheit, aber an die persönliche Liebe denkt man nicht, begreift sie darum nicht, man denkt gar nicht an die Möglichkeit, daß wo weit die Stände scheiden, die Herzen in wahrer Liebe, die eine

persönliche ist, sich dennoch einen können. So liebt der Wohlthäter wohl die Armen, d. h. er fühlt Mitleiden mit ihnen und übt Wohlthaten an ihnen, aber wo ist der Arme, den er persönlich als einen Bruder liebt, als einen Bruder erzieht, als ein Bruder sich ihm giebt? Hier liegt noch ein dunkles Gebiet, in welches unser Herrgott seine Sonne auch einmal so recht sollte scheinen lassen.

Die Macht dieser Liebe fühlte das Fräulein, wenn es auch an die Liebe selbst nicht dachte, das Mädchen zog ihn's an, interessirte ihn's sehr, wie das Fräulein sagte und unbewußt vielleicht mehr fühlte, als sagte. Das war der wahre Grund, warum das Verhältniß sich nicht abnutzte, nicht in Gleichgültigkeit zerfloß oder gar lästig wurde.

Was sich verlor, war Mareili's Schüchternheit und fast gänzliches Verstummen vor dem Fräulein. Es durfte reden, antworten, sich ordentlich mittheilen über seine Verhältnisse. Es sprach von ihrem häuslichen Leben, und das Fräulein entdeckte, wie gut Mareili und seine Mutter die weiblichen Arbeiten kannten, weit besser, als man damals es gewohnt war. Das war eine sogenannte Trouvaille, ein Fund, und von da an war viel Verdienst im Häuschen. Wenn nur die Mutter besser hätte arbeiten mögen, jetzt wären sie geborgen gewesen.

Aber der Mutter Zustände kümmerten Mareili mehr und mehr. Die gute Frau mußte viel leiden und wie sie dokteren mochte, es wollte nicht bessern, sie wurde immer unbehülflicher. Wenn nicht gute Nachbarn gewesen wären, Mareili hätte sich nicht mehr vom Hause entfernen, sein Gewerb, an dem es noch immer hing mit großer Innigkeit, aufgeben müssen. Was willst anfangen, wenn die Mutter stirbt? hatte das Fräulein oft gefragt. Darf nicht daran denken, hatte das Mareili geantwortet. Wenn es ginge, ich bliebe am liebsten im Tschaggeneigraben und thäte wie bisher, was will ich mehr? Das wird nicht gehen, hatte dann das Fräulein

gesagt, aber Mareili begriff nicht, warum das eigentlich nicht gehen sollte, doch widerredete es nicht. Wovon man lange gesprochen und was man doch nicht erwartet hatte, geschah endlich, Mareili's Mutter starb.

Es war zur Winterzeit, das Fräulein befand sich in der Stadt, Mareili war alleine und damals vielleicht achtzehn Jahre alt. Es hatte viel mit der Mutter gehabt in den letzten Tagen, aber die Liebe hatte alles leicht gemacht, und jetzt konnte es sich kaum darein schicken, keine mehr zu haben, sie fehlte ihm bei jedem Schritt und Tritt. Sein einziger Trost im Leben war das Fräulein, aber das war fern einstweilen. Als die Mutter begraben war und es allein im Häuschen blieb, wollte es ihm fast das Herz abdrücken, es kam sich vor wie ein im Walde von seinen Eltern, wenn es Nacht werden will, verlassenes Kind. Ganz arm war Mareili nicht, es waren zwei Betten da und Hausrath, den man in dieser Hütte nicht gesucht, auch ein Sparpfennig fehlte nicht. Die Nachbaren waren gut gegen ihn's, waren ihm in der schlimmen Zeit treu beigestanden. Und doch ward es ihm so alleine im Häuschen bald unheimlich, es begriff, daß es in die Länge hier nicht bleiben konnte. Es merkte bald, daß jedermann auf ihn's spekulirte in gar vielfachen Beziehungen. Es ist curios, wenn jemand stirbt, möchte jeder etwas erben und wär's nur ein Andenken, möchte mit der Hinterlassenschaft auf irgend eine Weise die eigene Lage verbessern. Man spekulirt auf Geld oder auf Personen oder auf beides zusammen. Die Menschen haben offenbar ein bedenklich Stück von einem Jagdhund in ihrer Natur, haben eine feine Nase, und wittern sie das kleinste Vörtelchen, kömmt sie das Jagen an unwiderstehlich.

Die Einen wollten Mareili zu sich nehmen, es sollte ihnen nähen, dienen und in ihrem Lohn Erdbeeri g'winnen; Andere wollten zu ihm ziehen und gemeinsam Haushalt mit ihm führen, Andere gar es heirathen — man denke!

Es meinten es sicher Alle zum allerbesten und Alle meinten, sie hätten eigentlich bloß Mareili's Beste im Auge, und suchten ihm mit allem Eifer dieses begreiflich zu machen, und doch wurde es Mareili unheimlich dabei, und es mochte fast nicht warten bis die Zeit um war und das Fräulein wieder kam.

Und jetzt, was willst? frug das Fräulein, als beim Wiedersehen den ersten Fragen und Antworten ihr Recht geschehen. Mareili berichtete und kam zum Bekenntniß, so weh es ihm thue, zweifle es doch, daß es so bleiben könne, so alleine könne es doch nicht bleiben, aber was dann, wisse es nicht. Fort, weit weg zu gehen, werde ihm das Herz zerreißen. Weißt du was, sagte das Fräulein, bleibe bei mir, es ist ja gerade, als ob es so sein sollte, so trifft es sich. Meine Kammerfrau, Gattung, hat mir heute aufgesagt. Sie kränkelt und redete schon lange davon. Heute sagte sie mir in allem Ernst, ich solle nach jemand anderem sehen, sie könne nicht mehr, und jetzt gerade kömmst du. Mareili fiel wie aus den Wolken über diesen Vorschlag, es entsetzte sich darob, theils aus Freude, theils aus Schrecken. Es sollte immer beim Fräulein sein können, das war die Freude; es sollte den Tschaggeneigraben und seine Freiheit verlassen, sollte in's Schloß unter die Dienerschaft, im Winter aber gar in die Stadt, das war der Schrecken. Das Fräulein hatte aber auch Ueberwindung gebraucht zum Vorschlag. Ein undressirtes Bauernmädchen, welches nicht weltsch kann, zur Kammerfrau in einem vornehmen Hause zu erheben, das braucht Muth und Aufopferung. Wo es hoch hergeht, ist so eine Kammerfrau eigentlich der zweite Leib, der die meisten Dienste verrichtet, welche eigentlich dem Leibe der Herrin zustünden, alle bis an's Essen ꝛc. Es ist die potenzirte Kindermagd, wie ein Fräulein und andere Menschen eigentlich auch nichts Anderes sind als potenzirte oder erwachsene Kinder. Und wie die Glieder des Leibes den Gedanken des Geistes unterthan sind,

sie ausführen, sobald sie entstehen, so soll die Kammerfrau die Gedanken entstehen sehen und sie ausführen, ohne daß es der verzögernden Rede bedarf.

Mareili verstund freilich das Nähen, Stricken und Flicken wohl, aber das Plätten nicht und eine Toilette hatte es kaum je gesehen von weitem, geschweige denn sie je gebraucht, man denke! Mareili gab eine sehr schöne Kammermagd, aber erst, wenn es gehen konnte auf den gewichsten Dielen, erst wenn es mit Manier sich präsentiren und anmelden, erst wenn es wenigstens **oui** und **n'est ce pas** und **qui est là** sagen konnte mit Anstand. Es giebt in jedem Hause, welches repräsentirt, eine Sitte, welche von jedem und besonders von einer Kammermagd gehandhabt werden muß, wenn nicht Aergerniß entstehen soll. Das Fräulein überwand seine Bedenken, war der große Engel dem Erdbeeri-Engeli gegenüber, sprach liebenswürdig dem bangen Mädchen zu, welches endlich sagte: Ach mein Gott, ich wüßte ja nichts Besseres, es ist mir das Liebste, was ich ersinnen könnte, aber ich kann's nicht verbringen, ich bin's nicht im Stande.

Da rief das Fräulein die alte Gattung. Die war kein so tüfelsüchtig Räf, wie man Exempel hat, daß alte Kammerfrauen geworden, welche nichts mehr freut als junge Geschöpfe zu kujoniren und wenn die Herrschaft mit ihren Nachfolgerinnen herzlich schlecht fährt oder gar nicht fahren kann. Gattung war gutmüthig, und Erdbeeri Mareili war ihr lieb. Sie fand freilich den Gedanken des Fräuleins vermessen, aus Mareili so urplötzlich eine Zofe zu machen, und zu Rathe gezogen, würde sie denselben für unausführbar erklärt haben. Gattung hatte Selbstbewußtsein, kannte ihres Amtes Bedeutsamkeit, wußte, was ihre Erfahrung wog, was sie in vierzig Jahren gelernt und was sie leistete, und ein achtzehnjähriges Bauernmädchen sollte sie ersetzen, **mon dieu**! Indessen es war geschehen, und Gattung sprach dem Meitsch Muth ein und bot sich an, wenn es alsbald komme, nachzuhelfen und

bis zu ihrem Abgang ihm wenigstens einen Begriff des Dienstes und das allernöthigste Weltsch beizubringen. Das Fräulein sei **si bonne,** daß es sich schon geduldig erweisen werde. Mareili ließ sich bereden, nur eines mußte das Fräulein ihm versprechen, ihn's alle Jahre einige Tage in seine Erdbeeren gehen zu lassen. Das that das Fräulein gerne und sagte, vielleicht komme es selbsten mit. Nun begann für Mareili ein ganz ander Leben, es war ein noch viel ärgerer Gegensatz, als wenn es aus einem Welttheil in einen andern gewandert wäre. Da war alles, alles anders, bloß der Himmel nicht, der gleiche stund über dem Tschaggeneigraben und über dem Schlosse. Dagegen die Erde im Tschaggeneigraben war Erde, wie sie Gott eben erschaffen hatte, um's Schloß herum dagegen war sie mit Kies bedeckt.

Es war die ersten Tage in fortdauerndem Zittern, es möchte ein unersetzlich großes Unglück anrichten, wie ein Kind, das man mit Licht in eine Pulverkammer stellt, es durfte fast nicht trappen, nichts anrühren aus Angst, es zerbreche etwas oder lasse es fallen. Gattung schüttelte bedenklich den Kopf. Indessen es ging, wie es heißt, die Liebe duldet alles, überwindet alles. Nachdem die erste Angst überstanden war, faßte Mareili unglaublich schnell seine Aufgabe, so daß Gattung wiederum bedenklich den Kopf schüttelte und sagte, **pour une jeune allemande** stelle Mareili sich **merveilleusement,** so was hätte sie nie erlebt. Jetzt trug die Zartheit, mit welcher Mareili seine Erdbeeren behandelt hatte, gute Früchte. Das Fräulein behauptete, eine so leichte Hand, die man fast nicht fühle, wenn sie am Leibe herum handthiere, habe es noch nie erlebt. Und als einmal die Angst überwunden war, fühlte Mareili sich fast glücklich in seinem neuen Verhältniß. Es sah das Fräulein immer und sann Tag und Nacht daran, wie es sich ihm treu und gefällig erweisen und in seinen Augen lesen könne, was dasselbe denke, fühle, wünsche.

Das Fräulein war glücklich, keinen Mißgriff gethan zu haben, und freute sich des Kammermädchens, das so anständig und geschickt war, zu einem vornehmen Hause paßte und ihm wohl anstand. Das Fräulein war gewohnt, die Dienstboten anständig zu behandeln, mit kurzer Gemessenheit der Rede, so lange es seine Gefühle in die konventionellen Schranken zu bannen vermochte. Diese konventionellen Schranken sind nicht absolut-allgemeine, sondern fast jedes Haus hat seine eigenen, engere oder weitere. Ja man sieht zuweilen in einem Hause große Rücksichtslosigkeit in Sitten und Manieren und dabei ein ängstliches Hüten aller Formen, eine um so strengere Gemessenheit im Reden und im Bewegen, und diese Form wird um alles gezogen und alles muß sich in dieselbe fügen, die stärksten Gefühle, Liebe und Religion oder Liebe zu Gott und Menschen. Wo irgendwie diese Form durchbrochen wird, giltet es als Sünde, als sehr ernste Sünde, welche oft weder vergessen noch vergeben wird. Familienglieder, besonders weibliche, welche ihre Gefühle nicht immer in dieser konventionellen Hausschranke bergen können, werden beständig mit einer Art von Aengstlichkeit betrachtet, mit bedenklichem Achselzucken wird verblümt von ihnen gesprochen, als ob man sagen wollte: man kann nicht wissen, was Tüfels die noch anstellt.

Es ist aber eine gleichsam heillose Methode, daß alle Glieder einer Familie die gleiche Schnürbrust tragen sollen und zwar gar zuweilen noch durch verschiedene Geschlechter hindurch, daß dieser Schnürleib gleichsam die Familien-Zwangsjacke sein soll für alle höheren menschlichen und religiösen Gefühle. Man denke die Folgen einer solchen Schnürbrust für die Leiber der Menschen, und um wie viel zarter und leichter verkrüppelt sind die Geister der Menschen. Wohlverstanden, wir reden hier nicht von den allgemeinen Schranken, welche sittliches Gefühl und christlicher Geist ziehen, sondern von den sonderbündlerischen Schranken der verschiedenen Häuser.

In einem solchen Schnürleib stack das arme Fräulein, fühlte ihn vielleicht oft lange nicht, er schien ihm zur andern Natur geworden, bis bei besondern Anläſſen oder besondern Stimmungen die Gefühle schwollen, gegen die Bande drängten, Kopf und Herz zu platzen drohten, endlich in eine Schwäche bis zum Tod der Brand verlief. So war Mareili's Fräulein.

Aber Mareili fühlte diese übliche Gemessenheit nicht, machte keine Ansprüche auf Aeußerungen der Liebe, auf Gegenliebe. Es fühlte sich glücklich in seiner Liebe. Wenn der Ton des Fräuleins in Gegenwart von Fremden noch kälter als sonst gegen ihn's war, so tröstete es sich sicher an einem freundlichen Blick, den das Fräulein ihm nachsandte. Und wenn zuweilen das Fräulein gereizt war und diese Stimmung Mareili fühlbar ward, so schrieb es sie einem innern Leiden zu, und seine Liebe ward um so inniger, seine Sorge um seinen Engel um so größer. Dann reichte wohl nachher das Fräulein Mareili die Hand und sah es an mit seinen wunderbaren Augen wie ehemals, und Mareili schoß das Wasser in die Augen, und es hatte seligen Lohn. Zuweilen auch, wenn die innere Gluth und die kalte Welt so recht in schneidendem Gegensatze stunden, dem Fräulein es so enge ward, daß der Athem ihm ausgehen wollte, wo es ihm ward, als stünde es auf der höchsten Spitze des allerhöchsten Schneeberges in alter und neuer Welt, da frug es wohl: Mareili hast du mich lieb? und wenn dann Mareili das Wasser in die Augen schoß und es sagte: O Fräulein! so gab dasselbe ihm die Hand und sagte: So behalte mich lieb. Das waren Augenblicke, welche Mareili für alles entschädigten, was es wohl auch sonst zu tragen hatte, welche seine unverfälschte Liebe immer neu stärkten, welche es nie irre werden ließen am Fräulein, auch wenn dasselbe viele, viele Tage kein Zeichen besonderer Theilnahme ihm gab, es mit einer kühlen Gemessenheit behandelte, die accurat aussah wie

Hochmuth gegen Niedere, die man drei Schritte vom Leibe haben will.

So verliefen die Jahre Mareili fast unbewußt, von ihm kaum gezählt. Es litt nichts Besonderes, es erwartete nichts Besonderes, es zählte jeden Tag mit Weisheit, füllte ihn mit Treue, genoß mit Dank, was Gott ihm gab, und war er vorüber, so empfahl es ihn Gott, daß er denselben ihm zu gut legen möge in Huld und Gnade, und nahm einen neuen Tag aus seiner Hand mit der Bitte, daß er ihn's bewahren möge vor Versuchung und erlösen von allem Bösen, und ging mit Liebe dran, ihn zu verbrauchen in allen Treuen. So gehen die Jahre rasch vorüber, immer fühlbarer wird das Nahen der göttlichen Ewigkeit, wo die Jahre Augenblicke sind, je göttlicheren Sinnes man wird.

Und im Maaße die Jahre das Fräulein der Ewigkeit näher trugen, verglomm in demselben das Wehe eingeklemmter Gefühle, die Stürme legten sich, verklärten in Frieden sich; gereizte Nerven störten ihn nicht mehr, und Stück um Stück, wie vermodertes Zeug, das frische Luft nicht verträgt, fiel der Schnürleib ab, und eine erleuchtete Persönlichkeit trat hervor, der wahre Engel, dem das Reich Gottes gehört.

Am schönsten trat derselbe hervor in der verblümten Liebe zu Mareili. Das Fräulein hatte unwillkürlich empfinden gelernt den großen Unterschied zwischen der Dankbarkeit für erhaltene Wohlthaten und der eigentlichen Liebe zu der Person des Wohlthäters. Beides ist etwas ganz Anderes und wird nicht bloß oft verwechselt, sondern das letztere gar nicht bemerkt oder gering geachtet. Das Fräulein fühlte dadurch sich beschämt und gehoben, es stieg höher auf der Leiter christlicher Vollendung, es begann nicht bloß die Wohlthätigkeit zu lieben, es begann auch arme Personen zu lieben, es begann sich vor allem der Liebe zu Mareili bewußt zu werden, welche eigentlich schon lange in ihm war, die es aber, so lange der Schnürleib seine Gefühle in alter Gemessenheit erhielt, nicht

bemerkt, an die Möglichkeit ihrer Existenz nie gedacht hatte. Mareili wurde des Fräuleins Freundin und eine immer innigere, je schwächer des Fräuleins Verband mit der Welt wurde, je mehr Kränklichkeit dasselbe zu einem einsamen Leben zwang.

Die äußeren Dienstleistungen blieben sich gleich. Mareili verdoppelte sie, sobald irgendwie es nöthig wurde, aber es blieb ihr Verkehr eben nicht auf diese äußern Dienstleistungen beschränkt, sondern das innere Leben schlossen sie sich auf, und als Pilgerinnen, welche keine bleibende Stätte haben, sondern eine zukünftige suchen, wanderten sie Hand in Hand dem gleichen Ziele zu. Wie Mareili über die Stürme erstaunte, welche im innern Leben seines Fräuleins gewaltet, über die Klippen erblaßte, die so drohend in dasselbe hineinragten, so erstaunte das Fräulein über das sinnig liebliche Gelände, welches Mareili eröffnete, wo es wohl Regenschauer gab, aber keine Orkane, Steinchen im Grase, aber keine Klippen.

Wenn es die beiden Leben zusammenstellte, so war das eine ein peinlich Ringen gegen das Ersticken, ein Wandeln an Abgründen, ein Schmachten in dürren Landen, das andere ein Weilen in kleinem Wiesengrund unter schattigen Bäumen, das erstere bei vollem Ueberflusse an allem, was die Erde bietet, ohne mühsamen Erwerb, das letztere in stätiger Arbeit für dürftige Nothdurft. Das Fräulein hätte oft weinen mögen in solchen Betrachtungen und schmollen mit Gott, daß er den Pfad ihm so schwer gemacht, wenn es nicht zu tief erkannt, wie alles von Gott kömmt und wie er jedem seine Bürde ordnet nach den zugetheilten Kräften, und wie im stillen Grunde bei einförmiger Arbeit sein reger Geist und weites Herz nicht die Befriedigung gefunden wie Mareili, sondern vielleicht wiederum nur die engen Fesseln, welche es sein Lebtag getragen, nur anders geflochten und aus anderm Stoffe. Wenn sie zusammen saßen in vielen einsamen Abendstunden, so waren sie ähnlich zwei Nonnen, welche die Welt hinter sich gelassen und über der Welt zu Schwestern geworden waren.

In der Welt blieb Mareili die Dienerin, mißkannte nie seine Stellung, wie oft es auch dazu veranlaßt wurde. Sein Verhältniß zum Fräulein war wohl bekannt. Die Einen wollten es mißbrauchen in selbstsüchtigen Absichten, die edlern Verwandten begegneten ihm mit einer Achtung, die bei minder demüthigem Sinn sein Wesen hätte vergiften können, allein es blieb das Gleiche, es erhob sich nicht, mißbrauchte seinen Einfluß nicht.

So lebten sie, bis Gott einen andern Engel sandte, der das Fräulein abrief. Nun war Mareili wieder alleine, da ward ihm zu weit in der Welt, obschon es schön hätte leben können darin, denn das Fräulein hatte es reich bedacht. Aber es konnte wirklich sagen, sein Engel sei am Throne Gottes und sein Wandel im Himmel. Alles, was es geliebt in der Welt, war dort. Es kaufte die Hütte im Tschaggeneigraben, in welcher es mit seiner Mutter gewohnt, und ließ dort sich nieder. In den ersten Jahren, die es beim Fräulein war, kam es zur Erdbeerizeit wieder, sammelte Erdbeeren und brachte großen Jubel in's Schloß, wenn es mit seinen Körbchen voll der prächtigsten Früchte wiederkehrte. Später blieb es aus, jahrelang war es nicht in der alten Heimath gewesen, als eine Art von Heimweh es wieder dahinzog.

Es richtete freundlich sich ein und freute sich auf das alte Leben, denn wenn es auch nicht mehr Gewinn und Gewerb zum Lebensunterhalt für sich treiben wollte, so wollte es doch seine Freude an seinen lieben Erdbeeren wieder haben. Es hatte noch alle Wege und Stege im Kopf, alle Birken und Haselstauden, es hoffte noch den alten Stock zu finden, wo immer das erste Stüdeli blühte. Aber wie ward Mareili getäuscht, als es den Schaden umsah! Es fand die Weiden nicht mehr, wo früher die ersten Erdbeeren reiften, es war in einer andern Welt, man mußte sie weggetragen haben. Kein Busch war mehr da, keine Reckholderstaude, nichts als Erdäpfel für die Menschen und Gras für's Vieh. Es

weinte über die alte Wildniß, welche die Kultur ihm verschlungen. Es fand endlich wieder Erdbeeren, fast hinten an der Welt. Aber da war es nicht mehr das Erdbeeri Mareili, da fand es andere Kinder, welche erdbeereten und damit sein altes Gewerbe trieben. Es liefen ihm die Augen über und im Herzen that's ihm weh, als es sah, wie roh sie mit den Beeren umgingen, halbreif sie abrissen, achtlos die Stüdeli zertraten, zerrissen, die halbe Ernte verdarben, mit feindseligen Blicken es ansahen und endlich in Schimpfen ausbrachen gegen das fremde Weib, als ob dasselbe unberechtigt in ihr Eigenthum käme, und war doch Mareili die erste Herrin dieses Gebietes gewesen, hatte den Leuten den Verstand zu diesem Erwerb gemacht, und jetzt ward ihm das Recht bestritten, sein altes Reich zu betreten.

Das hat Mareili sehr weh gethan und bald wäre es wieder fortgezogen aus dem Graben. Aber es bezwang die ersten Regungen, es bedachte, daß es, weil die Welt in ewigem Wechsel kreis't, denn doch nicht das Recht hätte, von Gott und Menschen zu fordern, daß sie ihm den Tschaggeneigraben, der dazu nicht einmal sein Eigenthum war, unverändert lassen sollten. Nicht umsonst werde Gott ihm die alte Liebe dazu erweckt und ihn's dahin zurückgeführt haben. Etwas werde er wohl für ihn's hier zu thun haben, wenn es die Augen nur recht aufthue, werde es dasselbe schon finden. Und Mareili that die Augen auf und sah bald, was Gott von ihm wollte und welch Tagewerk er ihm bestimmt hatte. Es zwang sich und ging wieder an's Erdbeerigwinnen und mit den Erdbeeren suchte es die Kinder zu gewinnen, sich ihnen lieb zu machen und Zucht und Ordnung in ihr Treiben zu bringen. Mareili gelang es nach und nach, aber mit Mühe. Sie wollten sich nicht von ihm befehlen lassen, aber sie thaten am Ende freiwillig, was es angab, sie fanden ihren Nutzen darin, und wirklich ging nach und nach in einem und dem andern Liebe auf, denn Mareili war einnehmend und freund-

lich, wußte gar vieles zu erzählen, hatte ein offenes Herz und eine offene Hand.

Wohl stellte sich zuweilen ein ungezogener Junge ungeberdig ein, aber Mareili überwand ihn allgemach mit Sanftmuth und Liebe, und wenn es eines Tages ausblieb, mißten es die Kinder und hatten Langeweile. D's Erdbeeri Mareili ist da oder d's Erdbeeri Mareili ist nit da, war das Feldgeschrei der Kinder. Dieser Verband hörte im Winter nicht auf. Mareili fühlte bald, daß es nicht allein sein konnte, nahm daher das Kind, das ihm das liebste geworden, zu sich, und andere Kinder kamen zu diesem, und alle, die kamen, lernten von Mareili Gutes für's Herz und Nützliches für die Finger, denn in allen weiblichen Arbeiten war es eine Meisterin. Es kostete kein Lehrgeld und so ganz trocken ohne Essen und Trinken kamen die Kinder selten fort, Mareili hatte es und gönnte es. Damit trieb es die Kinder nicht fort, man kann es sich denken. Mareili und sein Geld gefielen noch Anderen wohl, nicht bloß Kindern, aber Mareili machte allen Gelüsten ein schnelles Ende, es wußte zu klar, wo seine Liebe war.

Im Anfang hatte sein Wiedererscheinen Aufsehen gemacht, aber es lebte so still und anspruchslos, es zeigte sich so wenig außerhalb dem Graben, daß man es nach und nach vergaß und nur um ihn's wußte, wer mit ihm in tägliche Berührung kam, und die Kinder, denen es als eine Mutter sich zeigte. Das Mädchen, welches ihr dort getroffen, Gerichtsäß, ist das dritte, welches Mareili erzogen hat. Mareili war nicht selbstsüchtig, meinte nicht, wenn es Kinder erziehe, erziehe es sie für sich, sondern es erzog sie für sie. Es fand es nicht passend, ein erwachsenes Mädchen in dieser Einsamkeit an sich zu bannen durch allerlei Hoffnungen. Sobald es an der Zeit war, sandte es sie hinaus in die Welt, wohl ausgerüstet mit Geschicklichkeit und Gottseligkeit. Es wußte, wo sie gut aufgehoben waren, dahin gab es sie, und eine solche Gabe wurde

fast angesehen wie eine Gnade. Die Mädchen hielten sich brav, wurden glücklich, haben Mareili viel Freude gemacht. Aber sein selig Fräulein blieb seine rechte Liebe, und nur in seinen besten Stunden, wo seinen Kindern sein Herz so recht aufging, erzählte es ihnen von seinem Engel. Aber die Thore zu diesem Andenken, seinem Allerheiligsten, öffnete es selten, nur wenn es ihm gar feierlich war im Gemüthe. Dann erschien aber auch das Fräulein in einem Glanze, daß man nicht wußte, war es ein wirklicher Mensch oder ein überirdisches Wesen, und die Kinder schauerten und bebten so süß, als säßen sie mitten in der wunderbaren noch unsichtbaren Welt.

Es war mir lieb, das Erdbeeri Mareili, das so still und so schön wirkte für das Reich Gottes und ein fleißiger aber unbemerkter Arbeiter war in dem großen Erntefeld. Sein Tod thut mir weh, aber ich mag ihn ihm gönnen, denn nun ist es wieder bei seinem Engel und ist selbst ein Engel. Ich muß es aber noch einmal sehen und mit dem Kinde reden, welches es bei sich hatte, das wird Trost und Rath bedürfen, wenn sonst auch für ihn's gesorgt sein wird. Aber und jetzt, Gerichtsäß, was meint ihr, hatte ich Recht, als ich sagte, das Erdbeeri Mareili sei besser gewesen als ihr und ich?

Ja, ja, sagte Gerichtsäß Hasebohne, so für ein Weibervölchli mag's angehen, und daß es sich mit dem Mannevolk nicht angelassen, wie es scheint, daneben kann man es nicht wissen, g'fallt mir b'sunderbar wohl. Es sollten es alle so machen, dann thäte es weniger arme Kinder geben. Aber ob es dann im Stande gewesen, Pfarrer zu sein oder gar Gerichtsäß, selb müßte ich doch zwyfle, dazu bruchts Vrstang, wo me hinger eme ne Wybervölchli nit fingt. Unser Herrgott wird nicht umsonst zweier Gattig Menschen erschaffen haben, Weibervolk und Mannevolk, wo eigetlich nit z'sämme z'zelle sy u z'verglyche, wie dr Herr Pfarrer wohl weiß, vo wege Mannevolk ist doch geng Mannevolk und Wybervolk blybt i

Gotts Name geng Wybervolk. Nit für ungut, Frau Pfarreri, aber es isch emel so u wird nit angers, so lang d'Welt steit. Aber jetzt muß ich heim. Meine wird luegen, wo ich herkomme, die giebt mir eine Kappe, es ist e Handligi! Lebit wohl u Dank heigit u chömets cho yzieh, es würd is freue.

Kann's geben, sagte der Pfarrer, bot dem Gerichtsäß Hasebohne die Hand und auch die Frau Pfarrerin that also und derselbe ging nach Hause.

Jetzt weißt du, sagte der Pfarrer, was Gerichtsäß Hasebohne auf dem Weibervolk hält und wie er es schätzt. Das wundert mich nicht, sagte die Frau Pfarrerin, von einem Gerichtsäß, soll ja ein Kirchenkonzilium, wie du mir selbst erzählt, noch viel dümmer gewesen sein. Nun, es kömmt uns wohl, sind solche nicht der liebe Gott und wird ihr Urtheil nicht viel zu bedeuten haben vor ihm. Aber jetzt komm, wenn du die Suppe nicht kalt willst, es ist die höchste Zeit, und Rösi stellt, wie du weißt, nicht an die Wärme. Es geb d'Lüt am beste zuche, we me ne 's kalt geb, was sie nit heige möge, wos warms gsy sig, behauptet es.

Die Wege Gottes
und
der Menschen Gedanken.

Volks-Kalender von Karl Steffens. Jahrgang 1848.

Ein grauer Himmel wölbte sich über die düstere Erde, auf einem schwarzen Acker sah man eine Reihe Menschen. Die einen schlugen die Erde um, die andern lasen am Boden etwas auf, hinter ihnen stand aufrecht, ebenfalls fast wie in Reih und Glied, eine ansehnliche Menge Säcke. Bei Seite lag ein Dorf in Bäumen wohl versteckt. Dorther kam ein Wagen mit vier Rossen bespannt. Auf dem Sattelrosse saß, denn die Wege waren kothig, auf Weiber Weise die Beine an einer Seite hinunterhängend, ein untersetzter Mann mit breitem Gesicht, wiegte sich behaglich in des Rosses Bewegung und schmunzelte vergnügt vor sich hin.

Der Mann auf dem Rosse war ein Bauer. Der Acker, auf welchem die Säcke standen, war sein. Die Säcke waren mit Kartoffeln gefüllt; beinahe überall waren dieselben mißrathen, denn das Jahr 1816 rollte über die Erde, doch dieser Acker hatte gut getragen. Der Bauer aber war kein Hegelianer, nicht sein Ich war sein Gott, sondern das Geld, er hatte dessen auch ungefähr hunderttausend Thaler zusammengekratzt.

Als dieser Mann gegen den Acker einlenkte, sprang er vom Roß und sein Gesicht war total ein anderes. Sauer sah er drein, schnauzte die Leute an rechts und links, ob sie

nicht fleißig gewesen oder ob es weniger gebe, daß nur fünfzehn Säcke da ständen, Mittags habe er doch achtzehn heimgeführt, und in einem halben Tage sollte es so viel geben, als im andern. Aber wenn man nicht immer dabei sei, gehe es so, dem Bauer werde der Lohn gestohlen oder verschwatzt und dem Herrgott die Zeit.

Sie hätten gemacht, was sie gemocht, und genommen, was es gegeben, war die kurze Antwort, aber düsterer noch als der Himmel waren die Gesichter, mit welchen man dem Bauer die Säcke laden half. Mit Mühe kam er von dem nassen Acker trotz seiner starken Rosse, denn gar tief schnitten die Räder in den weichen Boden ein. Knechte und Tagelöhner mußten am Wagen stoßen und speichen, und wenn mehr geladen gewesen wäre, so wäre der Wagen eingesunken, wie eine träge Dame in ein weiches Kanapee, und von Fortbringen wäre keine Rede mehr gewesen. Sobald er auf festem Boden war, fuhr der Bauer rasch zu, mit der Mahnung, nicht zu säumen, schnell nachzukommen, damit man vor Nacht fertig würde mit dem Abladen. Aber Befehlen und Gehorchen waren von je zwei.

Sobald man seinen Rücken sah, ging's hinter ihm los, daß kein guter Faden an ihm blieb. Der Schnitzfritz sei der wüsteste Mensch auf dem Erdenrund, hieß es. So reich schon und doch nie genug! Er mache wenigstens zweihundert Säcke Erdäpfel (der Sack zwei Centner), weit und breit fehlten sie, wie theuer sie würden, wüßte man nicht, und doch hätte er noch nicht genug, der wüste Unflath. Der werde die armen Leute zu schinden wissen, wenn sie kämen und bei ihm Speise kaufen wollten, dieweil weit herum keine mehr zu haben sei um blankes Geld.

Darin aber hatten sie sich sehr geirrt. Schnitzfritz schund keinen armen Menschen, er verkaufte vielmehr keinem um eines Kreuzers Werth. Und wenn sie kamen mit Geld in den Händen und ihn baten um Gotteswillen und mit Thränen

in den Augen nur um so viel, damit sie sechs hungerige Kinder speisen könnten, welche daheim um den leeren Tisch säßen mit weiten Augen und leerem Magen, so jagte er sie fort mit groben Worten und fragte wohl, was sie sich einbildeten, der Schnitzfritz sollte um der elenden paar Batzen willen hinunter in den Keller gehen. Finge er einmal an, so hätte er den ganzen Tag nichts zu thun, als hinauf und hinab zu gehen, um dem Gesindel um schlechte Münze seine schönen Erdäpfel auszumessen. Verkaufen wolle er, aber kurz und gut, alle auf einmal und um schön Geld. Das that er denn auch und verkaufte alle, welche er übrig hatte, einem Spekulanten, den Sack zu acht Thalern. Verkaufte Schnitzfritz armen Leuten nichts, so schenkte er ihnen noch viel weniger etwas, die Bettler umgingen sein Haus wie schlaue Mäuse die Fallen, und von ihm konnte man nicht bloß sagen, die Linke wisse nicht, was die Rechte thue, sondern auch die Rechte wisse nicht, was die Linke thue, denn es thaten alle beide nichts. Für das Lumpenpack sei man nicht in der Welt, sagte Schnitzfritz, und wer sich nicht selbst durchbringen könne, dem könne man nichts Besseres gönnen als den Tod, dann sei er allem Elend los und plage niemanden mehr.

Was sagte Schnitzfritzens Frau dazu? denket man vielleicht; denn gar manche Frau giebt es, welche bei der hintern Thüre gut macht, was der Mann bei der vordern sündigt, und im Kämmerlein den Fluch abzubeten sucht, mit welchem der Mann sein Gut belastet. War aber der Mann wüst, so war die Frau noch viel wüster, allgemein hieß sie die Pfeffergret. Die armen Leute fürchteten sie mehr als die Krähen eine Vogelscheuche, aber wenn sie dazu kommen konnten in dunklen Nächten, ihren Kohl auszureißen oder ihren Hauf abzumähen, so sparten sie es nicht.

Die Kinder waren nicht besser, aber anders: viel brauchen und wenig thun, das war ihre Lust. Dies galt besonders von den beiden Buben, die Mädchen waren noch kleine Kinder.

Die Leute sagten oft, da sehe man wieder, wie auf den Sparer der Verschwender komme.

Schnitzfritz hatte aber mehr zu verkaufen als Erdäpfel, seine Kornkasten waren angefüllt bis obenaus, denn über zweihundert Malter Getreide von allen Sorten trug man jährlich aus seiner Tenne, und mehr als fünfzig Malter brauchte er kaum im Jahr für seinen Hausgebrauch. Er wußte es darnach einzurichten, war in dieser Richtung sehr konservativ, liebte das Alte und das Brod am meisten, welches den längsten Bart hatte. In seinem Speicher hatte er große Vorräthe von früher her und auch in diesem Jahr sehr ansehnlich geerntet, weit mehr als alle Bauern rundum.

Es ist gar sonderbar in solchen Jahren, da kömmt erst so recht an Tag, wie einfältig der Mensch ist und wie unerforschlich Gottes Rathschläge, wie seine Wege nicht unsere Wege sind und unsere Gedanken nicht seine Gedanken. Da tragen Güter reichlich und Aecker haben gesunde Früchte und Bäume stehen voll Obst; in weiter Runde aber ist alles mißrathen, unvollkommen und mit Krankheit befleckt jede Frucht des Ackers. Dann spricht man wohl von nassem und trocknem Lande, von schwerer und leichter Erde, von Bysluft und Regenluft, von früh Säen und spät Säen, und hier trifft es zu, dort aber nicht. Das Entgegengesetzte könnte man eben so gut behaupten, und wer aufrichtig ist, muß gestehen, daß hier eine Macht, die über unsere Weisheit geht, waltet nach ihrem Wohlgefallen. Nun sollte man glauben, theile diese Macht ihren Segen aus nach dem Werthe der Besitzer, dem Guten lasse sie reiche Ernten wachsen, dem Bösen schlage sie seinen Acker mit Mißwachs.

Nun aber ist das wieder ganz anders, weder Regel noch Gesetz kann der Mensch ergründen, nach denen alles geht, ja wenn er etwas Bestimmtes festsetzen wollte, so wäre er fast versucht anzunehmen, daß die Gottlosesten, Geizigsten, Wüstesten in solchen Zeiten vor Allen bedacht scheinen, ja daß

man glauben möchte, Gottlosigkeit sei der waltenden Macht am wohlgefälligsten.

Aber der Christ hat die Ueberzeugung: denen, die Gott lieben, dienen alle Dinge zum Besten, Reichthum und Armuth, Gesundheit und Krankheit, gute und schlechte Jahre, und denen, die Gott nicht lieben, dienen diese Dinge alle zum Fluch und zur Verdammniß. Denn es ist die gerechte, hohe Hand, welche kleine und große Dinge austheilt und gute und böse, welche die Waage hält und wiegt das Thun der Menschen und austheilt Kronen der Gerechtigkeit oder stempelt mit dem Brandmal der Verwerfung.

Schnitzfritz und Pfeffergret waren glücklich, wenn sie an ihre vollen Kästen und Kisten dachten, und während arme Leute hungerten und beteten in schlaflosen Nächten, thaten sie sich gütlich im Hinterstübchen und rechneten, wie sie ihren Mammon am meisten mehren, den allerbesten Nutzen aus der Noth der Armen ziehen möchten. Daß eben dies Wucher sei, daran dachten sie nicht, und hätten sie daran gedacht, so hätte es sie nicht gekümmert.

Ihre glücklichsten Augenblicke waren die, wenn sie in ihren Geldkisten Neues zum Alten legen, an diesem ihren Himmel ihre Augen weiden konnten. Die armen Tröpfe dachten nicht daran, wie schwarz es vor solchen Augen in einer andern Welt werden muß, wenn ihr Himmel hienieden bleibt und auf ewig für sie dahin ist. Vor dreißig Jahren war man unter den Bauern noch nicht so darauf versessen, so rasch als möglich aus dem Gelde Prozente zu ziehen, man war noch kindlicher und hatte seine Freude am Beschauen des Schatzes, wie Kinder an ihren Sparbüchsen. Bei ihrer Freude an den harten Thalern fiel ihnen nicht von ferne bei, welche Freude sie hungerigen Kindern mit weichen Kartoffeln machen könnten. Solchen Menschen fällt es nie bei, daß sie andern Menschen eine Freude machen könnten; sehen sie Freude bei einem Menschen, zu welcher sie durchaus nichts

beigetragen, so ärgern sie sich darüber und rechnen es ihnen als Sünde zu. Hatten sie sich erquickt am Anblick ihres Schatzes, denselben wieder wohl verschlossen, so begannen sie zu rathen, was am nächsten Markttage am vortheilhaftesten zu versilbern sei. Man glaubt gar nicht, was so ein Bauernspeicher von altem Schrot und Korn alles in seinem Bauche birgt, selbst Vater Noah, der doch eine artige Vorrathskammer gehabt hat, würde große Augen machen, wenn er einen solchen sähe.

Einmal kam Schnitzfritz heim mit viel Geld, aber einer bösen Nachricht. Man habe bösen Bericht, habe er gehört, so theilte er seiner Pfeffergret im Vertrauen mit, es komme fremdes Getreide, die Regierung habe gekauft und andere Schelmen noch, welche den Bauern die gute Zeit nicht gönnen möchten, man erwarte einen großen Abschlag, wer was lösen wolle, müsse sich sputen. Es war gut, daß nicht alle Leute hören konnten, welche Zärtlichkeiten die Pfeffergret diesen Abend losließ gegen die Regierung und die andern Schelme, welche den Bauern ihr bischen gute Zeit nicht gönnen mochten. Es wurde im geheimen Rath beschlossen, Schnitzfritz sollte am nächsten Markttage ein vierspännig Fuder zu Markte bringen. Damit aber niemand sein Vorhaben merke und ausplaudern könne, wollten sie die Woche durch in aller Stille die gehörige Anzahl Säcke füllen, geladen sei das Fuder bald, bei einbrechender Nacht könne man es machen. Gesagt, gethan, und durch eine lange schwarze Nacht fuhr Schnitzfritz mit einem schweren Fuder dem Markte zu.

Es waren keine Sterne am Himmel, aber voll Sterne war Schnitzfritzens Gemüth, die Sterne waren die Thaler, welche er zu lösen gedachte, es war ihm, als hörte er sie schon klimpern in seinen Taschen. Nur hier und da kam ihm ein Aergerniß, wenn er durch die stille Nacht einen Wagen fahren hörte dem Markte zu. Das müsse ein verfluchter Hund sein, dachte er, der ihm da in den Weg fahren wolle.

Hätte er die Macht, sagte er, so ließe er einen Befehl ausgehen, daß über den andern Markttag niemand Getreide auf den Markt stellen dürfe als der Schnitzfritz. Potz Himmeltürk, da wollte er den Leuten die Thaler aus der Tasche drehen, daß Haut und Haar damit kämen und Pfeffergret ihr Lebenlang ein Gesicht kriegte so süß als wie ein Zuckerstock! Er war beinahe der erste auf dem Markte. Es freute ihn, daß Wenige den Spaß gemerkt, denn das Munkeln vom Abschlag begann wieder. Käufer waren da, aber thaten flau, das stärkte Schnitzfritz den Glauben: pressiren möchte gut sein, hintenaus könnte es fehlen. Er gab denen, welche um den Wagen herumstrichen, weniger groben Bescheid als gewöhnlich, und ehe eine Stunde verging, hatte er das ganze Fuder verkauft um einen schönen Preis, einen ganzen Sack voll Geld und das Herz voll Freude. Während seinem Handel war Wagen um Wagen gekommen, und Schnitzfritz harrte, an seinen leeren Wagen gelehnt, voll freudiger Bosheit des großen Abschlags. Aber bald blieb die Zufuhr aus, wer hatte kommen wollen, hatte geeilt, weil er die frühe Zeit die günstigste glaubte der Gerüchte wegen. Als zehn Uhr vorbei war, ward das Getreide rar auf dem Markte, von fremdem Getreide keine Spur, von der Regierung nichts zu sehen und zu hören. Die Käufer drängten ängstlicher den Wagen nach; wo noch was stund zum Verkauf, entstand ein Gedränge, die Preise stiegen von Minute zu Minute. Es waren Müller da aus entfernten Berggegenden, die wollten und mußten Getreide heimbringen um jeden Preis. Sie hatten gezögert mit dem Kaufen, waren später gekommen, unterdessen hatten die auf Ort und Stelle oder in der Nähe Wohnenden, wohlbekannt mit dem ausgestreuten Gerüchte, zu rechter Zeit sich versorgt und sahen jetzt mit vergnüglichem Behagen dem Gewimmel zu. Ganz anders aber war dem Schnitzfritz zu Muthe. Mit zornigem Staunen sah er die unerwartete Wendung, sah nach allen Seiten sich um nach dem fremden Ge-

treide, hörte hier, hörte dort mit wachsendem Zorne die wachsenden Gebote, die drängenden Käufer, sah, wie die Waare mangelte. Leer stand sein Wagen. Einen Thaler mehr, als er aus dem Sack gelöset, hörte er bieten, er sprengte fast seine engen Hosentaschen mit den geballten Fäusten. Bald hörte er zwei Thaler mehr bieten, da fuhr er mit den Fäusten in der Luft herum, fuhr damit gegen den eigenen Kopf. Noch hatte es nicht zwölfe geschlagen, galt der Sack drei Thaler mehr, als er ihn verkauft hatte.

Da ertrug er es nicht länger, das Herz wollte zerspringen, er meinte, er müsse ersticken vor Zorn und Elend. Rasch spannte er die Pferde ein, die seitwärts mühsam an einem Bogen voll Heu nagten, fuhr in gestrecktem Trabe zum Thore hinaus, ohne einen Fuß in ein Wirthshaus gesetzt, einen Bissen Warmes zu sich genommen zu haben. Laut schrien die Leute auf vor und hinter dem toll gewordenen Bauer, Trümmer von Milchkarren stoben umher, Holzhauer fluchten ihm nach wegen zerfahrenen Sägeblöcken. Aber Schnitzfritz sah sich nicht um, fuhr nicht langsamer, mit gehobener Peitsche hielt er die Rosse im Laufe, die Leute im Respekt. Er hatte auch weder Sinn noch Verstand, wußte nicht, ging es bergauf oder bergab, kam oder ging ein Wagen, dachte nicht daran, daß seine Rosse Hunger oder Durst haben könnten. Er dachte bloß daran, daß er sich habe übertölpeln lassen, daß, wenn er gewartet hätte und gethan wie sonst, er vielleicht hundert Thaler mehr der Pfeffergret heimbringen könnte. Er wußte fast nicht, wie er heim kam, nicht einmal wie langsam. Denn erst wollten seine Rosse nicht mehr springen trotz allem Peitschen, dann mochte er selbst nicht mehr peitschen, ja nicht einmal der Gedanke kam ihm, den ganzen Handel der Pfeffergret zu verschweigen, damit er nicht noch ihr Elend zu dem seinen hätte und die hundert vermarkteten Thaler sich nach Weiberweise nicht bloß wie das Gemüse zwei oder dreimal müsse aufwärmen lassen, sondern so lange er lebe. Denn am

Ende wird die größte Portion Gemüse aufgegessen, besonders wenn man kein anderes kriegt, bis das alte zu Ende ist, aber hundert Thaler, welche ein Mann verleichtsinnigt hat, das ist ein Ding, welches kein Ende nimmt, welches keine Pfeffergret vergißt alle Tage aufzuwärmen.

Der Zustand, in welchem Mann und Roß endlich heimkamen, fiel begreiflich alsbald auf. Pfeffergret kriegte große Angst: Bist um's Geld gekommen? schrie sie, bist angefallen worden? hast dich nicht wehren können? Schnitzfritz antwortete nichts, reichte ihr aber einen alten Dragonermantel vom Wagen, in welchen das Geld eingewickelt war. He nun Gottlob, sagte Pfeffergret, sobald sie den Trost im Arme fühlte, komm herein, erzähle, was es gegeben. Buben, seht zu den Rossen, sie haben es nöthig. Fehlt dir was? Gottlob, allweg ist das Geld da, sagte drinnen die Pfeffergret, und wie mich dünkt, hast wohl gelöst, das Säcklein ist schwer. Du wirst einen Schluck über den Durst genommen haben? Es wäre mir lieb, du fingest dies nicht an.

Als endlich Schnitzfritz Bericht gab, da ward auch Pfeffergrets Zorn und Jammer groß. Erst schalt sie den Mann schrecklich aus über seine Dummheit. Nein, so sich übertölpeln zu lassen, müsse man eine Kuh sein und zwar eine von den allerdümmsten, sagte sie. Da Schnitzfritz aber sagte, sie hätte es ja auch geglaubt so gut als er, und es sei noch Andern gegangen wie ihm, da wandte sich ihr Zorn und sie begann gar schrecklich zu fluchen über die verfluchten Berner und über die Herren, und wenn sie alle verhungern müßten, kein Körnlein lasse sie mehr bringen auf ihren Markt. Bauern schinden sei von je ihr Vergnügen gewesen, jetzt, wo sie das Heft in den Händen hätten, wollten sie ihnen auch zeigen, was die Bauern könnten! Ihrethalben könnten sie die Steine auf den Gassen, die Ziegel auf den Dächern mahlen lassen und fressen. Die Lumpenhunde! Die gute Pfeffergret war gewohnt, alles Unheil den Bernern und den Herren zuzuschreiben. Daß das

falsche Gerücht von einigen pfiffigen Müllern kam, deren keiner ein Herr und Berner, sondern alle hoch aus Bauernstamm entsprossen waren, das hätte ihr kein Engel eingeredet. So narren ließen sie sich nicht, sie vermöchten abzupassen die beste Zeit, und ehe der Sack nicht zwanzig Thaler gelte, komme kein Korn mehr aus ihrem Speicher, so lautete ihr endlicher Entschluß. Und sie hielten ihn besser als gar manche Obrigkeit, welche heute das beschließt und morgen das Gegentheil thut, die ihrigen. Schnitzfritz erschien also nicht mehr auf dem Markte, sein Speicher wurde bloß dem Müller, der für Schnitzfritz zum Hausbrauch mahlte, alle drei Wochen einmal geöffnet. Was er Schlechtes im Speicher hatte, gab er dem Müller. das gab dann Brod schwarz wie ein Hut und trocken wie Sandschollen, und doch war der Tag, an dem Schnitzfritz Korn geben mußte, immer ein schwarzer Unglückstag für ihn. Er mußte immer und immer rechnen, wie viel Geld er lösen könnte aus dem Korn und wie man vom Selberessen gar nichts hätte. Es sei eine leidige Sache von unserem Herrgott gewesen, und wenn er was Ungeschicktes gemacht hätte, so sei es das, daß er den Leuten das Essen angethan, er hätte sie schaffen können ohne das. Aber das sei auch nur gewesen, um die Bauern zu plagen, es sei halt ein Herr wie der andere, der Herrgott nicht ausgenommen!

Desto mehr Freude hatte das Ehepaar an den Marktkarten, auf welchen die Preise der verschiedenen Getreidearten verzeichnet waren. Von Woche zu Woche stiegen sie, nahten sich dem verhängnißvollen Ziele, und allemal, wenn sie zusammen saßen in ihrer hintern Stube und rechneten, für wie viel Geld sie noch Vorräthe hätten, wuchs ansehnlich die Summe, stieg zu einem großen Kapital und vielfach war eingebracht, was Schnitzfritz vermarktet hatte. Je mehr der Mangel stieg, desto gräulicher ward die Freude in ihren Herzen, und desto sorgfältiger bewachten sie die kleinsten Bissen Speise, fast wie der bekannte Höllenhund Cerberus das Höllenthor. Allerdings

fast wie eine Hölle ward des harten Ehepaars Haus und Speicher angesehen, gar mancher Fluch ward ausgestoßen, wenn ein Armer scheu an demselben vorüberschlich, und selbst Reichere konnten nicht ohne Aerger und Kümmerniß vorübergehen und ohne zu sagen: Das sind wüste Leute, wenn sie alle so wären, so Gnade Gott der Welt. Aber warum unser Herrgott Andern nimmt und diesen giebt, solches verstehen wir nicht. Wunder nimmt es uns, wie er es damit meint und wie die Sache einen Ausgang nimmt.

Längst war der Frühling warm und schön in's Land gekommen und das Getreide stand gut. Alles versprach ein gesegnetes Jahr, und doch stiegen die Preise immer noch und der Hunger ward groß im Lande. An manchen Orten kochte man aus Noth jungen Klee und starb davon an grimmigem Bauchweh, und mit dem Hunger wuchs des schaurigen Ehepaares gräuliche Freude und Hoffnung. Noch ein Markttag oder zwei und sie hatten ihr Ziel erreicht, denn daß es wohlfeiler werden könnte, daran dachten sie nicht, daran glaubten noch viele andere Leute nicht. Schnitzfritz und Pfeffergret brachten mehr als einen vergnügten Abend damit zu, daß sie in ihrer Schatzkammer Platz machten für die neuen Ankömmlinge, accurat wie andere Leute mit Freuden Herberge bereiten für liebe Gäste.

Die Sonne vom Jahr 1817 war nicht die vom Jahr 1816, so wenig wie die Sonne von Austerlitz die bei Waterloo war. Im Jahr 1817 waren die Nebel von der Sonne weg, die Löcher oder Flecken an der Sonne geflickt und heiß ward es wieder auf Erden. Die Ernte stand schön, reifte frühe, aber an's Wohlfeilwerden dachte man nicht. Die Gerste fiel unter der Sense und mit heißem Gebete ward das gute neue Brod begrüßt. Nun kam das Korn an den Tanz, und Schnitzfritz mähte selbst mit, der schweren Aehren sich freuend und bloß darüber sich ärgernd, daß er nicht allein schwere Aehren hatte, sondern Andere auch.

Als er eines Mittwochs Morgens eben aufstehen wollte, das Gesinde zu wecken, noch schimmerte keine Morgenröthe am Himmel, klopfte es draußen an der Thür. Rasch schob Schnitzfritz ein Schiebfensterchen auf und schnob hinaus: Was giebt's, was ist's? Nur ich, antwortete eine Stimme aus der Finsterniß, wollte dir bloß sagen, daß gestern das Getreide runter gemacht hat, zwei Thaler der Sack. Hab gedacht, es gebe ein schön Botenbrod, wenn du es höreſt. Das wäre der Teufel, schrie Schnitzfritz. Willst mich zum Besten haben, du Lumpenhund! Geh, gieb ihm das Botenbrod mit einem buchenen Scheit, schrie von hinten die Pfeffergret. Hinaus im Hemde stürzte Schnitzfritz, aber er kriegte niemanden, er mußte bloß hören, wie es lachte durch die Finsterniß. Es war fast, als ob jeder Zaunstecken und jeder Haselstock ein Maul bekommen hätten und lachen thäten aus Leibeskräften.

Die Nachricht ging dem Ehepaar im Leibe herum wie Wurmpulver. Sie glaubten nicht daran, aber sie mußten immer denken: ist's oder ist's nicht? Zu Nachbarn gehen und fragen mochte Fritz nicht, er wollte nicht zeigen, daß ihm was daran gelegen sei. Sei es, so vernehme er es frühe genug, sei es nicht, so sei es um so besser und niemand könne ihn auslachen, als hätte er umsonst Angst gehabt.

Er ging also auf den Acker und mähte mit seinen Leuten, auf dem Felde war er der erste. Als es dämmerte, kam hieher, dorther ein Bauer gezogen mit seinem Gesinde, hoch auf der Achsel die Sense, wie ein Hauptmann vor seiner Kompagnie auf den Sammelplatz, wenn es zur Schlacht gehen soll. Der erste Bauer machte Halt bei Schnitzfritz und schrie ihn an: Du wirst wissen, wie es gestern in Bern gegangen ist? Ohne daß man es dachte, ist der Preis für den Sack um zwei Thaler gefallen. Es ist schon manches gesagt worden, es war nicht wahr, und Kinder und Narren haben es einander nachgesagt, antwortete Schnitzfritz häffig. Wird sich

bald erzeigen, antwortete der Bauer und marschirte weiter, kichernd seine Kompagnie ihm nach.

Weißt, Fritz, was gestern in Bern geschehen ist? Gefallen ist um drei Thaler der Malter! schrie ein Zweiter ihn an. Sag' doch gleich fünf Thaler, es geht in einem zu, schnauzte Fritz wieder. Wer weiß, antwortete der Bauer kaltblütig; was nicht ist, kann werden!

Weißt, Fritz, schrie es wieder, gestern ging's lustig zu Bern, runter wie der Teufel, und das ganze Kornhaus voll eingestellt. Jetzt wär's gut zu Markte zu fahren, Fritz! — Fahr' du meinetwegen, so kannst deine Schulden zahlen, sie plagen dich übel genug, entgegnete Schnitzfritz zornig. — Sieh du nur zu, daß dich dein Korn nicht mehr plagt als mich meine Schulden, rief lachend der junge Bauer und stimmte ein lustig Liedchen an, in welches alsbald sein Gesinde einfiel und lustig fürbas zog.

Gestern ging's in Bern den hundshäärigen Bauern schön an die Beine, schrie es von anderer Seite her. Unser Herrgott ist wieder erwacht und will zeigen, daß ihm Reich und Arm gleich lieb sind. Es war ein Meisterknecht bei einer Wittwe, welcher als Oberlieutenant der Dienstboten das Regiment führte. — Es ist gut, wenn der Herrgott wieder erwacht ist. Es giebt deren, welche ihn mehr zu scheuen haben als die Bauern; da mögen sich die in Acht nehmen, welche Schelmenfinger an den Händen haben und sie rasch in die Taschen stecken, es heißt, unser Herrgott klopfe absonderlich gerne solche aus, entgegnete Schnitzfritz. — Glaub' es auch, antwortete der Meisterknecht, und Schelmenfinger an Bauernhänden gewachsen, welche zweierlei Korn in den Sack thun, Wasser in die Milch und Stroh in's Heu, welches sie verkaufen, denen kann's übel gehen. Ein schallend Gelächter erscholl aus seinem Heerhaufen, während er weiter marschirte. Es stach Schnitzfritz im ganzen Leibe vor Zorn und Angst, aber er hätte es den Schelmen allen nicht zu Gefallen gethan, vom

Acker zu laufen oder sonst zu zeigen, wie tief das Gerede, welches zu glauben er sich immer noch wehrte, ihm ging. Er suchte sich einzureden, es sei eine Abrede getroffen worden, um ihn böse zu machen. Aber den Schelmen und Spitzbuben wolle er es eintreiben, das versiegelte er mit manch' schwerem Wort.

Als endlich der lange Morgen überwunden war, er heim konnte und seiner Pfeffergret das Vorgefallene erzählte, so war diese weniger geduldig und standhaft. Sie wetterte in der Küche herum, daß man hätte glauben sollen, Schüsseln und Pfannen hätten sich den Krieg erklärt und schlügen sich in der Küche herum auf Tod und Leben. Sie brüllte das Gesinde an, jetzt würden sie meinen, sie könnten wieder fressen wie Schafe, die des Jahres dreimal so viel fressen thäten, als sie werth seien, und müßten Bäuche haben wie ein alter Stadtammann oder eine alte Müller-Stute. Endlich wandte sich das Wetter gegen den Mann. Und du, wenn du kein Narr wärest, wärest längst zum Vetter im Saukasus gegangen, der kann dir wahren Bericht geben, und vielleicht vernimmst du etwas, wo ihr jemanden den Honig nehmen könnt oder Einen über den Löffel barbieren, heute kannst doch nicht Garben machen.

Aber Schnitzfritz konnte laufen wohin er wollte, zum Vetter im Saukasus oder zu einem Andern, die Sache war wahr, blieb wahr und nicht bloß das, sondern von Markttag zu Markttag fielen die Preise und alle Hoffnung zu irgend einem Steigen ging gänzlich dahin. Was das für ein Elend war in Schnitzfritzen's und Pfeffergret's Herzen, es läßt sich nicht beschreiben. Es war beiden, als befände sich in ihrem Leibe ein großer Knäuel bissiger Würmer, als nagten diese Würmer an den Wänden, welche sie umschlössen, und könnten sich doch nicht durchnagen. Dies Elend trugen sie gemeinsam und machten sich nicht gegenseitige Vorwürfe; denn sie waren in allem eines Sinnes gewesen, waren auch eines Sinnes in

der Ansicht, daß man den Leuten nicht die Freude machen wolle, das vorräthige Korn wohlfeiler zu verkaufen. Auslachen wollte man sich nicht lassen, man vermöge es zu behalten, bis es besser werde. Merkwürdig war es, wie sie ihren Zorn das Korn entgelten ließen, fast wie Kinder zornig über die Steine werden, über welche sie stolpern. Sie mochten das Korn gar nicht ansehen im Speicher, öffneten denselben so selten als möglich, wollten eigentlich gar nicht mehr daran denken, aber dies vermochten sie nicht; die Gedanken waren Meister und hörten im Schlafe die Gedanken auf, kam im Traume das Korn wieder und der Preis und die Leute und das Lachen, kurz eine Qual, die entsetzlich war. Darum wollten sie eben das Korn nicht mehr ansehen.

Da kam eines Tages ihr ältester Bube und sagte: Vater, komm und sieh! Wollte im hintersten Kästchen Taubenfutter nehmen und da war alles lebendig; es gramselte mir in den Fingern, als ich hineingriff, es hätte mir bald zu grausen angefangen. Mit einigen Flüchen stieg der Vater dem Sohne nach und hintendrein, daß es niemand merken solle, kam die Pfeffergret, denn bei wachendem Zustande träumte sie, aber nichts Gutes.

Im Speicher erwartete sie was Schreckliches, noch ganz was Anderes, als das Gramseln inwendig. In der Grütze für die Tauben war allerdings alles lebendig; aber dieses Leben war nicht da entstanden, sondern kam von oben, kam vom obern Boden. Oben, im letztjährigen Korn, welches feucht eingesammelt, feucht in den Speicher gekommen war, dort waren die Würmer entstanden. Je mehr Korn im Speicher war, desto mächtiger war dieses Leben, denn desto heißer war das feuchte Getreide geworden. Durch die Spalten oben fielen die Würmer hinunter in's ältere und bessere Korn, so war Leben überall, ein Leben, welches dem Schnitzfritz und seiner Pfeffergret an's eigene Leben ging und ihnen das Haar u Berge stellte. In ihrem Zorn über das Korn hatten sie

nicht oft genug nach demselben gesehen, niemanden in den Speicher gelassen, vergessen, daß das Korn des nassen Sommers im darauf folgenden heißen Sommer des Aufschüttens und Werfens bedürfe, hatten ob dem einen alles vergessen, was sie sonst so gut wußten.

So rächte sich, als die Hitze kam und so recht vaterländisch in den Speicher drang, dieses Vergessen und sonst noch Anderes an ihnen schrecklich. Jetzt hatten sie Mäuler genug zum Füttern und zwar Mäuler, welche nicht erst an die Thüre klopften und um was baten, sondern Mäuler, die zufraßen, so lange sie was fanden und weder Bauer noch Herrn darum fragten. Sie, der Schnitzfritz und die Pfeffergret, standen da, sprachlos, verblüfft, wie man zu sagen pflegt, noch viel anders, als wenn Feuer aus den vier Enden des Hauses gebrochen wäre. Da hätten sie zu löschen und zu retten gesucht, aber jetzt, was half retten, was half löschen? Was lebendig war, das war lebendig. Da half weder Kunst noch Kraft.

Pfeffergret bekam zuerst die Zunge wieder, begreiflich, sie war ein Weib. Mach' nur nicht, daß es jemand merkt, das ist die Hauptsache, sprach sie. Das begriff Schnitzfritz, es war ihm gerade auch so. Sie schlossen den Speicher wieder und niemand sollte darum wissen. Wie es aber geht, wenn man in einem Hause Feuer verheimlicht und mit zu schwachen Kräften es zu löschen versucht, ist bekannt; Würmer im Korn zu verheimlichen, insgeheim ihrer los werden zu wollen, ist noch viel dümmer und hilft nichts. Wenn alles Volk auf dem Felde war, versuchten sie wohl Rath zu schaffen, das Korn zu rühren und zu werfen, aber alles umsonst.

Erstlich merkten alle Leute, was Trumpf war in Schnitzfritzens Speicher, und zweitens merkten diese endlich selbst, daß sie das schlechteste Korn aus dem Speicher schaffen müßten, wenn sie was vom besten retten wollten. Es ist in allen Dingen das, Guts und Schlechts thut's halt nicht zusammen;

schafft man zu rechter Zeit das Schlechte nicht fort, wird das Gute schlecht. Wie sie auch schafften und schwitzten, es half nichts. Endlich begriffen sie, das Schlechte müßte fort, aber wie, daß nicht aller Welt Hohn und Spott auf sie fiel? Das gab Schnitzfritz und Pfeffergret lange zu denken.

In einem wilden Waldgraben, wo in hundert Jahren nicht zwei Menschen hinkamen, Gruben zu graben, in finstern, wilden Nächten das lebendig gewordene Korn dorthin zu fahren und dort zu vergraben, ward endlich beschlossen. Hätten sie dafür gesorgt, daß die heiligen Worte, welche sie in Schule und Kirche zu hören bekamen, nicht vergraben worden wären in ihrem Herzen vom Gestein und Gerölle dieser Welt, sondern lebendig geworden wären, ihr Korn wäre ihnen im Speicher nicht lebendig geworden; sie hätten es jetzt nicht zu vergraben brauchen in schwarzer Nacht, in wildem Walde. So geht es halt, wer für das rechte Leben nicht sorgt, wird von ungesuchtem Leben geplagt, vielleicht verzehrt.

Was aber das für Fahrten waren mit dem Korn in den Wald! Heimlich sollte alles geschehen, bloß ein alter Knecht, der zugleich Verwandter war, wurde in's Geheimniß gezogen. Heimlich, wie man meinte, wurde das Korn im Speicher in Säcke geschüttet. Wenn es recht finster war oder stürmte draußen, dann wurde um Mitternacht eine Portion in den Wald gefahren und vergraben. Mit dem Knecht ging bald der Vater, bald der Sohn. Pfeffergret hätte man zu solcher Zeit um kein Geld in den Wald gebracht. Sie war abergläubisch; wenn es dunkel wurde, fürchtete sie den Teufel schrecklich und sah ihn in allen Ecken; daß es immer Nacht war in ihrer Seele, merkte sie nicht und den Teufel darin fürchtete sie nicht, im Gegentheil, er war ihr lieb von ganzem Herzen. Ja, das war jetzt noch ein ganz anderes Fahren mit verdorbenem Korn in den Wald, als vom Markte heim mit zu geringem Erlös. Zwei, dreitausend Thaler hätte Schnitzfritz heimfahren können und die nächtlichen Fahrten sich erspa-

ren, wenn er genügsamer gewesen wäre, nicht an der Noth der Armen sich hätte bereichern wollen, nicht ein Wucherer gewesen wäre und zwar einer von der bösesten Sorte. Anfangs ging's mit dem Beiseiteschaffen des verdorbenen Korns wohl heimlich, aber mit den Geheimnissen geht es wie mit den Lichtern, welche man verbergen will, selten ist eine Ritze, durch welche nicht Licht schimmert und die nicht Lauscher lockt.

Erst sprach man, es spuke in Schnitzfritzens Speicher; dann ging die Rede, es gehe um im Kesselgraben, es poltere dort gar schrecklich in schwarzen Nächten, man höre Pferde wiehern und Wagengerassel, wahrscheinlich fahre der alte Zwingherr von Schüpfen wieder um. Indessen vor Nachtbuben ist niemand sicher, nicht einmal Gespenster. Ein solcher Nachtbub erguckte zuerst den Grund, warum Nachts Licht war in Schnitzfritzens Speicher; ein anderer merkte, daß ein ganz natürlicher Wagen ohne Zwingherr vom Kesselgraben herkam, und ehe Schnitzfritz mit seinen Fuhren zu Ende war, hatte das Publikum den Zusammenhang zwischen dem gespenstigen Speicher und spukhaften Kesselgraben herausgebracht.

Man kann sich denken, was über Schnitzfritz und seine Pfeffergret gelacht und gestichelt wurde, und unter Allen, welche von der Sache hörten, war auch nicht Einer, der Mitleid mit den Leuten gehabt und nicht gesagt hätte, es geschehe ihnen recht und es sollte Allen so gehen. Der Unterschied unter den Menschen war bloß der, daß es die Einen bei obigen Worten und tapferem Lachen bewenden ließen, während dagegen Andere schrecklich fluchten und sagten: es nehme sie doch wunder, ob ein gerechter Gott im Himmel sei. Wenn die jetzt nicht gestraft würden, daß die Schwarten krachten, so möchten sie für die himmlische Gerechtigkeit keinen Kreuzer geben. Etwas Schrecklicheres, als arme Leute pressen, sein Korn lieber den Würmern lassen als hungrigen Kindern, könne doch kaum erhört werden zwischen Himmel und Erde. Die guten Leute, welche so aufbegehrten, bedachten zwei Dinge

nicht. Erstlich, daß sie selbst in großer Sünde begriffen, der Balken im eigenen Auge ihnen verborgen sei. Dem Christen ziemt es nicht, sich der Strafe der Brüder zu freuen, sondern der Gnade sie anzuempfehlen, nicht der strafenden Gerechtigkeit. Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun, hatte Christus am Kreuze gebetet. Zweitens wußten diese Leute gar nicht, was Strafe Gottes ist und wie Gott straft. Wußten diese Leute denn nicht, daß Schnitzfritz und Pfeffergret viel ärgere Würmer hegten in der Seele, als sie im Kesselgraben begraben hatten? Wie hatten sie sich wegen hundert Thalern geplagt und gehärmt, und jetzt zwei bis dreitausend Thaler im Loch und Schand und Spott dazu, und das in sich verdrücken müssen und zugleich darauf achten, daß niemand ihnen was anmerke, die Qual und Pein ertragen und keine Miene verziehen dabei und sicher sein, daß Nachts die Würmer noch gräulicher gramseln, noch giftiger nagen würden als des Tages, und zwar nicht im Speicher, sondern im Herzen!

Die guten Leute meinen, wenn Gott strafen wolle, so müsse er hageln lassen oder Häuser anzünden oder Vieh und Menschen mit Krankheit schlagen oder sonst was Absonderliches, Schreckliches machen, daß weit herum Alles aufschreien und mit den Fingern darauf zeigen könne: Seht, seht, wie Gott die straft und züchtigt, wie es doch denen einmal recht geschieht. Gott Lob und Dank, und wenn es doch nur Allen so ginge! So meinen die Leute, möchten gerne Spectakel haben, gleichsam auch eine Anerkennung der eigenen Gerechtigkeit, und geben doch damit an den Tag, daß sie wenig höhern Sinn haben, wähnen, Gott könne nur äußerlich strafen und namentlich am Gelde, was für die Meisten doch trotz allem Gerede den höchsten Werth hat im Himmel und auf Erden. Gottes Rathschläge sind unerforschlich und seine Wege nicht unsere Wege. Wie viel er innerlich straft und wie schwer er die Seelen züchtigt, das wird nicht offenbar. Ja,

die Gezüchtigten, die in Pein und Angst schlaflos auf ihrem Lager sich wälzen, merken es oft nie oder lange nicht, daß es Gottes Hand ist, welche strafend ihre Seelen züchtigt.

So fiel es Schnitzfritzen und Pfeffergret nicht von ferne bei, daß Gott ihnen ihre innerlichen Qualen geordnet habe, den Ausschlag an der Seele, der zehnmal ärger biß und brannte, als die giftigsten Geschwüre auf der Haut brennen. Den Verlust wollten sie einbringen, wurden nun noch wüster gegen Menschen und Thiere, als sie schon vorher waren, so sauer im Gemüthe, daß sie weder den Kindern noch sich unter einander ein freundlich Wort mehr gaben. Ihr Haus glich einem Pfeffersalat, wo man pusten, niesen, husten muß, wenn man nur daneben vorbeigeht. Bald darauf heirathete der älteste Sohn und zwar eine reiche, hübsche Frau, die bloß noch eine schwächliche Schwester hatte, von der man hoffte, sie werde das Heirathen nicht erleben. Da war großes Geschrei im Lande, da sehe man die himmlische Gerechtigkeit. Oben drauf kriege jetzt der Sohn noch eine solche Frau; jetzt wolle man nichts mehr sagen, jetzt sehe man wohl, je wüster, desto besser, und am klügsten thue, wer thue, was ihm wohlgefalle! Der Sohn war ein baumstarker, schöner, nicht unbegabter Bursche, von Mutter und Vater im Zaum gehalten wie ein jung Füllen, aber ohne Furcht vor Gott und Menschen, ohne Grundsatz, wild im Gemüthe, wie man nur wild sein kann. Nun ward er frei, bekam Geld die Hände voll, während er vorher knapp gehalten worden war, Pfeffergret ihm die Batzen nachzählte und jeden verthanen sechs Wochen vorhielt. Ho! wie ging das nun hoch und in Freuden, und was der junge Mann nicht alles trieb!

Eine Ader von den Alten hatte er doch. Wenn er so recht vaterländisch verschwendet hatte, reuete ihn später das Geld bitterlich. Er wandte sich daher vom theuren Weine dem wohlfeileren Branntweine zu, der in kleineren Portionen größere Wirkung thut. Die Eltern achteten wenig darauf.

Die Frau wehrte nicht besonders ab; es war fast, als ob es ihr wäre, wenn es doch sein müßte, so wolle sie am liebsten, er treibe es recht, desto schneller gehe es dann zu Ende. Dazu kam es denn auch. Der blühende Mann ward ein wüster Trunkenbold. Jetzt wollten die Eltern wehren, aber es war zu spät, der Branntweinbrand verzehrte ihn, und ein Vierteljahr nach seinem Tode hielt das schwächliche Mädchen, welches er zu beerben gehofft hatte, glänzende Hochzeit. So geht es mit den menschlichen Rechnungen: der Mensch denkt, Gott lenkt.

Nun hatten sie noch einen Sohn und zwei Mädchen. Am Sohne hingen beide vorzüglich, obgleich er der unangenehmste Bursche war, welchen man antreffen konnte im Canton Bern. Er war wüst und wild, zornmüthig und hochmüthig, neidisch, geizig und doch verschwenderisch dabei und zu allem dem noch dumm, dumm wie der Lappländer, zum ordentlichen Lesen brachte er es nie. Aber er sollte die Eltern einst vertreten auf Erden, sollte der Herr ihres Gutes werden, und darum liebten sie ihn so blind. Wenn Hans so recht wüst that, so freute es Schnitzfritzen sehr; der werde einst sein Volk in Ordnung halten, daß dasselbe wisse, daß es einen Meister habe, so sei es recht, sonst wäre niemand mehr sicher. Wie man die Jagdhunde halten müsse, immer halb hungrig und mager, so müsse man auch Knechte und Mägde halten, fette Hunde seien faul, schliefen statt zu jagen, und gerade so hätten es auch Knechte und Mägde, da sei halt kein Unterschied.

Es war, als ob Schnitzfritzens und Pfeffergrets Augen ganz verhexet seien, sie mußten an Hans alles anders sehen als andere Leute, schneeweiß, was Andere für schwarz hielten. Da durfte niemand was sagen, es wäre gewesen, als ob Einer ihnen in die Augen hätte stechen wollen, dem hätten sie auf die Finger geklopft, daß ihm die Versuche, dummen, mit Blindheit geschlagenen Eltern den Staar zu stechen, zeit-

lebens vergangen wären. Es war sehr merkwürdig, wie viele schöne Gründe die geizigen Alten vorzuzählen wußten, wenn ihr Hans Geld verklopfte, daß anderen Eltern die Augen übergegangen wären, und wie sie eine Freude hatten, wenn er Bettler mit der Peitsche vom Hause jagte oder einen armen Menschen, dem er Heu für seine Ziege verkaufte oder sonst etwas, betrog und hintendrein ausspottete. Das gebe Einen, sagten sie, man werde die Augen aufthun, wenn der einmal zu seinen Jahren gekommen sei.

Ob dieser Freude und im Maaße, als die Thaler in der Schatzkammer sich häuften, war das Korn im Kesselgraben vergessen worden, und die Würmer im Herzen hatten sich zur Ruhe gelegt. Aber Hans kam nicht zu seinen Jahren. Die Welt sperrte über ihn die Augen nicht auf, wohl aber rissen sie die Eltern auf und dann gingen sie ihnen zu.

Eines Morgens früh klopfte man an's Haus, fast wie damals am Mittwoch, um des Kornes Abschlag ihnen zu verkünden, aber diesmal war es an einem Sonntag. Nicht halb so rasch als an jenem Mittwoch gab Schnitzfritz Bescheid, er pflegte am Sonntage gerne der Ruhe, arbeiten durfte er nicht und gegen Gott hatte er nichts zu versäumen; er hatte ihm abgesagt ungefähr wie ein Schuldner, welcher dem Gläubiger nicht nur die Zinsen verweigert, sondern auch das Kapital verläugnet. Hart klopfte es zum zweiten Male, zornig stieß Schnitzfritz das Schiebfensterchen zurück, fuhr mit dem Kopfe durch, harte Rede auf der Zunge. Aber bald stockte sie, denn draußen auf einer Bahre lag sein Hans und rührte sich nicht. Es ist ein Unglück passirt, sagte einer von denen, welche ihn gebracht hatten, er ist zu Tode gefallen, aber er ist selbstschuld, es kann niemand was dafür.

Hans war nach seiner Weise Samstag Nachts herumgefahren wie ein Kobold, hatte überall Spectakel gemacht, getrunken bis oben aus, war endlich von einer hohen Treppe hinuntergefallen und hatte den Hals gebrochen. Hatte ihn

jemand hinausgeworfen oder gestoßen oder hatte sein schwerer Kopf Schuld an seinem Sturz, das ward nie ermittelt. Hans konnte nichts sagen und niemand wollte dabei gewesen sein und wissen, wie es zugegangen. Das Gepolter des Fallenden hatte die Hausbewohner geweckt und diese Hans schon todt gefunden, so hieß es.

Nun war der Jammer sehr groß bei Schnitzfritz und der Pfeffergret, es war, als lägen ihnen Mühlsteine auf dem Herzen, als sei ihnen der Speicher verbrannt, das Geld gestohlen worden, die Seele aus dem Leibe und müßten sie nun als hohle Gespenster umgehen an hellem Tage. Aber ihr Elend und ihr Jammer war nicht naß, that sich nicht in Heulen und Wehklagen kund, es war ein trocken, verbissenes Elend, und so eines thut viel mehr weh, als das nasse und feuchte. Es brennt gar heiß in der Seele, wenn nicht Thränen die Glut löschen.

Die beiden Alten lebten nun ein schaurig Leben, hatten keine Hoffnung mehr, weder für dieses Leben noch für jenes. Zwei Mädchen hatten sie noch, aber sie waren gewohnt, sie für nichts anzusehen, und diese Gewohnheit änderten sie nicht. Sie hatten niemanden mehr, in dessen Händen sie mit Freuden ihr Vermögen sahen, es im Geiste verwalten sahen nach ihrem Sinn und wachsen über alle Zahlen hinaus. Sie hatten keine Hoffnung auf den Tod, denn in ihnen waren alle entschlafenen Würmer wieder erwacht, die Vergangenheit tauchte in ihnen auf, alle Tage anders und peinigender und doch immer die gleiche. Reue, Zorn, Verdruß, Gram, Angst wechselten ab in ihren Gemüthern alle Tage, wie in schlechten Jahren alle Stunden die Winde wechseln. Am Leben hatten sie keine Freude, an den Tod durften sie nicht denken, aber arbeiten und geizen thaten sie auf gleiche Weise, aber ohne Zweck, wie todte Körper zuweilen die Glieder rühren sollen, so wie sie im Leben es gepflegt.

Das seien ihnen doch die wüstesten Menschen, sagten die

Leute, die seien immer die gleichen, es möge ihnen geben was es wolle. Sie glaubten, wenn man ringsum die Welt mit Pulver in die Luft sprengen würde, die würden sich nicht umsehen, sobald ihr Hof stehen bliebe. Weiche Menschen waren sie wirklich nicht, aber doch anders als die Leute sie dafür ansahen. Wer sie hätte seufzen hören in der Nacht, gesehen, wie sie sich schlaflos im Bette wälzten, der hätte vielleicht gedacht, es könnte inwendig was sein, was man ihnen auswendig nicht ansehe. Aber merkwürdig war es, daß, obgleich in Schnitzfritz und Pfeffergret ungefähr das Nämliche sich regte, ähnliche Stimmungen wechselten, sie doch mit keinem Worte darüber zusammen sprachen, jedes seine Qual bei sich allein verwand. Es ist sehr merkwürdig, wie bei der heißen, trocknen, innern Qual der Mund stumm bleibt, und wie unchristliche Gemüther, wie schmerzlich es in ihnen sich regen, wie groß ihre Pein auch sein mag, sich nicht darüber aussprechen, sondern wie Leute, die in der Stille einen Brand löschen wollen, alle Tage von vornen beginnen, die innere Gluth zu unterdrücken und es doch nicht vermögen. Es ist das Ringen eines Angegriffenen, der sich nicht ergeben will. Sie stehen im Wahn, wenn sie in sich Qual und Glut löschen könnten, so wäre auch außer ihnen nichts zu fürchten, sondern alles aus. Darum können Prediger mit einer Masse von Menschen nichts anfangen, und eine Masse von Menschen erschrickt vor jedem Pfarrer, der in ihre Nähe kommt, aus Furcht, er möchte ihre Arbeit unterbrechen, Glut anfachen, statt zu löschen, sie in Versuchung führen, zu reden von ihrem Inwendigen. Um solchen Voruntersuchungen zu entgehen, werden die meisten Versuchten sackgrob. Es ist merkwürdig, wie erst, wenn die innere Noth zu Worten kommt, Buße und Bekehrung möglich werden, daß, je weiter Einer in der Bekehrung schreitet, er um so lieber über innere Zustände sich ausspricht.

So glommen die beiden Alten neben einander in gleicher Qual, und keins tröstete das andere oder stärkte es. Endlich

verglommen beide und beide in düsterm Schweigen. Schnitzfritz starb zuerst, und am Tage, an welchem er begraben wurde, fegte ein schrecklicher Sturmwind über's Land. Die, welche mit der Leiche gingen und den nächsten Verwandten nicht zu nahe, die sahen einander gar bedenklich an und sagten: Gestürmt wie heute hat es lange nicht, aber auch nicht umsonst, man weiß warum. He nun, es ist gut, wenn es noch zuweilen ein Zeichen giebt, so weiß man doch, daß der gerechte Gott noch lebt. Es ist nur schlimm, daß man oft lange Stücke nichts von ihm merkt. Bedenklich reich werde Schnitzfritz sein, aber wenn man ihn schon alleine beerben könnte, die Reise, welche er jetzt machen müsse, möchte man nicht mitmachen, dem Teufel zwischen den Hörnern. He nun, was recht sei, sei recht, wenn es nur aus und vorbei sei und Schnitzfritz am Ort, wo er hingehöre.

In Jahresfrist verglomm auch Pfeffergret, und als man sie zu Grabe trug, da stürmte und windete es wieder und schrecklich, daß die Männer kaum ihre schwarzen Trauermäntel verhindern konnten, ihnen um die Köpfe zu flattern, und das Leichenbegleit einer großen Schaar ungeheurer Raben ähnlich wurde. Es war niemanden wohl dabei; man sah sich wiederum sehr bedenklich an. Obschon das Leichenmahl reich, der Wein gut war, so wohlete es den meisten erst, als sie wieder heim waren und die Thür hinter sich zugemacht hatten, und mancher ging schnurstracks hinter den Tisch, nahm die Bibel oder ein Betbuch und gab weder Bescheid noch Antwort, ehe er ein gut Stück laut gelesen hatte. Noch hatte der Mond seine Scheibe nicht umgerollt, als man allenthalben reden hörte, wie es nicht geheuer sei im Kesselgraben, nicht richtig um Schnitzfritzens Gehöfte herum. Seufzen wollte man hören, Laternenschein im Speicher sehen; bald hörte man einen Karren fahren und sah ihn nicht; bald sah man ihn fahren und hörte ihn nicht; bald kriegte jemand ein geschwollen Gesicht, ein Anderer ein lahm Bein. Da sprach man wohl von Ab-

büßen, aber bald klagte man, daß man selbst damit gestraft werde und wünschte, das Teufelszeug hörte bald auf und die Leute kämen an die Ruhe, man hätte so jetzt nichts mehr davon, als Schrecken und Angst.

Zwei Töchter hatten die Gestorbenen hinterlassen; reichen und hübschen Mädchen fehlen Freier nicht, und ganz junge Mädchen, die niemand hindert, säumen selten, aus den Freiern einen zum Manne zu machen, accurat wie Kinder Naschwerk nicht lange unangefochten in der Tasche herumtragen können. Beide hatten früh Männer, die ebenfalls reich, jung und hübsch zum Ansehen, aber roh und der Materie ergeben waren, sie mochte Gestalt und Form haben wie sie wollte. Bloß wenn sie in Gestalt von Kraut erschien oder in der von Kartoffeln, welche sie essen sollten, wandten sie sich um, gewöhnlich mit einem Fluche. Solche Leute, sinnlich und geizig, sich alles gönnend, Anderen nichts, gehören zu der wüstesten Sorte zweibeiniger Geschöpfe, auch wenn sie hübsch von Ansehen sind, ja selbst wenn sie hübsche Scharfschützen, Dragoner oder gar Großräthe wären.

Also die beiden Männer der Erbinnen waren vom gleichen Schlage, auch ihre Weiber schienen es, waren wenigstens äußerlich sich sehr ähnlich, innerlich trat ebenfalls kein Unterschied hervor. Indessen, damit ist es curios. Es entfaltet sich im Laufe des Lebens sehr oft etwas Besonderes, Eigenthümliches, dessen Dasein keine Seele geahnet hat, in einem Gemüthe und zeichnet dasselbe vor hundert andern Gemüthern aus, bezeichnet eine ganz andere Lebensrichtung. Wer sagt uns, war das Eigenthümliche bereits da und entwickelte sich bloß im Verlaufe der Zeit, wie viele Blumen ganz gleiche Knospen haben und doch durchaus anders sich färben, oder kam von außen her ein Besonderes, etwa gleich einer neuen Flüssigkeit in eine chemische Retorte, und gab der darin kochenden Mischung eine ganz andere Entwicklung, eine neue Natur, an die niemand gedacht? So sah man geraume Zeit

wenig Unterschied bei den Paaren. Absonderliches passirte nichts; um das Gerede der Leute kümmerten sie sich nicht, und als ob die Sonne gerade ob ihnen stände und nie untergehen wolle, kam es den Leuten vor. Indessen so war es doch nicht. Klaus und Gret, das eine Paar, dem sah und sieht man noch nichts Besonderes an, sie leben nach dem Grundsatze: selber essen macht fett, scheinen sich einstweilen noch wohl dabei zu befinden, um Weiteres sich nicht zu kümmern, wie lange noch, weiß Gott. Aber anders ward es bei Christen und Bäbeli, welche auf dem väterlichen Hofe wohnten. Bäbeli ward stiller unvermerklich, entzog sich allgemach den Freuden der Welt, und in dem Maaße, als dies geschah, wurde Christen ausgelassener; es war, als ob er ausschweifen müßte in jeglicher Richtung, ein ganzer Unflath werden. Namentlich ward er wüst gegen die armen Leute, noch viel ärger als Schnitzfritz, sein Schwäher, gewesen war, und was dieser nicht gethan hatte, das that Christen. Er ward unsauber in Gemeindssachen, betrog handgreiflich, und wo eine reiche Wittwe oder Waise war, da wollte er Vormund sein, und jedermann wußte, warum. Aber dem reichen Christen ohne Gewissen stand niemand gerne im Wege, und nicht Einer getraute sich, je eine Bemerkung zu machen, wie himmelschreiend das Unrecht auch zu Tage lag. Es herrscht in dieser Beziehung eine gar merkwürdige Courage und zwar zu Stadt und Land.

Je wüster Christen wurde, desto größere Milde trat bei Bäbeli hervor. Mit einer gar seltsamen Aengstlichkeit suchte sie alles gut zu machen, was Christen Böses that, ja noch viel darüber aus. Christen fiel es nicht auf, er war wenig daheim, und wenn Einer viel umherläuft mit besonderer Hast und Hitze, so achtet er sich dessen, was daheim vorgeht, wenig; an solcher Unachtsamkeit ist schon gar manche Wirthschaft zu Grunde gegangen. Bei Christen war das einstweilen nicht zu besorgen, der Reichthum und die Vorräthe waren zu groß,

als daß sie so leicht zu erschöpfen gewesen, ja daß nur eine besondere Verminderung an den Tag getreten wäre. Den Leuten hingegen fiel Bäbeli's wachsende Mildthätigkeit alsbald auf. Einer reichen Bäurin schenken oft im Guten und Bösen alle Leute mehr Aufmerksamkeit als der eigene Mann; bekanntlich merken auch oft Wespen weich werdende Trauben viel früher als der Eigenthümer. Man wunderte sich sehr darüber, denn Mildthätigkeit war neu in der Familie. Man wollte den Grund dazu suchen, für so was Apartes mußte es auch ein ganz aparter sein. Bei so was sind die Leute selten verlegen, in diesem Falle fehlt es wenigen Menschen an Erfindungskraft, zumeist finden sich der Gründe nur zu viele und das Schwerste ist, aus den vielen den rechten zu finden.

Zwei zogen hier hauptsächlich, um sie sammelten sich die Meisten. Bäbeli thue es aus Verdruß, hieß es, und Christen zum Trotz; Bäbeli kenne Christens Untreue und wolle ihm auch Verdruß und das Vermögen drauf machen helfen. Darum dürfe Christen nichts sagen, aus Furcht, Bäbeli möchte scheiden wollen, dann müßte er das Vermögen herausgeben. Die Andern behaupteten: daran sei nichts und Bäbeli wisse von Christens Gängen nichts. Aber Bäbeli werde schwermüthig, sie habe erfahren, wie ein Fluch auf der Familie sei, die Eltern ewig verdammt seien, nicht zur Ruhe könnten und umgehen müßten, spuken im Speicher und im Kesselgraben. Einige wollten auch eine besondere Geschichte wissen, wie die Eltern Bäbeli erschienen seien ganz feurig und mit wilden Geberden und sie angefleht, sie doch zu erlösen, aber sie hätten ihr nicht sagen können, auf welche Weise. Das mache Bäbeli so Angst, weil sie im Ungewissen sei, darum werde sie auch mager und still. So redeten die Menschen, und niemand traf es, und hatten doch alle in etwas Recht.

Bei Bäbeli war Ernst entstanden und das Gemüth war weich geworden, sie wußte selbst eigentlich nicht recht wie. Die Rohheit von Christen that ihr weh, und dieses Weh ver-

bitterte Bäbeli nicht, sondern machte sie weichmüthig, weckte ein immer innigeres Verlangen nach Liebe; Kinder hatte sie nicht. Dabei wurde sie ernsthafter und dachte über's Vergangene nach und dachte, wie sie eigentlich nie geliebt worden, und wie es eigentlich hart und wüst zugegangen schon bei den Eltern. Allerlei, welches sie hatte munkeln hören, fiel ihr ein, und wer 'mal eine Spur hat und fleißig sie verfolgt, kommt endlich zu dem, was er will, so Bäbeli mit großem Schreck zu allem dem, was die Welt von den Eltern glaubte und erzählte.

Gewöhnlich setzten die Leute, wenn sie sahen, daß ihre Berichte Bäbeli nahe gingen, hinzu: So sagen die Leute, aber du brauchst es ja nicht zu glauben, gewiß wird nicht alles wahr sein, es wäre ja am Halben zu viel. Was wahr sei oder nicht, wußte Bäbeli nicht, aber das fühlte sie tief, wie schwer ihr Haus sich versündigt hatte, und das wußte sie, wo Sünde sei, müsse Buße sein, wenn die Sünde solle können vergeben werden. Bäbeli that viel Gutes, betete viel, und manchmal kam es ihr, wie es wäre, wenn sie einmal um Mitternacht hinausginge in den Kesselgraben. Vielleicht daß ihr dann Vater oder Mutter erscheinen und offenbaren würden, wie sie sie erlösen könne. Indessen denken und thun sind zwei. Bäbeli durfte es nicht wagen, es wäre auch zu viel gewesen für ein schwaches Weib. Bäbeli dachte, wenn es Gottes Wille sei, daß sie etwas für die Eltern thue, so könnten sie ihr ja auch hier erscheinen, da sie in ihrem Hause wohnte und manchmal Abends spät noch um's Haus gehen mußte und in die Nähe des Speichers. Gar manchmal, wenn ihr Mann nicht heimkam bis nach Mitternacht und sie so alleine im Stübchen saß oder im Bette war, in welchem beide Eltern gestorben waren, und sie an dieselben dachte und wo sie wohl jetzt sein möchten und wie es ihnen wäre, rieselten ihr Schauer um Schauer den Rücken herauf. Bald schien ihr ein Gesicht gelehnt an's Fenster, bald rauschte es

seltsam im Vorhang des Bettes, bald wuchs aus der Thür des Schrankes heraus etwas — war's Vater oder Mutter? Dann rauschte es so wunderlich, bald wie Seufzer, bald wie Weinen, bald wie leises Rufen, und Bäbeli bebte und zitterte und floh doch nicht; sie erwartete die ersehnte Kunde und hielt mit der Hand die Brust, daß das klopfende Herz sie nicht sprenge. Doch umsonst bebte Bäbeli, rieselten kalte Schauer durch ihr Blut, nichts wollte erscheinen, niemand vernehmlich zu ihr sprechen. Wohl tönte in die Schauer hinein ein Gepolter durch die Nacht, aber es kam nicht von einem Geiste, sondern von Bäbeli's Mann, der heimstolperte, halb oder ganz trunken. So ging es durch mehrere Jahre; Christen wurde immer wilder, Bäbeli immer milder; keins war mit dem andern zufrieden, aber keines störte das andere in seiner Weise.

Da kam das Jahr 1845. Zum ersten Male fehlten die Kartoffeln, aber wie im Jahre 1816 Schnitzfritz und Pfeffergret, wurden jetzt auch Christen und Bäbeli verschont, machten eine reiche Ernte. Bei beiden war die Freude groß, aber bei jedem hatte sie einen andern Grund. Bäbeli freute sich wie eine wohlthätige Fee mitten im Jammer zu stehen und mit vollen Händen dem Hunger wehren zu können bei so vielen von der Krankheit Geschlagenen. Christen aber freute sich, mit vollen Händen einsäckeln zu können den Tribut der Armuth. Er hatte schon lange über die wohlfeilen Zeiten geflucht und ein Jahr gewünscht wie das Jahr 1816.

Er hatte nicht nöthig, Platz zu machen in der alten Schatzkammer, aber entstandene Lücken wollte er wieder verstopfen. So mußte Streit und Elend bei Bäbeli so recht erst anfangen. Anfangs ging es stillschweigend zu. Bäbeli ärgerte sich im Stillen über Christen's Freude, welche er unverhohlen vor Gesind und Tagelöhner kund gab, betete oft: Vater, vergieb ihm, er weiß nicht, was er sagt, und nahm sich vor, aus Leibeskräften gut zu machen alte und neue

Sünden. Christen aber gedachte, wenn einmal die Erdäpfel eingekellert seien, solle es ihm jemand versuchen, von denselben wegzugeben ohne seinen Willen, und er begann vorläufig manches harte Wort gegen die verfluchten Weiber, wie er sich auszudrücken pflegte, zu sprechen, welche meinten, sie wollten die Besten sein weit umher, die dem Manne die Haut stehlen und verschenken würden, wenn er sie machen ließe.

Die Leute meinten, der werde auch in den Kesselgraben wollen, er thue darnach, daneben sei es nicht schade um ihn, es wäre schade um jeden andern Ort, an welchen er käme. Wenn sie Herrgott gewesen wären, sie hätten das ganz anders gemacht, sie hätten dem Christen seine Kartoffeln versengt und den armen Leuten ihre desto besser gerathen lassen.

Nun kam die Zeit, wo Bäbeli's Elend recht anfing, Christen kein Verschenken mehr dulden wollte und den Hund auf Bettler gehetzt hätte, wenn er einen gehabt. Aber glücklicher Weise hatte er ihn abgeschafft, weil die Hundesteuer ihn reuete. Es war aber auch für ihn eine strenge Zeit. Er mußte mehr daheim sein als sonst, weil ihn immer Kummer und Mißtrauen plagte, Bäbeli möchte in seiner Abwesenheit doch Mittel und Wege finden, Armen wohl zu thun. Sonst ist's in einem Bauernhause üblich und besonders wenn die Frau Vermögen gehabt hat, daß sie die Schlüssel zu allem hat, sowohl als der Mann, mit dem Rechte, über das Geld und über's Korn zu gehen, wie man zu sagen pflegt. Christen hatte Bäbeli die Schlüssel entzogen, sie eingeschränket, mehr konnte er nicht, und doch traute er nicht, denn in einem so großen Bauernwesen hat die Frau gar manche Gelegenheit, etwas bei Seite zu schaffen, wegzugeben, ohne daß es jemand merkt, wenn man sie nicht auf der That ergreift. Was Bäbeli dabei leiden mußte, kann man sich denken. Eine resolute Frau hätte Krieg angefangen und mit Christen sich geschlagen, ihm alle Tage gedroht, sie thäte ihm das Wüsteste alles an, was ihr möglich sei, bis Christen mürbe geworden

wäre, man weiß, so eine recht zähe, zornige Frau bringt sich endlich beim größten Unflath in Respekt. Aber Bäbeli hatte eine stille, eingedrückte Natur, konnte nicht viel mehr als weinen und beten und hie und da was nehmen, was eben niemand sah und es hinter dem Hause jemanden heimlich zustecken. Bäbeli hatte lange mit sich gerungen, ehe sie dieses that, es kam ihr vor, als sei es gestohlen, wissentlich sündigen wollte aber Bäbeli nicht. Indessen es schien ihr Pflicht, Almosen zu geben, und eine solche Pflicht müsse man erfüllen, mache man es nun wie man wolle. (Der Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, versteckt sich in viel mehr Redensarten und Schlußweisen, als man denkt.)

Am Ende kam Christen doch darüber, mißhandelte Bäbeli und begann ihr zu drohen, er wolle es ihr machen wie der berüchtigte gottlose Kuhbauch zu Zapfenwyl, welcher seine Frau für verrückt ausgab, sie jahrelang einschloß und wie ein Vieh behandelte, ohne daß sich eine Seele ernstlich darum gekümmert hätte. Das schlug tief ein bei der armen Frau. Verrückt sein sollen und es nicht sein, giebt es etwas Gräßlicheres? Eingeschlossen werden, beraubt von allem, was das Leben dem Menschen giebt, behandelt werden wie ein Vieh und kein Vieh sein, giebt es etwas Grausigeres? Solche Drohungen können einen Menschen aber wirklich verrückt machen, absonders ein still Weib, welches ohnehin Gram und Bekümmernisse genug hat, auch wenn es reich ist. Gram und Kümmernisse sind beim Reichthum so oft als bei der Armuth, und wo sie sind, da drücken sie viel schwerer auf den Reichen, als sie den Armen drücken. Es war Bäbeli, als hätte man sie vor den Kopf geschlagen, ganz sturm war sie und mußte denken: Bin ich denn verrückt oder ach, mein Gott, werde ich es noch! Es war ein Zustand, dem ähnlich, in welchem ein Mensch sich befindet, welcher von einem Hunde gebissen worden, von dem er nicht weiß, ist er toll oder nicht. Das muß auch schrecklich sein, nicht zu wissen, kriegt man die

Wasserscheu oder nicht, Tag und Nacht lauschen zu müssen auf das Rieseln des Blutes in den Adern, ob's heißer wird, ob's springen wolle, zum Wasser zu gehen und zu versuchen, ob man noch Wasser möge oder nicht. Diese Angst und das Erbarmen mit den Armen, welche von ferne das Haus ansahen, nicht hinzu sich wagten, welchen das Haus gleichsam gestorben war oder einer Hand glich, welche sich ihnen geöffnet milde zu jeder Stunde, die der Tod aber zusammengezogen und krampfhaft geschlossen hatte, zehrten an Bäbeli sichtbarlich, sie sah aus wie ein Marterbild und ging herum wie ein Schatten an der Wand.

Die mache es nicht mehr lange, sagten die Leute, es sei schade, gut hätte die Frau es gemeint, als sie noch recht bei Verstand gewesen, denn schon munkelte das Publikum von nicht mehr recht im Kopfe sein. Etwas müsse an der Sache sein von der Gerechtigkeit und daß die Sünden der Eltern an den Kindern gestraft werden bis in's dritte und vierte Geschlecht. Aber warum der liebe Gott gerade an Bäbeli seine Rache nehme, begriffen sie nicht, es dünkte sie, die andere Schwester verdiene es besser. Aber es sei halt so, als wenn auch der liebe Gott die Armen vergessen thäte.

Christen mußte Bäbeli's Zustand sehen, und was er dabei dachte, wissen wir nicht, jedenfalls hatte er nicht milde, versöhnliche Gedanken, im Gegentheil ward sein Betragen eher noch rücksichtsloser und roher. So verging der Winter, die Noth der Armen zog sich nach und nach in den Hintergrund, das Böseste hoffte man überwunden. Der warme, schöne Sommer that auch Bäbeli wohl, und noch wohler that es ihr, als Christen wieder häufiger seine alten Wege ging und seiner Frau größere Freiheit ließ. Da, ganz unerwartet, lief ein Gemurmel um, die Erdäpfel seien wieder krank. Das Gerücht fuhr Bäbeli durch alle Glieder, und wenn man ihr mit einem Dolche in's Herz gefahren wäre, es hätte sie nicht empfindlicher schmerzen können. Sie betete inbrünstig,

wenn es sein sollte, wenn die Krankheit wirklich da sei, so möchte doch der liebe Gott ihre Kartoffeln vor allen anderen schlagen, ja sie zerstören bis auf die letzten. Es graute Bäbeli vor neuen Sünden, es zitterte Bäbeli, Hunger zu sehen, die Fülle zu haben und den Hunger nicht stillen zu dürfen, sie fühlte es gramseln im Gehirne, sie fühlte, daß sie verrückt werden müßte. Sie betete alle Tage das gleiche Gebet; doch ihr Kartoffelfeld blieb gesund und wohlbehalten, kein schwarzer Fleck zeigte sich an den Stauden, es war das schönste weit herum.

Nun ward Bäbeli's Elend im Gemüthe groß. Vor Augen hatte Bäbeli Christens teuflische Freude über die Noth der Andern und seinen Gewinn, mußte täglich seine Spekulationen hören, Spekulationen eines Blutsaugers, der zwei Beine hatte, einen Menschen vorstellen sollte, aber nichts war, als eben ein heilloser Blutsauger. Bäbeli bat nun Gott inbrünstig, er möchte sie doch bald erlösen und Herbst und Winter nicht erleben lassen. Diese Bitte schien Gott erhören zu wollen. Bäbeli ward alle Tage blasser, es ward ihr so weh um's Herz, so matt in den Gliedern, daß, wenn sie des Abends sich niederlegte, sie jedesmal mit dem Gedanken es that, diese Nacht möchte die letzte sein, und Gott um ein selig Ende bat. Verwundert war sie allemal, wenn sie am Morgen erwachte noch in dieser Welt, ihre Glieder noch rühren mochte, noch Kraft hatte in denselben, das Bett zu verlassen.

Und Bäbeli lebte fort, mußte erleben, wie die Kartoffeln reiften, die Zeit ihrer Ernte kam, mußte den ersten Tag erleben, als Christen mit einer großen Schaar auszog, die Gefangenen zu erlösen aus der Erde. Ein lustig Lied pfiff Christen vor seinem Volke her, und wenn er an den öden Aeckern Anderer vorbeikam, pfiff er noch einmal so lustig und lachte dazu, accurat wie der Teufel lachen mag, wenn er irgendwo seine Netze ausgespannt hat und die Menschen, Vornehme und Arme, schaarenweise hineinfahren sieht wie

die Fische in Petri Netz. Bäbeli verweinte den Morgen daheim und bat Gott, daß er sie doch erlöse aus dem Leibe, ehe ihre gefangene Seele versinke in die Nebel der Schwermuth oder des Wahnsinns. Doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe, setzte sie mit schwerem Seufzer aus der Tiefe des Herzens hinzu.

Draußen pfiff es lustig, es stach Bäbeli im Herzen durch und durch. Es war Christen, der heim kam, Wagen und Pferde zu holen, um Kartoffeln heim zu fahren; es gab deren so reichlich, daß man nicht bis zum Abend warten konnte, wenn man nicht zweimal fahren wollte. Christen schirrte im Stalle die Rosse, dann kam er in die Stube gepoltert, wo Bäbeli war, ging dort über einen kleinen Schrank, in welchem eine Flasche und ein Glas standen. Es war Kirschgeist in der Flasche, und rasch trank Christen zwei Gläser voll, während er boshaft zu Bäbeli sagte, es gebe ganze Haufen Kartoffeln, noch ganz anders als im sechszehner Jahr, aber er wolle es gescheidter anfangen als der alte Schnitzfritz, die wolle er zu Gelde bringen, daß es eine Art hätte, und sollten sich die Leute das Geld aus den Augen kratzen. Bäbeli raffte sich auf und bat ihn um Gotteswillen, er solle doch nicht so sein, denken, wie er sich versündige, wie Gott solchen Frevel strafen müsse. Christen lachte hell auf. Mit solchem Altweibergestürm solle sie ihn ruhig lassen, meinte er. Heutzutage sei man gescheidter als sonst, lasse sich nicht mehr mit Mährchen erschrecken wie Kinder. Von einer Gerechtigkeit im Himmel möge er nichts hören; wenn eine wäre, es ginge anders. Fünf Schoppen auf eine Maaß, das sei die beste Religion.

Polternd ging er, spannte ein, setzte sich seitwärts auf das Pferd, accurat wie Schnitzfritz es auch gepflegt, und ließ in starkem Trabe die Pferde laufen. Dreißig Jahre waren verflossen, seit Schnitzfritz auch so gefahren war, doch bloß im Schritt, aber mit gleicher Freude im Herzen.

Bäbeli weinte bitterlich, kümmerte sich nicht um die Zeit, aber dachte, wie es doch schrecklich sei, wenn man den Segen Gottes zum Fluch mache und zittern und beben müsse, wenn man ihn in's Haus bringen sehe. Endlich kam die Magd und sagte: es nehme sie wunder, was es gegeben habe, längst sollten sie da sein, längst sei gekocht, noch zeige sich niemand, was sie machen solle? Während sie so mit einander überlegten, was machen, hörte man draußen Stimmen, ein Getümmel. Die Magd schoß mit dem Kopf zum Fenster aus, Menschen kamen daher, vier trugen eine Bahre, hintendrein schleppte man einen zertrümmerten Wagen. Rasch schoß die Magd mit dem Kopfe zurück. Du mein Gott! schrie sie, sie bringen Einen, ich glaube todt, er liegt auf der Bahre wie ein Stein und rührt sich nicht, den Hosen nach ist's der Meister. Es wird nicht sein, sagte Bäbeli, und hielt sich an der Wand, während die Magd zur Thür hinaus schoß.

Es war wirklich der Meister; die Aussicht auf viel Geld hatte ihn aufgeregt, und er hatte seine Rosse angetrieben. Als er aber an einem steilen Berge, welcher zwischen dem Acker und dem Hause lag, spannen wollte, gab es etwas, was? konnte Christen so wenig erzählen als Hans hatte erzählen können, wie er von der Treppe gefallen sei. So viel sah man, daß das Rad ihm über den Kopf gegangen war, er war schrecklich zermalmt, die Augen waren nicht mehr zu sehen. Die Pferde waren den Berg hinuntergerannt, unten in einem Graben zusammengestürzt.

Bäbeli war Wittwe. Aber merkwürdig war es, Bäbeli loderte nicht freudig auf, einem Gefangenen ähnlich, von dessen Händen Banden und Ketten, um den die Kerkermauern nach allen vier Seiten auseinander fallen. Auf Bäbeli schien eine neue Last gefallen zu sein, die zehnmal schwerer drückte, als alles frühere Leid. Eine Seele war mehr auf ihre Seele gefallen, eine Seele, von der Bäbeli wußte, wie sie von der Welt geschieden und wie weit sie entfernt gewesen von Buße

und Bekehrung. Sie mußte glauben, Christen komme auch nicht zur Ruhe, müsse umgehen, eine Erlösung suchen, welche vielleicht nie zu finden sei. Die Leute sahen es eben so an. Das sei wieder ein Zeichen, daß noch ein Gott sei, sagten sie. Bäbeli könne sie dauern, daß sie das habe erleben müssen und ihr Mann ein Gespenst sei, welches seiner Frau nicht Ruhe lassen werde. Indessen werde das so sein müssen, es werde Bäbeli geordnet sein von wegen den Eltern. Allweg sei an der Sache das Gute, daß die Armen jetzt das Unglück zu genießen hätten, das Haus werde wieder lebendig werden für die Armen, die Thüren sich öffnen, und eine milde Hand wieder Gaben austheilen.

Das that dann wirklich auch Bäbeli, aber mit bekümmertem Herzen und blassen Wangen. Es that ihr wohl, ungestört walten zu können mit dem Segen Gottes nach ihrem Sinn, aber dabei war doch keine Freudigkeit, sondern eine unerklärliche Traurigkeit. Bäbeli bat inbrünstiger als je um ein Zeichen, wie ihre armen Verwandten möchten erlöst und gesühnt werden. Die Hoffnung, das zu können, war die Ursache, warum Bäbeli noch zu leben wünschte und einen Arzt berieth. Der fragte allerlei, sagte allerlei, gab allerlei, schüttelte endlich den Kopf und meinte, das sei ein Fall, welcher ihm noch nie vorgekommen sei. Er wolle jetzt einige Zeit mit Arzneien innehalten, wenn es nichts Anderes gebe, wolle er am Neujahrstag, wo er ohnehin hier durchkomme, sehen und anrathen, was zu machen sei.

Er hielt Wort, kam, traf Bäbeli im Bett, doch nicht allein, im Arm hielt sie ein munteres Bübchen, ihr Gebet war erhört worden, sie hatte ein Zeichen erhalten, daß Gott gesühnt, der Fluch vom Hause genommen sei, wenn Bäbeli dem Bübchen das Herz zu geben wisse, an welches es Gott gelegt.

* * *

Die Leute aber meinten, darwider könnten sie nichts haben, es werde so haben sein müssen, und Bäbeli sei die

Freude zu gönnen. Aber besser hätte es ihnen geschienen, Bäbeli wäre kinderlos geblieben. Die Armen würden es zu genießen gehabt haben; man wisse wohl, wie es gehe, wenn einmal Kinder da seien. Man könne es nicht erwehren, daß die Haut näher sei als das Hemd, das werde halt so in der Natur sein. Aendern wäre schwer, gleich anfangs hätte es der liebe Gott besser einrichten sollen.

Der Besenbinder von Rychiswyl.

Deutscher Volkskalender von Nieritz. Jahrgang 1852.

Glücklich möchten alle Menschen werden. Wenn sie reich wären, würden sie auch glücklich sein, meinen die meisten, meinen, Glück und Geld verhielten sich zusammen wie die Kartoffel zur Kartoffelstaude, die Wurzel zur Pflanze. Wie irren sie sich doch gröblich, wie wenig verstehen sie sich auf das Wesen der Menschen und haben es doch täglich vor Augen!

Die heilige Schrift sagt: Denen, die Gott lieben, thäten alle Dinge zum Besten dienen, und so ist es auch. Geld ist und bleibt Geld, aber die Herzen, mit denen es zusammenkommt, sind so gar verschieden; daher erwächst aus den verschiedenen Ehen von Herz und Geld ein so verschiedenes Leben, und je nach diesem Leben bringt das Geld Glück oder Unglück. Auf's Herz kommt es an, ob man durch Geld glücklich oder unglücklich werde. Klar hat Gott eigentlich dies an die Sonne gelegt, aber leider sehen die Menschen gar selten die klarsten Dinge klar, machen sie vielmehr dunkel mit ihrer selbst gemachten Weisheit. Am Besenbinder von Rychiswyl greifen wir aus den hundert Exempeln, an welchen wir die obige Wahrheit angeschaut, eines heraus, welches ein Herz zeigen soll, dem Geld Glück brachte.

Besen sind bekanntlich ein schreiendes Bedürfniß der Zeit

und waren das freilich schon seit langen Zeiten. Derartige Bedürfnisse, die täglich und wöchentlich befriedigt sein wollen, giebt es viele in jedem Haus und allenthalben Menschen, welche es sich freiwillig zur angenehmen Pflicht machen, die Bedürfnisse zu befriedigen. Immer weniger achtet man der Personen, welche dieses thun, wenn man nur das Nöthige kriegt und so wohlfeil als möglich. Ehedem war es nicht so. Ehedem ward das Besenmannli, das Eierfraueli, das Tuft- oder Sandmeitschi u. s. w. so gleichsam zur Familie gerechnet; es war ein festes Verhältniß: man kannte die Tage, an welchen diese Personen erschienen; je nachdem sie in Hulden standen, ward ihnen etwas Absonderliches verabreicht, und fehlten sie um einen Tag, so entschuldigten sie sich das nächste Mal, als hätten sie eine Sünde begangen, und sprachen von ihrem Kummer, man möchte vielleicht geglaubt, sie kämen nicht mehr, und sich daher anderweitig versorgt haben. Sie betrachteten ihre Häuser als die Sterne an ihrem Himmel, gaben sich alle Mühe, sie gut zu bedienen, und wenn sie mit diesem Gewerbe aufhörten oder sich selbst auf einen höheren Zweig beförderten, so gaben sie sich alle Mühe, einem Kinde, einer Base, einem Vetter oder sonst so wem zu ihrer Stelle zu verhelfen. Es war da ein gegenseitig Band von Anhänglichkeit und Vertrauen, welches leider in unserer kalten Zeit, wo alle Familienwärme sich immer mehr und mehr verflüchtigt, immer lockerer und loser wird.

Ein solcher Hausfreund war der Besenmann von Rychiswyl, der viel in Bern zu sehen, so recht eigentlich aber in Thun angesehen und beliebt war. An kleineren Orten gestalten sich alle Verhältnisse viel inniger, einzelne Persönlichkeiten werden mehr bemerkt und gelten auch mehr. Eher hätte der Samstag im Kalender gefehlt, als an einem Samstag das Besenmannli in Thun. Er war nicht immer das Besenmannli gewesen, sondern lange, lange nur der Besenbub, bis man dahinter kam, daß der Besenbub Kinder hatte, die an seinem

Karren stoßen konnten. Sein Vater war ein ehemaliger Soldat gewesen und früh gestorben; der Bube war jung, seine Mutter kränklich, Vermögen hatten sie nicht und betteln gingen sie nicht gerne. Eine ältere Schwester war schon früher ausgewandert, barfuß, und hatte bei einer Frau, welche Tannzapfen und Sägemehl nach Bern trug, ein Unterkommen gefunden. Als sie sich ihre Sporen, d. h. Schuhe und Strümpfe verdient hatte, beförderte sie sich und ward Hühnermagd bei einem Pächter auf einem herrschaftlichen Gute in der Nähe der Stadt. Mutter und Bruder waren stolz auf sie und redeten mit Respekt von dem vornehmen Bäbeli. Hansli konnte die Mutter nicht verlassen, die mußte jemanden haben, der ihr für Holz sorgte und sonst half. Sie lebten von Gott und guten Leuten, aber bös.

Da sagte einmal der Bauer, bei dem sie in Miethe waren, zu Hansli: „Bub, es dünkt mich, du solltest was verdienen, wärst groß und listig genug." — „Wollte gerne," sagte Hansli, „wenn ich nur wüßte, wie?" — „Ich wüßte dir was, worin ein schöner Kreuzer Geld wäre: fange an mit Besen zu machen. In meiner Weide ist Besenreis genug, es wird mir nur gestohlen, und kosten soll es dich nichts, als alle Jahre ein paar Besen." — „Ja das wäre wohl gut, aber wo soll ich das Besenmachen lernen?" sagte Hansli. — „Das ist kein Hexenwerk," sagte der Bauer, „das will ich dich schon lehren, machte viele Jahre alle Besen, welche wir brauchen, selbst und will's mit allen Besenbindern probiren. Das Werkzeug ist eine geringe Sache, und bis du's selbst anzuschaffen vermagst, kannst das meine brauchen."

So geschah es auch, und Glück und Gottes Segen war dabei. Hansli hatte großen Trieb zur Sache und der Bauer große Freude an Hansli. „Spar' nicht, mach d'Sach recht, mußt machen, daß du das Zutrauen bekommst, hast das einmal, so ist der Handel gewonnen," mahnte der Bauer immer, und Hansli that darnach. Natürlich ging es im Anfang lang-

sam zu, aber er setzte doch immer sein Fabrikat ab, und im Verhältniß, als es ihm besser von der Hand ging, nahm auch der Absatz zu. Es hieß bald, es habe niemand so brave Besen wie der Besenbub von Rychiswyl. Je augenscheinlicher der gute Erfolg wurde, desto größer ward auch Hansli's Eifer. Seine Mutter lebte sichtbar auf. Jetzt sei es gewonnen, sagte sie, sobald man sein ehrlich Brod verdienen könne, habe man Ursache zufrieden zu sein, was wolle man mehr? Sie hatte nun alle Tage genug zu essen, gewöhnlich noch was übrig für den folgenden Tag, konnte alle Tage Brod essen, wenn sie wollte. Ja es war schon geschehen, daß Hansli der Mutter ein weißes Mütschli heimgebracht aus der Stadt. Wie sie so wohl dran lebte und wie sie Gott dankte, daß er ihr in ihren alten Tagen ein solches Guthaben geordnet!

Hansli dagegen machte seit einiger Zeit ein sauer Gesicht, endlich fing er an zu muckeln, so könne es nicht länger gehen, so stehe er es nicht aus. Als ihn endlich der Bauer fragte, was das bedeuten solle und was er eigentlich meine, kam es heraus, daß er nicht im Stande sei, die Besen zu tragen; auch wenn sie ihm der Müller zuweilen führe, so sei es ihm sehr unkommod, er sollte nothwendig einen Karren haben, die Besen zu ziehen, das gehe ringer und er komme weiter. Er habe aber das Geld nicht dazu und wisse niemanden, der ihm es leihen würde. „Bist ein dummer Bub, sagte der Bauer. Hör' du, werde mir nicht einer von denen, welche meinen, wenn ihnen was durch den Kopf schieße, müsse es angeschafft sein. So kann man das Geld brauchen und Andern die Fische in's Netz jagen. Ja wolle, du einen Karren kaufen! Mach' einen. — Mit offenem Maul und Augen, in denen das Weinen im Anzuge stand, sah Hansli den Bauer an. — Ja mach' einen, das bringst z'weg, wenn du nur willst und Fleiß hast, fuhr der Bauer fort. Du kannst ziemlich schnitzeln, und was du nicht weißt, kann ich dich b'richten. Das Holz wird dich nicht viel kosten, was ich nicht habe, hat ein anderer Bauer,

kannst Besen dafür geben. Zum Beschläg wird sich altes Eisen wohl auch finden in einer Kammer. Wir haben auch noch so ein alt Karrli irgendwo; wollen es hervorreißen, kannst es wohl in's Auge fassen und einstweilen meinethalb brauchen. Der Winter ist vor der Thüre, dann kannst dran gehen, im Frühjahr ist's fix und fertig und nicht manchen Batzen hast dafür ausgegeben. Kannst es vielleicht auch beim Schmied mit Besen machen, und vielleicht kann man es ohne Schmied auch machen, wer weiß.

Jetzt machte Hansli wieder große Augen: er und einen Karren machen! Was denkst, wie wollte ich das können, habe ja noch nie einen gemacht! — Du dummer Bub! fuhr der Bauer auf; ein Mal muß immer das erste sein, kuraschirt dran hin, so ist es halb gemacht. Glaub's, wenn die Leute das rechte Kuraschi hätten, es säße mancher, der als Bettler herumläuft, im Gelde bis über die Ohren und nicht etwa gestohlenes, sondern rechtmäßig erworbenes. — Hansli hätte fast den Bauer fragen mögen, ob er Verstand habe oder keinen. Es kam ihm vor, als thäte er ihm ein großes Unrecht an, so was ihm zuzumuthen.

Indessen der Gedanke ergriff doch Hansli, er ging sachte drauf ein, ungefähr wie ein Kind in kaltes Wasser. Der Bauer half, und im Frühjahr war der neue Karren fix und fertig, am Dienstag nach Ostern zog ihn Hansli zum ersten Mal nach Bern, am Samstag darauf zum ersten Mal nach Thun. Was Hansli für einen Stolz hatte und für eine Freude an seinem neuen Karren, davon kann sich schwerlich jemand eine richtige Vorstellung machen. Wenn man ihm auch den Ostermontagstier, der Tags zuvor in Bern herumgeführt worden war und wohl seine fünfundzwanzig Centner wog, zum Tausch angeboten, er hätte das Anerbieten mit großem Hohn von der Hand gewiesen. Es schien ihm, als stünden alle Leute still und schauten auf seinen Karren, und wo er zu Platz kommen konnte mit Reden, da zeigte er mit

beredter Zunge alle Vortheile, welche dieser Karren vor allen habe, welche bisher auf der Welt gewesen. Er behauptete mit großer Bestimmtheit, er gehe ganz von selbst; nur bergan müsse man etwas nachhelfen. Eine Köchin sagte, sie hätte nicht geglaubt, daß er so geschickt wäre; wenn sie einen Karren nöthig hätte, er müßte ihr auch einen machen. Diese Köchin erhielt, so oft sie ihm Besen abkaufte, zwei ganz kleine Handbesenchen für den Heerd obendrein; die sind sehr kommod für Köchinnen, welche auch die Ecken gerne rein haben — das sind die, welche sich auch an den Werktagen waschen und sogar hinter den Ohren, so gar häufig sind die aber nicht.

Erst jetzt kam Hansli so recht in Eifer, sein Karren war ihm sein Bauernhof, und er war fleißig mit großer Freudigkeit, und Freudigkeit ist ganz was Anderes, als Verdrießlichkeit, sie verhalten sich zu einander wie ein scharfes und ein stumpfes Beil beim Holzhacken. Die Bauern in Rychiswyl hatten große Freude an dem Jungen. Es war keiner, der ihm nicht sagte: Wenn du Reiser mangelst, so nimm nur in meiner Weid', aber g'schände mir die Birken nicht und denk' an mein Weibervolk, das braucht dir Besen, es weiß kein Teufel wie viel, das Jahr durch. — Das that denn auch Hansli und war den Bäurinnen grusam anständig. Für Besen hatte man kein Geld auszugeben, das Männervolk sollte sie liefern. Nun weiß man, wie das geht, ist dasselbe ja oft zu faul zum Holzspalten, geschweige denn zum Besenmachen. So geschah es denn oft, daß die Weiber in große Besennoth kamen, ja daß der Hausfriede mächtig wackelte. Jetzt war Hansli da mit Besen, ehe man dran dachte, und sehr selten geschah es, daß eine Bäurin sagen mußte: Hansli, vergiß uns nicht, wir sind am letzten. Zudem waren die Besen gut, ganz anders als die, welche das Mannsvolk mit Unlust zusammengebaggelt, die auseinanderfuhren oder stumpf waren, als wären sie gemacht aus Haferstroh.

Die Besen gab Hansli natürlich umsonst, und doch waren

es nicht die wohlfeilsten, welche aus seinen Händen gingen. Nicht wegen den Birkenreisern, welche er umsonst hatte, sondern wegen den Gaben, welche sie ihm das Jahr durch eintrugen, an Brod, Milch und allerlei der Art Dinge, welche eine Bäurin zur Hand hat und nichts rechnet. Selten wurde an einem Orte gebuttert, daß es nicht hieß: Hansli, morgen anken wir, wenn du einen Hafen bringst, kannst Ankenmilch haben. Obst hatte er mehr, als er brauchte, und Brod brauchte er wenig zu kaufen.

So konnte es nicht fehlen, daß Hansli sich gut stand, denn er war sparsam. Wenn er an den Tagen, wo er in die Städte fuhr, einen Batzen brauchte, so war es viel. Am Morgen sorgte die Mutter dafür, daß er tapfer frühstücken konnte, dann steckte er meist noch etwas zu sich, hie und da kriegte er etwas in einer Küche, wo er wohl bekannt war. Endlich meinte er nicht, es müsse alsbald gegessen sein, wenn es Einen gelüste. Hunger haben mache gar nichts, wenn man wisse, wann man zu essen bekomme, es dünke Einen nur desto besser. Aber Hunger haben und nicht wissen, ob man je wieder was zu essen kriegt, das thue weh. Das wußte Hansli, daß, sobald er heimkam und seine Sachen geschermt hatte, er essen konnte bis genug, dafür sorgte die Mutter treulich. Sie wußte, was das für eine Bedeutung hat, ob ein Mensch, wenn er heim kömmt, zu essen findet oder nicht findet. Wer da weiß, er findet daheim, der kehrt nicht ein, bringt einen leeren Magen heim, und wie er ihn füllt, wird es ihm wohl daheim. Wer nichts findet daheim, füllt ihn draußen und bringt einen vollen Kopf heim, der ist nicht wohl daheim, sondern thut wüste.

Hansli war nicht geizig, aber sehr sparsam, für nützliche, anständige Sachen reute ihn das Geld nicht. In Essen und Kleidern wollte er, daß die Mutter es recht habe, er schaffte sich ein gutes Bett an, große Freude hatte er, wenn er ein schönes gutes Messer oder ein ander Stück Werkzeug kaufen

konnte. Er selbst kam brav daher, nicht kostbar, aber währschaft. Wer ein gutes Auge hat, sieht es den meisten Menschen und Häusern an, ob es da auf- oder abgehe. Bei Hansli war das Aufgehen recht sichtbar, aber eben nicht in der Hoffahrt, sondern in der Reinlichkeit und Sorgfältigkeit. Daran hatten die Bauern große Freude und mochten es Hansli von Herzen gönnen, kam er doch nicht mit Stehlen zu seiner Sache, sondern durch Fleiß. Dabei ließ er vom Beten nicht, machte am Sonntag nicht Besen, ging in die Kirche des Morgens, las Nachmittags der Mutter, deren Augen stark böseten, ein Kapitel vor und gönnte sich dann später wohl auch ein Privatvergnügen. Dieses bestand darin, daß er sein Geld hervor holte, es zählte und betrachtete und rechnete, wie es gemehret und wie es noch mehr mehren werde u. s. w. Unter dem Gelde waren schöne Stücke, überhaupt meist sauberes Silbergeld. Hansli war stark auf dem Eintauschen, er nahm gerne Münze ein, aber bewahrte sie nicht gerne auf, es dünke ihn immer, der Wind komme gar zu leicht dahinter und trage sie fort. Die größte Freude hatte er an blanken neuen Silberstücken, den schönen Bernerthalern mit dem Bären und dem stattlichen Schweizermann. Wenn er ein solches erhaschen konnte, war er manchen Tag glücklich.

Er hatte aber auch Verdruß und seine bitterbösen Tage. So z. B. war es ein böser Tag für ihn, wenn er einen Kunden verloren hatte oder verloren glaubte, wenn er gerechnet hatte, in einem Hause ein Dutzend Besen abzusetzen, und mit dem Bescheid: sind schon versehen! barsch abgewiesen wurde. Es war vielleicht eine neue Köchin eingezogen und die wußte nichts vom bekannten Besenbub und ließ ihre harthölzige Stimme die Treppe herunter erschallen: wir mangeln keine! Nun dachte Hansli nicht an die wahre Ursache, wußte nicht, daß man an Orten mit den Köchinnen wechseln muß wie mit den Hemden, manchmal fast noch öfter. Er meinte dann wunder, was er gefehlt, ob ein Besen nicht recht gebun-

den gewesen, ob er verläumdet worden? Er nahm's sehr zu Herzen, es irrte ihn im Schlafen, er ruhete nicht, bis er den wahren Grund vernommen. Später nahm er es aber auch kaltblütiger, selbst wenn eine Köchin, der er wohl bekannt war, ihn wegschnauzte. Er dachte, Köchinnen seien so zu sagen auch Menschen, und wenn Herr oder Madame die Köchinnen schnauzten, weil sie die Suppe verpfeffert und die Sauce versalzen, dieweil ihr Schatz in's Land gegangen, wo der Pfeffer wächst, so hätte die Köchin auch Menschenrechte und könne wieder Andere abschnauzen.

Doch noch bösere Tage machte ihm Folgendes, und das lernte er nie kaltblütig nehmen. Seine Birken kannte er nachgerade alle, ja für sich hatte er den Weiden und sogar einzelnen Bäumen bestimmte Namen gegeben, den schönsten Birken schöne Namen, Anne Mareili z. B., Liseli, Röseli, Sternenblume u. s. w. Diese Bäume freuten ihn das ganze Jahr über, er theilte die Lust, ihnen ihre Reiser abzunehmen, sich ordentlich ein, behandelte die Bäume mit Zärtlichkeit, brachte die Besen von denselben seinen liebsten Kunden. Das waren denn auch wirkliche Staatsbesen, die diesen Namen besser verdienten als mancher andere Besen. Wenn er aber dann voller Freude in die Weide kam, und sein Röseli, seine Sternenblume waren gräulich gestumpet, der ganze Baum arg mißhandelt, dann that es ihm im Herzen so weh, das Wasser lief ihm d'Backe ab, und vor Zorn ward allmählig sein Blut so heiß, daß man Schwefelhölzer daran hätte entzünden können.

Das machte ihm lange böse Tage, er konnte es nicht verwinden, er trachtete nach nichts, als den Frevler in die Finger zu kriegen, nicht wegen des Werthes der Reiser, sondern weil er ihm seinen Baum geschändet. Hansli war nicht groß, aber er wußte Kraft und Glieder wohl zu brauchen und hatte ein kuraschirtes Herz. Da war's, wo er der Mutter nicht gehorchte, wenn sie ihm um Gotteswillen anlag, er solle

doch die Sache vergessen, er habe ja Reiser genug, er solle ja nicht nach den Thätern trachten, sie könnten ihn tödten oder sonst unglücklich machen. Aber dem Allem frug Hansli nichts nach, er lauerte und strich herum, bis er jemanden kriegte. Dann gab's Schläge und mächtige Kämpfe geschahen in den einsamen Weiden. Manchmal siegte Hansli, manchmal kam er zerzaust nach Haus. Aber das gewann er in alle Wege, daß man mehr und mehr seine Weiden in Ruhe ließ, wie es immer geht, wo etwas mit nachhaltiger Tapferkeit vertheidigt wird. Warum soll man sich Schlägen aussetzen um etwas, das man anderwärts ohne Gefahr sich verschaffen kann? Zudem hatten die Rychiswyler Bauern Freude an ihrem muthigen kleinen Bannwart. Wurde er einmal gezaust, so sagte ihm wohl der oder dieser: „Es macht nichts, der muß seine Heiligen wieder haben. Sag es mir, wenn du wieder was merkst, ich will dann auch dabei sein, dem wollen wir das Besenhauen ein für alle Mal verleiden." — Dann sagte es Hansli, wenn er was merkte; der Bauer versteckte sich, Hansli that den Angriff; der Gegner in der Meinung, er sei der Stärkere, floh nicht, wartete, wollte es machen wie das vorige Mal. Hatte Hansli einmal gefaßt, ließ sich der Bauer hervor. Dann wohl, dann hätte der Frevler gerne Fersengeld gegeben, aber Hansli ließ nicht los, er mußte herhalten, bis er den Buckel voll Schläge und den Kopf ohne Haare hatte.

Das war ein sehr wirksames Mittel gegen das Birkenplündern, Mareili und Bäbeli blieben nachgerade so ziemlich sicher in den einsamsten Weiden. So trieb es Hansli manches Jahr in ganz kurzweiliger Einförmigkeit, dachte gar nicht daran, daß es anders gehen könnte. Eine Woche ging ihm um wie der Zeiger an der Uhr, er wußte nicht wie, ehe er sich's versah, war es Dienstag, wo er nach Bern fuhr; und kaum war der Dienstag zum Loch aus, war der Samstag da, wo er nach Thun mußte, er mochte wollen oder nicht, denn wie hätte man es in Thun machen sollen ohne ihn?

Zwischendurch hatte er die Hände voll zu thun, seine Ladungen zu bereiten, Nachbarsleuten zu genügen, d. h. solchen, welche ihm anständig waren. Unser Hansli war auch ein Mensch, und jeder Mensch, wenn er immer dazu kommen mag, hat gnädige und ungnädige Launen. Wer ihn leicht je getreten, der mußte es klug anfangen, wenn er Besen von ihm kriegen wollte. Der Frau Pfarrerin z. B. hätte er nicht für das doppelte Geld einen Besen abgelassen; sie mochte schicken wann sie wollte, so war es ihm immer leid, daß er keine vorräthig hätte. Sie hatte ihm einmal gesagt, er mache es wie Andere, er thue einige lange Reiser außen um, in der Mitte sei dann lauter kurzes G'stümpel. In diesem Falle komme es ja auf eins heraus, ob sie ihre Besen bei ihm oder bei jemand Anderem nehme, sagte er darauf und dabei blieb er, und die Frau Pfarrerin starb, ehe sie wieder einen Besen von ihm bekommen hatte.

Eines Dienstags fuhr er wieder auf Bern mit schwer beladenem Karren, den schönsten Besen von seinen liebsten Bäumen, von Röseli, Sternenblume u. s. w. Er zog mit Mühe und schwitzte stark. Er dachte, es sei curios, sein Karren gehe nicht mehr so von selbst wie anfangs, er müsse gar zu schwer ziehen, es werde wohl irgendwo fehlen. Er hielt öfters an, um zu Athem zu kommen und die Stirne abzuwischen. Wenn er nur den Stalden auf wäre, der mache ihm Kummer, dachte er. So hielt er auch still beim Murihölzli, gerade vor der Leubank. Auf der saß ein Mädchen mit einem Bündelchen neben sich und weinte bitterlich. Hansli hatte ein gut Herz und fragte: Was weinst? Das Mädchen sagte, es sollte in die Stadt, und es sei ihm so z'wider, es dürfe fast nicht. Sein Vater sei ein Schuhmacher und habe seine beste Kundschaft in der Stadt. Da habe es schon lange Schuhe hinein getragen und nichts Anderes gewußt. Jetzt habe es in der Stadt einen neuen Haschirer gegeben, gar e grusam bösen; der habe es schon mehrere Dienstage,

wenn es zum Thore hineingekommen, schrecklich geplagt und ihm gedroht, wenn es noch ein Mal komme, so nehme er ihm die Schuhe weg, und es müsse in's Gefängniß, es sei verboten, Schuhe in die Stadt zu tragen und damit zu hausiren. Es hätte sagen mögen was es gewollt, alles habe nichts geholfen. Es habe dem Vater angehalten, er solle es nicht mehr schicken, aber der sei gar ein exakter und preußischer, der habe gesagt, es solle nur gehen, er wolle dann schon sehen, wenn man ihm was thue. Aber was ihm das helfe? d'Sach hätte es dann ausgestanden und die Schande gehabt, daß die Haschirer es genommen. Hans fühlte großes Mitleiden, besonders weil das Mädchen solch Zutrauen zu ihm gehabt und ihm sein Leid geklagt hatte, was es wohl nicht jedem gethan. Aber es hab' es ihm auf den ersten Blick angesehen, daß er nicht der Wüsteste sei und was für ein Herz er habe, dachte er. Der gute Hansli! Aber der Glaube mache selig, heißt es.

Meitschi, da ist dir z'helfe, sagte er; gieb mir deinen Sack, ich kann ihn zwischen die Besen thun, daß ihn kein Mensch sieht. Ich bin wohl bekannt, da kommt keinem Menschen in Sinn, daß deine Schuhe zwischen meinen Besen sind. Kannst mir sagen, wo ich sie abgeben oder dir warten soll, und von weitem hinterdrein gehen, daß es keinem Menschen z'Sinn kömmt, daß wir etwas mit einander hätten. Das Mädchen machte keine Komplimente: Wolltest? frug es mit aufgeheitertem Angesicht, das ginge mir viel zu gut. Es brachte den Bündel, und Hansli barg ihn, daß keine Katze was davon merken konnte. Soll dir stoßen oder helfen ziehen? fragte das Mädchen, als ob es sich von selbst verstehe, daß es das Seine beitrage. Wie du lieber willst, eigentlich wär's nicht nöthig, g'schweret hat's wegen der paar Schuhe nicht.

Anfangs stieß das Mädchen hinten am Karren, doch nicht lange ging's, so war es vorne und zog an der Stange. Es

dünke ihm, es schicke sich ihm hier besser, sagte es. Es zog brav, man kann sich's denken, und hatte doch noch Athem genug zu reden und beiher von allem Bericht zu geben, was ihm im Kopf und auf dem Herzen lag. Sie waren oben am äußern Stalden, Hansli wußte nicht wie; die lange Allee schien ihm um die Hälfte kürzer geworden zu sein. Hier blieb nach getroffener Abrede das Mädchen zurück, und Hansli zog mit Bündel und Besen unangefochten zur Stadt ein, unangefochten gab er dem Mädchen seinen Bündel, aber ehe sie noch weiter mit einander gesprochen, ehe das Mädchen gedankt, wurden sie durch die Fluth von Leuten, Vieh und Fuhrwerken auseinander gedrängt, Hansli mußte sorgen, daß sein Karren ihm nicht entzwei gerissen würde.

Somit war die Bekanntschaft aus. Es ärgerte Hansli nicht wenig, doch sann er der Sache nicht weiter nach, geschweige, daß er sie zu Herzen nahm. Wir können leider nicht sagen, das Mädchen hätte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht, es war auch nicht darnach. Es war ein vierschrötig Ding mit breitem Gesicht, seine größten Schönheiten waren ein gutes treues Herz und unermüdlicher Fleiß, diese Züge stechen aber gewöhnlich nicht besonders hervor, und Viele halten nicht einmal viel darauf.

Am folgenden Dienstag jedoch, als Hansli wieder den Karren zog, kam er ihm sehr schwer vor, er hätte nicht geglaubt, sagte er zu sich selbst, was das mache, wenn zwei dran zögen statt nur eins. Ist's wohl wieder da? sagte er, als er gegen das Murihölzli kam, ich wollte ihm gerne sein Säckli nehmen, wenn es wieder ziehen hülfe, es geht ohnehin nirgends so sauer als von hier bis in die Stadt. Und richtig, das Mädchen saß da auf der Leubank wie vor acht Tagen, weinen that es aber nicht. Hast mir wieder was zu laden? frug Hansli, dem der Karren schon vom bloßen Sehen des Meitschi's ganz leicht wurde.

Es ist mir doch nicht bloß wegen diesem, daß ich da

fitze; wenn ich schon nichts in die Stadt zu tragen gehabt, ich wäre gekommen, antwortete das Mädchen; konnte dir vor acht Tagen nicht einmal danken und fragen, ob's was koste. Das fehlte mir noch, gingest mir ja für ein Handroß, und fragte dich auch nicht, was du für's Ziehen wolltest.

Wie wenn es sich von selbst verstünde, brachte das Mädchen seinen Bündel, Hansli barg ihn, und als ob es es gelernt, stellte sich das Mädchen an die Stange. Es hätte erst gedacht, als es schon von Hause gewesen, es hätte einen Strick mitnehmen sollen, den man hinten am Wägeli hätte befestigen können, so könnte es viel mehr abbringen. Das andere Mal aber, wenn es komme, wolle es den Strick nicht vergessen. Dieses Bündniß in Betreff gegenseitiger Hülfleistung ging ohne weitläufige diplomatische Verhandlung zu, daß einfacher es wirklich kaum möglich war. Diesmal traf es sich, daß sie auch zusammen heim wanderten, so weit ihre Wege zusammen gingen, doch so klug waren beide, daß die Haschirer sie nie zusammen im Thore sahen.

Die Mutter hatte seit einiger Zeit sonderbare Freude an Hansli. Es dünke sie, er sei so aufgeheitert, sagte sie, er könne den ganzen lieben langen Tag pfeifen oder singen, und er pützerle sich z'weg, es habe keine Gattig. Er habe sich letzthin eine halbleinene Kutte machen lassen, er komme darin so staadisch, nit viel gefehlt, wie der Landvogt. Sie möge es ihm aber auch gönnen, er sei so gut gegen sie, der liebe Gott im Himmel wolle es ihm vergelten, sie könne es nicht, sie könne nichts, als für ihn beten. Es sei denn aber doch nicht, daß er alles an die Hoffahrt hänge, er habe Geld auch. Sie glaube gewiß, wenn der das Leben habe und Gottes Segen, der bringe es einmal zu einer Kuh, von einer Geiß habe er schon lange geredet, aber sie werde es nicht erleben, es sei auch nicht, daß sie so dran hange und meine, es müsse sein.

Mutter, sagte einmal Hansli, ich weiß nicht, wie es

geht, ob der Karren schwerer wird oder ich schwächer, ich mag ihn seit einiger Zeit fast nicht mehr allein g'regieren, es geht mir gar hart an, besonders nach Bern hinein, es geht da so viel bergauf. Glaub's wohl, sagte die Mutter, warum ladest alle Wochen mehr auf, es grusete mir schon manchmal für dich, von wegen das giebt böse Alter. Dem ist aber gut zu helfen, lade drei oder vier Dutzend weniger, dann magst wohl gfahren wie ehedem. — Mutter, das kann ich nicht wohl, sagte Hansli, habe ohnehin fast immer zu wenig, und zweimal in der Woche zu fahren, habe ich nicht Zeit; Thun will ich auch nicht fahren lassen, habe meine besten Leute dort. — Hansli, und wenn du sehen würdest ein Eselein zu bekommen? habe schon oft davon gehört, wie das die allerkommodsten Thiere seien, sie kosteten fast nichts, sie fräßen fast nichts und ganz unwerthe Sachen, zögen trotz einem Roß, und sogar die Milch könnte man brauchen — nit daß ich möchte, aber nur so zu sagen.

Nein Mutter, sagte Hansli, sie sollen auch b'sunderbar köpfig sein, so daß man längs Stück nichts mit ihnen machen kann, und für was sollte ich es die fünf anderen Tage brauchen? Nein, aber Mutter, ich hätte an eine Frau gedacht, was sagt ihr dazu? — Aber Hansli, warum nicht lieber an eine Geiß oder an einen Esel, was dir nicht z'Sinn kommt? was willst mit einer Frau machen? — He Mutter, öppe was ein Anderer, sagte Hansli, dann dachte ich, könnte sie mir helfen den Karren ziehen, es ginge mehr als einmal so leicht, wenn mir eine hülfe, und in der Zwischenzeit könnte sie pflanzen und helfen Besen machen, wo man weder eine Geiß noch einen Esel dazu anreisen kann. — Aber Hansli, meinst du findest eine, die dir hilft den Karren ziehen, und die für andere Sachen auch noch was nütze ist? frug bedenklich die Mutter. — O Mutter, es ist eine, welche mir schon oft geholfen hat den Karren ziehen, antwortete Hansli, und die wäre noch für mehr Sachen gut; aber ob sie die Frau wer-

den wolle, habe ich nicht gefragt. Ich dachte, ich wolle es euch zuerst sagen. — Du Dillersbub, was du mir nicht sagst! jetzt ist mir nicht mehr zu helfen, rief die Mutter. Was, bist du auch so einer? das hätte ich unserm Herrgott nicht geglaubt, wenn er es mir gesagt hätte. Was, eine hat dir am Karren geholfen, und hast sie expreß angestellt dafür? Nein, aber jetzt traue einer noch einem Menschen! — Da erzählte Hansli die Umstände, wie das so zufällig sich getroffen, und wie das ein Meitschi sei, gerade wie für ihn gemacht, exakt wie eine Uhr, nicht hoffährtig, nicht verthunlich, und ziehen thue es, er wette, ein mittelmäßig Kuhli möchte es nicht. Geredt mit ihm derentwegen habe er nicht, aber er glaube, unanständig sei er ihm nicht. Es habe oft gesagt, z'heirathen pressire es ihm aparti nicht, aber wenn's es zu machen sehe, daß es nicht noch böser haben müßte als jetzt, da besänne es sich nicht lang und thät's. Es wüßte doch dann auch, für was es auf der Welt wäre. Die jüngern Geschwister wüchsen nach, und es wisse wohl, wie das gehe, die jüngeren seien immer werther als die älteren, und man sinne den älteren nicht daran, daß sie die jüngeren hätten nachschleppen müssen. — Das gefiel der Mutter nicht schlecht, und je mehr sie das Unerwartete verwand und über die Sache nachdachte, desto anständiger kam sie ihr vor. Sie legte sich auf Nachricht aus und vernahm: Schlechtes wisse man nichts von ihm, es gehe den Eltern brav an die Hand; daneben z'fischen werde es da nicht viel geben. He nun sodann, desto besser, dachte die Mutter, so hat doch keins dem anderen was vorzuhalten. Als am Dienstag Hansli den Karren rüstete, sagte ihm die Mutter: He nun sodann, so red mit dem Meitli, wenn es will, mir ist's recht, aber nachlaufen thue ich ihm nicht, es soll am Sonntag zu uns kommen, so kann ich es g'schauen, und man kann mit einander reden. Wenn's gattlich thun will, so wird es schon gut kommen, einmal wird es doch sein müssen. He Mutter, das steht nir-

gends geschrieben, daß es sein müsse, ist's euch nicht anständig, so kann man es ja unterwegen lassen, entgegnete Hansli. — Stürm nur nit und fahr du jetzt und sag dem Meitli, wenn es mich für die Mutter halten wolle, so solle es mir Gottwilche sein.

Hansli fuhr und fand sein Meitschi, und als Hansli in der Stange, das Meitschi jetzt am Strick wacker zogen, sagte er: Es geht doch mehr als d's halb ringer, wenn zwei einander helfen und am gleichen Karren ziehen. Ich war am letzten Samstag in Thun und mußte mich fast tödten. — Habe es schon oft gedacht, sagte das Meitschi, es sei einfältig von dir, daß du nicht jemanden anstelleſt; es ging dir alles d's halb leichter und der Verdienst wär größer. — Was willst, sagte Hansli, bald sinnet man zu früh auf eine Sache, bald zu spät, man ist halt geng e Mensch. Aber jetzt düecht es mich, ich möchte Eine anstellen; wenn du wollteſt, du wärst mir gerade recht. Ich wollte dich heirathen, wenn es dir anständig ist. — He warum nicht, wenn ich dir nicht z'wüst und z'arm bin, antwortete das Meitschi. Hast mich einmal, so nützt dich dann das Verachten nichts mehr. Ich werde es auch nicht viel besser treffen; öppe Einen bekömmt man immer, aber dann was für Einen? Mir bist brav genug, hast Sorg zur Sache und wirst e Frau nit für e Hund haben. — He sie kann es haben wie ich, und ist ihr das nicht gut genug, so kann ich nicht helfen, antwortete Hansli. Aber ich denke, schlimmer als du's bisher gehabt, würdeſt du es bei mir nicht haben. Ist's dir recht so, so sollst am Sonntag zu uns kommen, die Mutter läßt dir sagen, du solleſt Gottwilche sein, wenn du sie für die Mutter halten wolleſt. — He, sagte das Meitschi, was sollte ich Anderes, bin's gewohnt, die Mutter für die Mutter zu halten, mich zu unterziehen und es anzunehmen wie es kömmt, böser und minder böse, sauer und minder sauer. Habe nie geglaubt, ein böses Wort mache ein Loch, da hätte ich ja kein Stück Haut einen Kreuzer groß am gan-

zen Leib. Daneben wolle es, wie üblich und bräuchlich, Vater und Mutter vorbehalten haben. Doch würden die nichts dagegen haben, es seien ihrer noch genug daheim, und sie würden froh sein, vorabzustoßen, was gehen wolle.

So war es auch. Am Sonntag erschien das Meitschi richtig zu Rychiswyl. Hansli hatte es gut b'richtet, so daß es nicht lange zu fragen brauchte, wo der Besenbinder wohne. Die Mutter examinirte es gut über Pflanzen und Kochen, wollte wissen, was es bete und ob es lesen könne im Testament und auch in der Bibel — es sei für die Kinder bös, und die hätten sich dessen zu entgelten, wenn eine Mutter sich nicht darauf verstehe, sagte die Alte. Ihr gefiel das Meitschi, und die Sach ward richtig. Eine Schöne hast nicht, sagte sie vor dem Meitschi zu Hansli, und wegem Reichthum wirst auch nicht viel zu rühmen haben. Daneben macht das nichts; von der Hübschi hat man nicht gelebt und mit dem Reichthum ward schon mancher angeschmiert, daß er meinte, wie eine Reiche er habe und hinterdrein konnte er dem Schwäher die Schulden zahlen. Wenn's gsunder Art ist und werkbar, so wird die Sache sich schon machen. Ein paar gute Hemder und eine doppelte Kleidung, daß du am Sonntag und Werktag nicht gleich daher kommen mußt, sondern dich anders anziehen kannst, wirst du wohl haben. — Bhütis ja, sagte das Meitschi, wegen selbem braucht ihr keinen Kummer zu haben. Ich habe ein ganz neues Hemd, zwei ganz gute und dann noch viere, die aber nicht mehr alles sind. Aber die Mutter hat gesagt, ich müsse noch eins haben, und der Vater hat gesagt, er wolle mir die Hochzeitschuhe machen, und sie sollen nichts kosten. Dann habe ich noch eine b'sunderbar gute Pathe, die giebt mir allweg auch etwas Schönes, vielleicht gar ein Pfänneli oder ein Breitüpfi, und wer weiß, ob's da nicht einmal was zu erben giebt? Sie hat zwar Kinder, aber die könnten sterben.

Gegenseitig vollkommen befriedigt, besonders von des

Mädchens Seite, welchem die Wohnung, die sauber gehalten war, neben ihrem Schuhmacherloch voll Leder, Leisten und Kinder wie ein Palast vorkam, gingen sie auseinander, um bald wieder zusammen zu kommen und zusammen zu bleiben. So geschah es auch, Einspruch gab es keinen, die Vorbereitungen nahmen ebenfalls nicht Monate weg, neue Schuhe und ein neues Hemd sind bald gemacht, wenn man nämlich die Sachen dazu hat, und nach vier Wochen zog Hansli zu zwei den Karren nach Thun, und curios war es, der alte Karren ging wieder ganz leicht und wie von selbst. Er hätte nicht geglaubt, daß ein Karren sich so zum Guten ändern könnte, es könnte mancher Mensch an ihm ein Exempel nehmen.

Um Hansli reute es manches Mädchen, den hätte es auch mögen, dachte es; wenn es geglaubt, dem pressire es, so hätte es ihm schon in den Weg kommen wollen, daß er das Plättergesicht nicht mit dem Rücken angesehen. Es hätte nicht geglaubt, daß Hansli so dumm wäre, der hätte ganz anders weiben können, wenn er es gewußt hätte anzustellen; der werde noch reuig werden vor der nächsten Fastnacht, aber es möge es ihm gönnen, selber than, selber han. Aber Hansli war nicht so dumm und ward nicht reuig, er hatte gerade ein Fraueli, wie es für ihn paßte, ein demüthiges, arbeitsames, genügsames Fraueli, dem es bei Hansli war, als hätte es den Himmel erheirathet.

Gar lange freilich half es dem Hansli den Karren nicht ziehen, der mußte bald wieder einspännig fahren. Aber als einmal ein Bube da war, tröstete er sich; ein b'sunderbar munterer sei er, sagte er, im Hui sei der nachgewachsen, daß er ihm helfen könne und unversehens ziehe er den Karren alleine. Sein Fraueli wollte zwar bald wieder sich einspannen. Wenn sie sich pressirten mit Heimkommen, so möge es der Bub wohl aushalten, die Großmutter gebe ihm unterdessen schon zu trinken, meinte es. Aber der Bub meinte es anders, wohl der machte ihnen den Marsch. Sie hatten sehr pressirt

mit dem Heimfahren, aber noch waren sie mehr als eine halbe Stunde vom Hause entfernt, als das Fraueli ausrief: „Mein Gott, was hört man? Es waren Töne, als ob man ein junges Schwein am Messer hätte. Mein Gott, was ist dort, was hat's gegeben! rief wiederum das Fraueli, ließ den Karren fahren und lief davon. Es war die Großmutter, welcher der Bub mit Brüllen den Angstschweiß ausgetrieben, und die sich nicht anders zu helfen wußte, als ihn der Mutter entgegen zu tragen, in tausend Aengsten, er falle in Krämpfe. Der schwere Bub, die Angst und das Laufen hatten die alte Frau so außer Athem gebracht, daß es die höchste Zeit war, daß jemand ihr den Bub abnahm. Sie war außer sich, und lange ging's, bis sie sagen konnte: Nein, so will ich nicht dabei sein, so einen handlichen habe ich mein Lebtag nie gesehen, lieber will ich den Karren ziehen. — Die guten Leute erfuhren es, was es heißt, einen Zwingherrn im Hause zu haben, wenn es auch nur ein kleiner war.

Das that aber ihrem Haushalt keinen Abbruch, das Fraueli waltete verzweifelt brav daheim, pflanzte viel, half Besen machen, überstürzte nichts, aber machte immer was, als ob es nie müde würde, und alles ging ihm flink von der Hand. Hansli war ganz verwundert, wie er gut z'weg kam mit einer Frau, und wie sein Geld sich mehrte. Er empfing ein Ackerli, die Mutter erlebte eine Geiß, als käme sie von selbst, und bald zwei. Eseli wollte Hansli keins, aber er mußte sich mit dem Müller, der in die Stadt fuhr, verbinden, um einen Theil seiner Besen führen zu lassen, was freilich den Profit etwas schmälerte und Hansli sehr reute, denn jeder Kreuzer that ihm weh, der nebenaus ging.

Hansli's Leben gestaltete sich wiederum glatt und eben, die Tage folgten einander ungefähr wie die Wellen im Fluß, eine von der anderen kaum zu unterscheiden. Die Besenreiser wuchsen alle Jahre, seine Frau brachte fast alle Jahre ihm ein Kind, ohne daß es sie viel irrte. Sie bekam es, legte

es ab, es schrie alle Tage ein wenig, es wuchs alle Tage ein wenig, und handumkehrt konnte man es schon brauchen. Die Mutter sagte, sie sei alt und habe das nie so gesehen. Sie mahnten sie an nichts besser, als an junge Katzen, die nach sechs Wochen schon mausen könnten.

Und mit den Kindern war der Segen da, je mehr Kinder, desto mehr Geld. Ja, man denke, die Mutter erlebte die Kuh noch. Wenn sie aber nicht gesehen hätte, wie Hansli sie bezahlt, sie hätte sich kaum ausreden lassen, er habe sie gestohlen.

Und hätte die Mutter noch zwei Jahre länger gelebt, so hätte sie erlebt, daß Hansli Eigenthümer wurde des Häuschens, in welchem sie seit Jahren gewohnt, mit einer Tauner-Gerechtsame, welche ihnen mehr als genug Holz brachte und Land wohl für eine Kuh und zwei Schafe, welche besonders kommod sind, wenn man Kinder hat, welche wollene Strümpfe brauchen. Hansli blieb freilich ziemlich viel darauf schuldig, aber es war festes Geld, welches ihm stehen blieb, so lange er fleißig zinsete. Uebrigens machten ihm, wenn er das Leben hätte, die Schulden keinen Kummer, sagte er, und er hatte Recht.

Hansli erfuhr es, wie die ersten Kreuzer zu erübrigen am schwersten hält. Es ist immer ein Loch da, durch welches sie entschlüpfen wollen, oder ein Mund, der sie verschlingen will. Ist einmal nachgewerchet, daß man ohne Schulden ist, mit ganzen Kleidern behaftet und ohne was vorgefressen zu haben, dann geht es schon. Es bildet sich der Boden unter den Füßen, es zaunet immer besser, der Bach breitet, d. h. das Vorschlagen wird leichter und größer, wenn nämlich eins nicht ist, wenn sich die Lebensweise nicht ändert. Da liegen Klippe und Sandbank neben einander, und die Durchfahrt ist merkwürdig schmal. Da wachsen gerne aus dem Boden herauf die Bedürfnisse über Nacht wie Schwämme auf dem Mist, und wenn nicht beim Mann, so doch beim Weib, und

wenn nicht bei den Eltern, so doch bei den Kindern. Auf einmal sind hundert Dinge nöthig, an die man nicht gedacht, und anderer schämt man sich, wo man sonst nichts Anderes gewußt. Man überschätzt, was man hat, weil man vorher nichts gehabt, überschätzt sich, weil man das Gedeihen sich selbst zuschreibt, überschätzt seine Zukunft, weil man sie für nothwendige Fortsetzung der Vergangenheit hält, und ändert die ganze Lebensweise. Im Verhältniß, daß der Verbrauch zunimmt, nimmt der Fleiß ab und somit der Erwerb, und wie man aufgeschossen, fällt man wieder. Die Herrlichkeit vergeht, wie sie gekommen, denn es ist noch immer wie ehedem: der Hochmuth kommt vor dem Fall.

Das war nun bei Hansli aber nicht. Er lebte und schaffte durchaus im Gleichen fort, verthat fast kein Geld, freute sich dann aber auch, daheim was Warmes zu finden, und that sich daran gütlich. Es änderte nichts, als daß nach und nach die schaffenden Kräfte sich mehrten. Das Fraueli besaß, sich selbst ganz unbewußt, die merkwürdige seltene Kunst, die Kinder alsbald zu gebrauchen, sie sich selbst helfen zu lehren, jedes nach seinem Alter und das ganz ohne viel Redens, es wußte selbst nicht, wie es das machte. Ein Pädagog hätte sicherlich darüber kein vernünftig Wort von ihm herausgebracht. Sie warteten sich gegenseitig, halfen dem Vater mit dem Besenmachen, der Mutter trugen sie ab und zu, halfen beim Pflanzen, keines bekam eine Ahnung von der Süßigkeit des Müssigganges, des träumerischen Herumlungerns, und doch wurde keines straplizirt oder vernachlässigt mit Speise oder Unreinlichkeit. Sie wuchsen wie die Weiden am Bach, waren gesund und froh. Die Eltern hatten nicht Zeit, mit den Kindern Narrethei zu treiben, aber die Kinder fühlten die Liebe der Eltern, sahen, daß sie mit ihnen zufrieden waren, wenn sie ihre Sache gut machten. Die Eltern beteten mit ihnen, und am Sonntag las der Vater sein Kapitel und erklärte, was er wußte, und derentwegen hatten die Kinder großen Respekt

vor ihm, betrachteten ihn wirklich als den Hausvater, der mit Gott rede und wenn sie nicht gehorchten, es Gott sage und dem Heiland. Der wahre Respekt der Kinder vor den Eltern hängt ganz bestimmt vom Verhältniß der Eltern zu Gott ab, wie es die Kinder wahrnehmen können. Wenn das nur alle Eltern bedächten!

Ja unser Hansli war selbst unter andern Leuten als nur unter den Kindern eine Art Respektsperson. Er war so bestimmt, so zuverlässig, gescheidte Worte gingen von ihm, man sah ihn niemals anders als ehrbar, er that nicht groß, machte aber auch nicht den Bettler, daß gar manche vornehme Herrenfrau expreß in die Küche kam, wenn sie hörte, das Besenmannli sei da, um zu vernehmen, wie es auf dem Lande gehe und wie dies und wie jenes gerathe. Ja, in manchem Hause in Bern vertraute man ihm das Liefern von Wintervorräthen an, und das trug manchen schönen Batzen ein. In Thun war das wohl nicht der Fall, denn dort ist jede Frau Rathsherrin eine halbe Bäurin und pflanzet für Menschen und Vieh, daß es sie fast versprengt. Aber sie kamen doch in die Küche, hießen ihn gar in die Stube kommen und verklapperten mit ihm manch trautes Halbstündchen bei süßem Thunerwein. Denn wenn sie schon selbst pflanzten, so meinten sie deswegen nicht, daß sie nicht das Recht hätten zu klappern mit wem sie wollten, so gut wie die andern Frauen Rathsherrinnen, welche nicht pflanzten. Ja sogar die Frau Schultheißin sprach mit ihm, es war so zu sagen ihr zum dringenden Bedürfniß geworden, ihn alle Samstage zu sehen, und wenn sie mit ihm sprach, so war es sogar erlebt worden, daß der fragende Herr Schultheiß auf Antwort warten mußte. Von wegen, es thut auch einer Frau Schultheißin wohl, einmal in der Woche ein vernünftig Wort zu hören und zu reden.

Da einmal geschah es, daß Samstag war in Thun, aber in Thun war kein Besenmannli zu sehen. Das gab großes Aufsehen und bedenkliche Gesichter. Manche Köchin stand un-

ter der Thüre mit eingestemmten Armen und ließ kaltblütig oben in der Küche Suppe und Pfanne in einander wachsen, daß man mit keinem Lieb sie mehr auseinander brachte. Hast ihn nicht gesehen, nichts von ihm gehört? frug eine die andere. Manche Frau schoß in die Küche und wollte der Köchin abputzen, daß sie ihr nicht gerufen, als das Besenmannli da gewesen. Aber da fand sie keine Köchin, fand nichts, als was auf dem Feuer, das stank wie der Teufel, das war die Pfanne und die Suppe, die Hochzeit hielten. Selbst die Frau Schultheißin kam in Bewegung, nahm erst ihren Herrn, dann den Landjäger vor, und als beide nichts wußten, stieg sie nach dem Essen selbst in's Städtchen hinab, um nach ihrem Besenmannli zu fragen. Sie sei ganz aus mit Besen, habe in der folgenden Woche fegen wollen, und jetzt keine Besen, man solle denken! —

Aber das Besenmannli erschien nicht. Es war die ganze folgende Woche eine gewisse Leere fühlbar in der Stadt und am nächsten Samstag große Spannung. Kommt er? kommt er nicht? war das Losungswort. Und er kam, er kam wirklich, aber ringer wäre er daheim geblieben. Wenn er auf alle Fragen hätte Antwort geben wollen, so hätte er acht Tage in Thun bleiben müssen. Er fertigte die Leute mit dem einfachen Bescheid ab, er hätte z'Leicht an eine Begräbniß müssen. — Wem? frug ihn die Frau Schultheißin, die er nicht so kurz abfertigen konnte. — Meiner Schwester, antwortete das Besenmannli. — Wer war sie und wo wurde sie begraben? frug die Dame weiter. — Das Besenmannli antwortete kurz aber wahr, da rief die Frau Schultheißin plötzlich aus: Aber mein Gott! was? seid ihr der Bruder von der Köchin, die so großes Aufsehen machte, weil es nach dem Tode des Herrn sich herausgestellt, daß sie seine Frau gewesen und ihn also erbe und die dann darauf plötzlich starb? — Gerade der bin ich, antwortete Hansli trocken. — Aber du meine Güte! rief die Frau Schultheißin und schlug die Hände zu-

sammen: fünfzigtausend Thaler geerbt zum wenigsten und jetzt noch mit Besen im Lande herumfahren!" — „Warum nicht," antwortete Hansli, habe das Geld noch nicht, und wegen der Taube auf dem Dache lasse ich den Spatz in der Hand nicht fahren. — Taube auf dem Dache! rief unwillig die Frau Schultheißin. Erst diesen Morgen haben ich und der Herr Schultheiß mit einander darüber geredet, und der sagte, d'Sach sei richtig, das Vermögen müsse dem Bruder zufallen. — He nun, desto besser, antwortete Hansli. Aber was ich fragen wollte, soll ich über acht Tage Besen bringen oder über vierzehn? — Ach bah Base! rief die Frau Schultheißin, kommt herein, ich möchte sehen, was mein Herr für Augen macht. — Ich wär pressirt, antwortete Hansli, ich habe weit heim und die Tage sind kurz. Kurz oder nicht kurz, kommt, befahl die Herrin, und Hansli mußte gehorchen, versteht sich.

Sie führte ihn nicht in die Küche, sondern in's Eßzimmer, befahl der Gattung oder Fanchette oder wie die Kammermagd hieß, dem Herrn zu sagen, das Besenmannli sei da, und eine Flasche Wein zu bringen, und hieß das Mannli sitzen, wie auch das Mannli protestirte, es habe nicht Zeit und müsse weiter. Der Herr war da im Augenblick, setzte sich, schenkte sich auch Wein ein, machte Gesundheit, wünschte Glück, und Hansli mußte erzählen, wie er dazu gekommen. Er machte es kurz. Er könne nicht viel sagen, erzählte er. Bald, als die Schwester vom Herrn gekommen, sei sie fortgegangen, um Arbeit aus. So sei sie von Platz zu Platz gekommen und stark gefördert worden mit Schein. Um sie daheim habe sie sich nie viel gekümmert, sei in der Zeit bloß zwei Mal heim gewesen und seit der Mutter Tode nie. Er habe sie wohl in Bern angetroffen, aber nie habe sie ihn heißen in's Haus kommen, wo sie gedient, nichts als den Gruß befohlen an Weib und Kinder und wohl gesagt, sie komme nächstens, aber es sei nie geschehen. Freilich sei sie nicht viel in Bern gewesen, sondern habe viel in Schlöffern

auf dem Lande herum gedient, sei auch im Weltschland gewesen, wie er vernommen. Sie habe ein unruhig Blut gehabt und einen wunderlichen Kopf, und die blieben nie lange an einem Orte. Daneben war sie b'sunderbar treu und fromm, man konnte ihr unbesorgt anvertrauen was man wollte. Vor Kurzem sei die Rede gegangen, seine Schwester habe einen alten reichen Herrn geheirathet, der es den Verwandten zum Trotz gethan, weil sie ihn schwer erzürnt, aber er habe der Sache nicht viel Glauben gegeben und ihr nicht nachgedacht. Da habe er plötzlich Bescheid bekommen, er solle alsbald zu seiner Schwester gehen, wenn er sie noch lebendig antreffen wolle, sie wohne im Murtenbiet; das habe er gethan und sei noch früh genug gekommen, um sie sterben zu sehen, aber viel habe er mit ihr nicht mehr reden können. Als sie beerdigt gewesen, sei er wieder hergekommen, es habe ihm pressirt; seit er hause, habe er nie so viel Zeit versäumt. Du mein Gott, sagte die Frau Schultheiß, versäumt, wenn man dabei fünfzigtausend Thaler erbt? und wollet ihr denn bei einem solchen Vermögen fortfahren Besen machen und damit hausiren? He, das ist so, Frau Schultheißin, sagte Hansli. Ich traue der Sache nicht recht, es dünkt mich, es hätte keine Gattig, daß ich so viel erben sollte. Daneben sagt man mir, es könne nicht fehlen, und wenn die Zeit um sei, werde ich es frei und frank in die Hände bekommen. Nun, sei das wie es wolle, so fahre ich einstweilen im Alten fort. Wenn es fehlen sollte, müßten die Leute nicht lachen: der hat schon gemeint, er sei ein Herr und kann schön wieder an seinem Karren ziehen! Habe ich einmal das Geld, werde ich es mit den Besen wohl lassen, obgleich es mich reut und mir nicht erleidet ist. Aber die Leute würden doch reden und ein Gespött haben, wenn ich es thäte, und das mag ich auch nicht. Bauer sein ist auch eine schöne Sache, und wenn man Geld hat, wird schon ein Hof zu kaufen sein. Ich habe Gottlob ein Häuschen und Land fast für zwei Kühe, und bei meinem Fah-

ren habe ich manchmal gedacht: wäre ich nicht das Besenmannli, so möchte ich Bauer sein, und vielleicht brächte ich es z'weg, so einen mindern Hof zu kaufen, wo für alle meine Kinder zu arbeiten und zu essen genug wäre, fest kann man dann sitzen.

Aber ist das Vermögen in saubern Händen? können da keine Gefährde getrieben werden? frug der Herr Schultheiß. Ich glaube, es sei sicher, sagte Hansli. Ich habe die, welche am meisten dran machen können, probirt. Ich habe ihnen Geld angeboten, wenn sie machten, daß ich zum Erben komme. Da haben sie gescholten und gesagt: g'hörs mir, werde ich es erhalten, g'hörs mir nit, mache man da nichts mit Geld, für die Kosten werde man mir seiner Zeit die Rechnung machen. Da sah ich, daß die Sache am rechten Orte ist, und mag jetzt wohl warten, bis die Zeit um ist. — „Nein aber, sagte die Frau Schultheißin, das ist mir unbegreiflich, das ist mir eine Kaltblütigkeit, die in Israel selten gefunden wird, die mich aus der Haut triebe, wenn ich eure Frau wäre. — Die thut es nicht, sagte Hansli, bis sie jemand b'richtet, wie sie wieder hinein könnte.

Diese Kaltblütigkeit und das Fortfahren mit den Besen versöhnte viele Leute mit dem sonst so gerne beneideten sogenannten Glücklichen, während andere es als Beschränktheit und Dummheit verhöhnten. Einige meinten, Hansli sei dumm, und wer gescheidt sei, könne da was zu fischen kriegen. Sie liefen ihn an, suchten ihm Angst zu machen und hinten drein mit dem Anerbieten ihrer Hülfe zu trösten. Andere wollten das Erbe ihm abkaufen, er kriege es doch nicht, sagten sie. Es gebe da Prozesse, deren Ausgang er nie erlebe; wo da Geld nehmen, um sie zu speisen? He, sagte Hansli, es sei alles ungewiß auf der Welt, einstweilen wolle er sich noch besinnen, es sei dann noch frühe genug zuzusehen, wenn die Sache sich stecken sollte.

Die Sache steckte sich aber nicht. Zur gesetzten Zeit

erhielt er Bericht, er solle auf Bern kommen; d'Sach sei im Reinen.

Als er als ein reicher Mann heim kam, weinte seine Frau gar mörderlich und himmelschreiend. Er mußte mehrmal fragen: Was hat's gegeben, ist ein Unglück geschehen? — Jetzt, sagte endlich die Frau, die, je seltener sie weinte, um so schwerer zu sich selber kam, jetzt wirst mich verachten, da du so reich bist, und denken, hättest nur eine andere. Ich that, was mir möglich war, aber jetzt bin ich nichts mehr, ein alter Kratten. O wenn ich nur schon unter der Erde wäre! — Da setzte sich Hansli auf den Vorstuhl und sagte: Hör', Frau, du weißt, fast dreißig Jahre haben wir gehaushaltet im Frieden, was das eine wollte, wollte das andere auch. Geprügelt habe ich dich nie, ja die bösen Worte, die wir uns gegeben, wären bald gezählt. Jetzt, Frau, fang mir nicht an wüst zu thun und ein Neues anzufangen, es soll zwischen uns beim Alten bleiben. Das Erb kommt nicht von mir, es kommt nicht von dir, es kömmt von Gott für uns beide und für unsere Kinder. Das kann ich dir sagen und das soll fest sein wie ein Wort aus der Bibel, daß, sobald du mir noch ein Mal davon anfängst, mit Heulen und ohne Heulen, so prügle ich dich mit einem neuen Seil, daß man dich am Bodensee kann schreien hören. Dabei bleibt's, jetzt mach was du willst!

Das lautete sehr bestimmt, bestimmter als der Briefwechsel zwischen Preußen und Oesterreich. Die Frau wußte, woran sie war, sie kannte Hansli, sie wärmte dieses Lied nicht mehr auf, es blieb unter ihnen beim Alten. Sie zogen einträchtig am Karren und der Karren blieb ganz leicht.

Hansli kaufte alsbald einen großen Hof, damit er für seine Kinder zu arbeiten und zu essen hätte. Aber ehe er als Besenmannli abtrat, machte er ein schön Stücklein, allen seinen Kunden brachte er ein Dutzend Besen als Geschenk in's Haus. Er sagte nachher oft und gewöhnlich mit Wasser in

den Augen, das sei der Tag, den er am wenigsten vergessen könne, er hätte nie geglaubt, daß er den Leuten so lieb sei. Er behielt als Bauer den gleichen Fleiß und die gleiche Einfachheit, betete und arbeitete wie vorher, und doch wußte er zwischen Bauer und Besenbinder den Unterschied zu machen, daß der erste zu geben, der andere zu nehmen hatte, that beides gleich unbeschwert. Er hatte längst gewußt, was einem Bauernhause wohl anstehe, das vergaß er nicht und führte es jetzt in seinem Hause aus. Was er gerne gehabt für sich, das that er auch an Andern.

Das gleiche Maaß hielt er mit den Kindern, das war wohl der schwerste Punkt. Er wußte wohl, daß er sie jetzt etwas besser kleiden mußte als des Besenbinders Kinder, aber den rechten Grad darin zu treffen, war nicht ganz leicht; nicht leicht war es, die Kinder zu befriedigen und es dem Publikum zu treffen, daß es nicht schrie über das Zuwenig oder das Zuviel. Hansli traf es nicht übel, und seine Frau stimmte ihm bei. Sie kleideten ihre Kinder dauerhaft und stattlich, meist in selbstgemachtes Zeug, aber er duldete nichts Auffallendes, in die Augen Schreiendes an ihnen. Er sagte ihnen oft: Kinder thut nicht groß, macht nie den Narren, sei es mit was es wolle. Sobald eins von euch die Leute ärgert, sei es mit diesem oder jenem, so zählt darauf, ihr müßt von allen Seiten hören: das mag wohl, es ist ja des Besenbinders Kind, der zöge noch am Karren, wenn er nicht geerbt. Es wäre noch mancher reich, wenn er es erben könnte, das ist keine Kunst. Ich schäme mich mein Lebtag dessen nicht, es kann mir Besenbinder sagen, wer will, aber ich bin auch nicht hochmüthig; werdet ihr es aber, so werdet ihr euch des Vaters und der Mutter schämen, und die Leute werden euch den Besenbinder vorhalten euer Lebenlang. Darauf zählt!

Die Kinder glaubten daran und thaten darnach. Indessen wollen wir nicht sagen, daß Eltern und Kinder alle

Färbung ihrer frühern Lebensweise hätten abstreifen können und immer ganz fest und sicher auf dem neuen Boden unhergeschritten wären, das ist wohl unmöglich, und es braucht Generationen, um in einen neuen Stand hinein zu leben, und je ängstlicher man es will, je verlegner man thut, was jedoch bei unserm Besenbinder nicht der Fall war, desto weniger gelingt es.

Der liebe Gott ließ sie lange leben, er gab ihnen noch die Freude, zu sehen, wie brave Tochtermänner mit ihren Weibern wohl zufrieden waren und brave Söhnisweiber die Eltern um ihrer braven Männer willen liebten und ehrten, und wenn sie noch jetzt auf Erden wären, so würden sie sehen, wie die Familie Wurzel geschlagen, blüht und Früchte trägt unter den Ehrbaren des Landes, denn sie bewahrt noch jetzt die wahren Lebenskeime der Familie: Fleiß und Frömmigkeit, ein währschaft kernhaft Wesen, das nicht alle Tage ein anderes wird, je nachdem der Wind geht und die Umstände wechseln.

Gedruckt bei C. G. Henbeß in Cöslin.

Inhalt.

	Seite
Der Besuch auf dem Lande	1
Segen und Unsegen	67
Der deutsche Flüchtling	103
Wurst wider Wurst	145
Wahlängsten und Nöthen des Herrn Böhneler	171
Sage vom Meyer auf der Mutte	223
Das Erdbeeri Mareili	249
Die Wege Gottes und der Menschen Gedanken	303
Der Besenbinder von Rychiswyl	343

Inhalt.

Seite

Der Besuch mit dem Kinde 1

Segen und Nutzen 67

Der deutsche Studirling 105

Unser neuer Pfarr 146

Geschichten und Bilder des Herrn Bildmeier . . . 171

Sage vom Meere auf der Insel 233

Der Erbherr Amerili 249

Die Wege Gottes und der Menschen Gedanken . . . 309

Der Befehlshaber von Jadrikul 343

Druck bei C. G. Fischer in Cöln.

Inhalt.

Seite
Der Streit mit dem Teufel 1
Segen und Mingen 67
Der häusliche Mittelstand 105
Schnell reiche Kunst 146
Weihnachten und Ostern des Herrn Pfarrers . . . 171
Segen vom Meere und der Flamme 229
Von Erhabenen Almanach 249
Die Wege Gottes mit den Menschen 303
Der Geschmack von Hyazinth 343

Druck bei C. W. Stark in Ellwangen.

Inhalt.

Seite
Der Streit mit dem Teufe 1
Segen und Plagen 67
Der deutsche Studirte 105
Kurz weise Kurz 146
Verläumdungen und Lügen des Herrn Philemon 171
Segen dem Bücher auf der Bank 229
Das Erbbuch Adams 249
Die Klage Gottes und der Menschen Gedanken 309
Der Befehlshaber von Jericho 343

Gedruckt bei C. G. Hendrich in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gotthelf, Jeremias,

Jeremias Gotthelfs (Albert Bitzius) gesammelte Schriften Mit einer Biographie des Verf. einer Charakteristik seiner Schriften u. einem Wörterbuch der bernerischen Ausdrucke zu 24 Bänden. Mit dem Portrait des Verfassers
Bd.: 9

Berlin 1856

P.o.germ. 500 is-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10109434-5